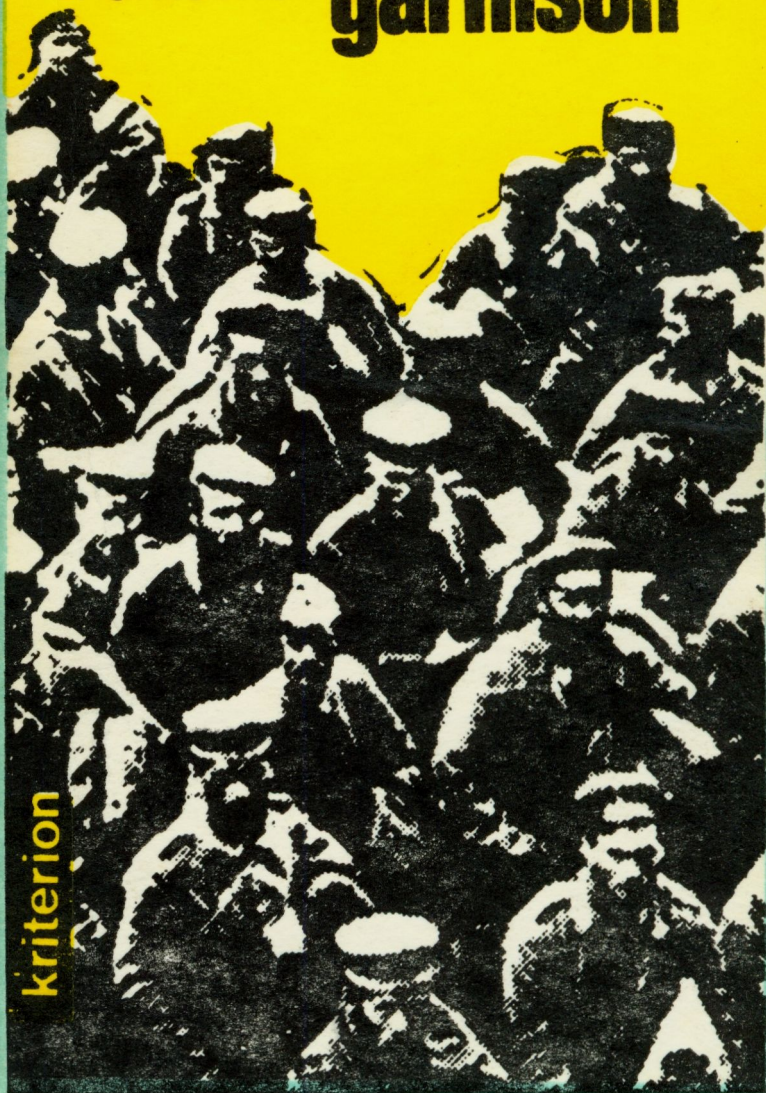


Rodion
Markovits

sibirische garnison



kriterion

Rodion Markovits
Sibirische Garnison

Rodion Markovits

Sibirische Garnison

ROMAN UNTER KRIEGSGEFANGENEN



KRITERION VERLAG BUKAREST 1979

Originaltitel : Szibériai garnizon

Autorisierte Übersetzung aus dem
Ungarischen von Ludwig Hatvany,
bearbeitet von Ernst Weiß

Einbandgestaltung : VICTOR CIOBANU

Ein linder Sommernachmittag — ein Sonntag. Strahlende Helle über allen Dächern der Fabrikvorstadt. Sechs Tage hindurch waren sie schwarz behängt gewesen von den Rauchfahnen der Fabriken —, aber mit dem letzten Sirenenschrei Sonnabend abends war die Dekoration gewechselt worden. Am nächsten Vormittage hatte ein warmer Sommerregen allen Schmutz fortgewaschen, ein zarter feiner Duft, wie von einer Wiese herwehend, hatte sich in der Luft ausgebreitet, ein spitzbübischer Wind hatte die Wolken durcheinandergejagt, rein und klar, wie ein heiterer blauer Sommerschirm spannte sich über der Stadt Kleinpest jetzt der Himmel aus.

In der Jánosgasse stand ein Fenster offen, der Kranke selbst hatte es geöffnet. „Ob ich wohl gesund bin?“ dachte er, nicht ohne einen Anflug von Besorgnis, und legte sich im Zwiespalt seiner Gefühle ängstlich wieder in sein Krankenbett zurück.

Während seiner Krankheit war alles stillgestanden. Alles war stumpf gewesen, fern, still. Es war, als ob von den Erscheinungen dieser Welt alle Farbe für ihn abgebröckelt wäre. Jetzt aber sollte er genesen: jetzt kam die Last seiner Verantwortung von neuem über ihn. Bis zum heutigen Tage hatte er nur eine einzige Pflicht gehabt: gesund zu werden. Zwar hatten sich auch schon während der Krankheit kleine Sorgen eingenistet, kleine Hindernisse waren zu

überwinden gewesen und hatten sich nicht recht überwinden lassen, Quellen hatten sich verschlammt — einerlei, das alles war neben ihm vor sich gegangen, es konnte bleiben, wie es war, man hatte schonend einen Schleier darübergezogen...

Er war aus einer kleinen Provinzstadt hierhergezogen, er besaß ein Doktordiplom, jetzt sollte Brot damit erworben werden. Dann war er in die Vorstadt übersiedelt, hier war es billiger zu leben, er konnte hier leichter eine Gelegenheit erlauern. Jedem kleinen Diplömchen kam eine armselige Beute zu, hier wollte er sie erhaschen. Dann hatte ihn eine dumme Halsentzündung niedergeworfen. Wochenlang hatte er Tag für Tag versucht, ob er ohne Schmerzen schlucken könne. Er wollte die Genesung beschleunigen, wollte sie erzwingen — und jetzt war sie da.

Jetzt sah er auf diese Krankheit zurück wie auf eine Schneeflocke, die in der Sonne schmilzt. Diese Tage verblauten hinter ihm wie eine Insel, die inmitten der Hetzjagd der Zeit ruhevoll stillliegt. Jetzt schloß er seine Augen, um voller Genugtuung und freudiger Befriedigung sich eines Bildes zu entsinnen, das er vor einigen Wochen gesehen: Seine Frau war damals, viele Blütenblätter im blonden Haar, an sein Bett gekommen, sie hatte sich freudestrahlend über ihn geworfen und gestammelt: „Unser kleiner Junge hat den winzigen Apfelbaum geschüttelt... er stand unter ihm... die Blüten fielen auf mich herab...“

Jetzt schloß er die Augen, sah wieder ihre blonden Löckchen zittern, sah die im Glück gelösten Linien ihres Mundes, die Frühlingslichter in ihren Augen. Jetzt fühlte er wieder die Berührung der weichen Patschhändchen seines Jungen auf seiner fieberheißen Stirn.

Das waren die Augenblicke höchster Lebensgunst, das war die echte Beseligung des Lebens —, lohnt er sich einmal, vergangenen Glückes zu gedenken, dann muß er dieser Augenblicke gedenken... Jetzt schwindet die Krankheit, aber es schwindet auch die Jugend dahin. Die blaue Insel versinkt. Dahin. Kann sein, ja es ist sogar wahrscheinlich, daß er auch morgen voller Liebe umarmt wird, kann sein, daß ihm auch später ein lieber Kindermund voll Unschuld entgegenplappert: und doch wird er morgen von seiner Frau den Vorwurf hören, ja, nervös wie er ist, hört er das verhängnisvolle Wort schon jetzt, schon jetzt packt es ihn, rüttelt an seinem Herzen: „Was soll aus uns werden?“

Das waren die Bazillen der Verantwortung, sie konnten sich, daß wußte er, mit unglaublicher Geschwindigkeit im Blute vermehren, und nun verbreiteten sie sich in rasendem Tempo, er spürte sie im Rücken, sie bohren in seiner Hand, sie hatten sich in sein Bett zwischen die Kissen eingenistet, die Wassergläser strahlten Vorwürfe aus, die Luft war voll von Sorgen, die Kümmernisse gediehen auf den Tapeten zwischen den vielen kleinen Blumen ...

„Du hast geschlafen?“ fragte seine Frau.

„Ich? Nicht einen Augenblick“, antwortete er nervös.

So begann ein schleppendes Gespräch. Seine Frau legte ihre Hand auf seinen Kopf. Er hatte Lust, sie anzufahren: „War ich denn zu lange krank?“ Aber er gab sich alle Mühe, ruhig zu werden, dennoch klang seine Stimme gereizt, als er sagte: „Höchste Zeit für mich, gesund zu werden ...“

Seine Frau seufzte: „Lieber Gott, was können wir tun? An uns liegt's nicht.“

Er wurde ärgerlich. Die Bazillen regten sich, eine neue Krankheit, ein neues Fieber. Etwas höchst Hartnäckiges, eine wahre Plage, eine ganz bösartige

Sache. Hätte seine Frau nicht sagen müssen; „O du armes Liebes, nein, was denkst du denn? Bleibe nur ruhig liegen! Du hast dich um nichts zu sorgen...“? Ja, so wäre es richtig gewesen: „um nichts zu sorgen“, das hätte sie sagen sollen.

„Ich glaube, morgen bin ich wieder ganz oben-auf...“ Er lachte gereizt. Er war wie ausgedörrt, er durstete danach, die Worte zu hören: „Du hast dich um gar nichts zu sorgen.“ Doch diese Antwort kam nicht. Weder diese noch eine andere. Ein reifes Geschwür wollte aufbrechen, er stocherte an der wunden Stelle seiner Seele.

„Ich glaube, bis morgen bin ich gesund wie ein Fisch. Dann fahre ich in die Stadt.“ Er erwartete einen lebhaften Widerspruch: „Gott bewahre, Herzenslieb, du darfst nicht in die Stadt, Gott bewahre... Ja nicht...“

Er wiederholte: „Glaubst du, daß ich morgen so weit bin? Kann ich in die Stadt?“

„Möglich ist es, mein Schatz. Ich weiß nicht.“

Diese Worte brachten ihn auf. Es durchfuhr ihn wie ein Blitz: „Gut! Geh deiner Wege! Bist gesund! Raus auf die See mit dem elenden Kahn, hisse das armselige Segel deines juristischen Diploms! Er-obern! Verdienen! Erwerben!“

Von der Straße her kam plötzlich wirres Raunen. Als riefen sich die Spaziergänger draußen in der Sonntagssonne irgend etwas zu, als würde von der einen Straßenseite zur andern ein Wort hinüber und herüber geworfen. Was wollte das bedeuten? Seine Frau beugte sich zum Fenster hinaus. Wie tief rührte es ihn, ihr Köpfchen zu sehen, wie es in unbeschreiblich lieblicher Bewegung zum Fenster hinauslugte, wie sie die Händchen vor die Augen hielt, um besser zu sehen. Das war ein Schlag gegen sein Herz. „Wie konnte ich nur so gemein sein?“ dachte er.

Jetzt war das wirre Raunen zu Ende, die Neugier drängte ihn: „Was gibt es?“ fragte er, „sag doch!“

„Gott weiß was, nicht der Rede wert... ein Ulk. Blödsinn. Zigeuner kommen mit ihren Fiedeln aus der Stadt... sagen, sie dürfen heute nicht spielen, ihr Verdienst heute sei zum Teufel... wahrscheinlich haben sie sich gerauft, und man hat sie hinausgeworfen...“

„Frage sie doch!“

„Da unten die Leute fragen sie aus und kriegen doch nichts heraus, sie reden Unsinn zusammen, farseln etwas vom Thronfolger, man hätte ihn ermordet... deshalb dürfen sie nicht spielen...“

„Was — ermordet? Den Thronfolger? Wo hat man ihn ermordet?“

„Aber das ist ja nur dummes Gerede... sie quasseln bloß... haben Angst vor ihren Weibern, weil sie kein Geld heimbringen...“

Aber in der Jánosgasse sammelten sich um die Zigeuner immer größere Haufen von Menschen. Die Zigeuner lärmten, setzten etwas auseinander, schimpften, flennten. Hier war das Zigeunerviertel von Kleinpest, immer mehr Musiker fanden sich in dem Quartier ein. Hier und da war der Kopf einer Baßgeige vom Krankenbette aus sichtbar, und es schlug der Klang einer dröhnenden Stimme durchs Fenster herein.

„Es soll wegen der allgemeinen Trauer sein... sie sagen, eine ganze Woche werden sie nichts verdienen können...“

Der Kranke machte eine Probe. Er versuchte zu schlucken. Er verspürte keinen Schmerz mehr. Er spürte etwas ganz anderes. Ein Gefühl des Neugeborens durchlief ihn; als wäre er nach langer Haft befreit aus dem qualvollen Arrest seines Matratzenlagers, so rief er: „Gib mir meine Kleider, mein Kind!“

„Du willst doch nicht aufstehen? Gott bewahre! Jetzt schon aufstehen!“

Er wiederholte trocken und energisch: „Gib mir meine Kleider, mein Kind! Ich will in die Stadt...“

Er lauschte überall in der elektrischen Straßenbahn umher. Bis zum Volksgarten stieg niemand ein. Dann füllte sich der Wagen. Ein Wort, das er einmal aufgeschnappt hatte, fiel ihm ein: Gehörsantennen... Ich streckte meine Gehörsantennen aus... Oder besser noch: Ich stelle meine Gehörsantennen auf... Auch nicht besonders... Im Grunde weiß ich nicht, was Gehörsantennen eigentlich sind.

Arbeiter aus Kleinpest, Hausfrauen, in Schürzen, Schneidergesellen, Putzmachermädchen, Nähmamsells, pensionierte Eisenbahner, alles drängte sich in den überfüllten Wagen. „Die Bluse soll nämlich einen kleinen Ausschnitt bekommen, der Rock aber plissiert, natürlich. Der Onkel Karl hat mir, weißt du, ein Meter Seidenband geschenkt, dünnes... aber es wird auch zu wenig sein, fürchte ich, nicht?“ „Er hat ja verkrüppelte Füße! Selbstverständlich. Und Sie haben das nicht bemerkt?“ „Und jetzt sagen Sie, wie hat man's ihm denn stehlen können...? Ich begreife das bei Gott und der Seligkeit nicht. Da, wie ich das Weinderl bezahlt habe, da war es doch noch in meiner Tasche.“ „Dem Gärtner hab ich's gesagt: Zwingen läßt sich das nicht...“ „So im Spaß, aus Jux bin ich die Wette eingegangen. Pfeif drauf...“

Er zog seine Gehörsantennen wieder ein. Enttäuscht. Keine Beute. Von großen Ereignissen ließ niemand ein Sterbenswörtchen fallen. Warum eigentlich „großes Ereignis“? Was erwartet er davon? Was erhofft er? Und wenn man schon den Herrn Thronfolger ermordet hat? Bekommt er deshalb leichter einen Posten? — Einmal hatte er ein Los besessen. Nach der Ziehung hatte er die Zeitung eingesehen.

Nichts gewonnen. Er hat das Los in einer Hand, in der anderen die Zeitung, liest die Liste zweimal... nichts. Da bleibt das Auge an einer Sensation hängen. Erdbeben. Er beginnt sie gierig zu verschlingen. Vergißt alles darüber. Überstürzte Flucht... Militär — heroische Rettungsarbeiten — katastrophale Überschwemmung — das Meer tritt über die Ufer... Kathedrale stürzt ein... Eisenbahnzug entgleist. Wie tief hatte ihn dies aufgerüttelt, er mußte die Sache mit dem Los vergessen. Seine Gedanken hatten einzig dem Erdbeben gehört. Daran gemessen war alles andere zwergenhaft, winzig klein. Seither hatte er nie wieder daran gedacht, daß er nicht gewonnen hatte. Statt eines Haupttreffers ein Erdbeben, und es war ihm nicht einmal zum Bewußtsein gekommen, daß das ein schlechter Tausch war.

„Brot brauche ich! Einen Posten suche ich, und ich beschäftige mich mit dem Thronfolger!“

„Sensationelle Extra-Ausgabe! Eeextra-Ausgabe! Sensationell!“

Plötzlich war er zusammengefahren. Er griff nach dem Blatt, gierig verschlang er die Worte. Die Zigeuner hatten die Wahrheit gesagt: das große Ereignis füllte in Riesenlettern die Extra-Ausgabe. Es war wenige Stunden her, schon waren mächtige Zeitungsspalten darüber geschrieben, schon lärmte die Menge auf den Straßen, schon gab es ellenlange Berichte. Er verließ die Elektrische, ging ins nächste Kaffeehaus. Dort machte er sich wieder über die Berichte her... Serajewo... Prinzip... Ja, mit einem Revolver...

Hier lasen sie alle. Ohne Hut liefen auf der Straße die Menschen umher. Alles schrie: „Her damit! Eine Zeitung! Auch hier eine! Hierher!“

Im Kaffeehaus hörte man nur das leise Knistern der Zeitungsblätter. Endlich stand ein Herr auf, kam

zum Billard und sagte: „Bitte, wir können jetzt weiterspielen.“

Jetzt legte denn auch eine Dame am Nebentisch eine Zeitung vor sich hin und erhob ihre Stimme: „Und dann, wie ich eben gesagt habe, Tante Irma hat schon wieder angefangen zu nörgeln und zu meckern... sie hat keine Tochter, hat sie gesagt, ein undankbares Geschöpf ... und warum?“

Es schrillt durch das Kaffeehaus: „Einen Kaffee verkehrt! Einen Braunen mit Schlag! Tisch Mitte Zwei. Besonders viel Zucker!“

Der Cafetier nahm sein Augenglas in die Hand und trat zu dem kleinen Springbrunnen. Hier ermahnte er ein kleines Mädchen mit unterdrückter Wut in der Stimme: „Mein Herzerl, laß die Goldfischchen in Ruhe, bitte! Die sollen noch andere brave kleine Kinder erfreuen, nicht?“

Er hätte sich hinstellen mögen, um allen zu erklären, um alle aus ihrer Lethargie zu bringen: „Nein, so etwas kommt nicht alle Tage vor. Bitte, dieser Tag, die Ermordung des Thronfolgers, Kaiserlicher Hoheit Franz Ferdinand, in Serajewo, das kommt in die Weltgeschichte, wird in den Schulen unterrichtet werden. Man wird in diesem Fach geprüft, wer es nicht weiß, wer das Datum vergessen hat, fällt bei der Reifeprüfung durch.“

„D a s heißt bei Ihnen lauwarm, Ober? Ich verbrenne mir ja den Mund! Sie, Herr Sowieso, Herr Cafetier, ja Sie meine ich, haben Sie die große Freundlichkeit, sich einmal eine Sekunde hierherzubemühen. Ich will Sie nur in aller Ruhe fragen: was heißt denn bei Ihnen siedendheiß, wenn das bei Ihnen lauwarm sein soll, ja?!“ Sofort war der Kaffeehausbesitzer von seinem geliebten Springbrunnen zu dem nervösen Gast hingeeilt, ihn zu beruhigen, etwas kalte Milch zu holen, sich bei ihm damit zu entschuldigen, daß der „Ober von heute“ nur ein

Aushilfsmann sei. Sonst gäbe es bei ihm keine nachlässigen Angestellten, so etwas sei ihm noch nie passiert. Aber, mein Gott, es ist Sommer, Sonntag ist es auch, tote Saison. „Aber, mein werter Herr, was sagen Sie zu der Geschichte? Ja natürlich, diese Anarchisten...nicht?“

„Jetzt frage ich Sie im Ernst, was mich das angeht, Herr?! Bitte sehr, mich geht Sonntagnachmittag im Sommer absolut nichts anderes an als ein guter, lauwärmer Kaffee mit zwei Stück Kuchen, jawohl. Das eine soll gelb sein mit Vanille, das andere braun mit Schokolade. Ihre Tritschtratschneugigkeiten werde ich abends im Bett lesen. Was soll ich mich jetzt damit albgeben? Habe ich nicht Plackerei genug in der Woche?“

„Gewiß, gewiß! Aber für mich bedeutet das einen großmächtigen Schaden, nicht? Heute abend zum Beispiel wird hier keine Musik spielen. Haben wir aber keine Musik, mein Herr, dann können wir zumachen. Und glauben Sie nicht, mein Herr, daß die Sache in Serajewo ernstere Folgen haben wird?“

„Ernstere Folgen? Natürlich. Sind ja schon da. Folge und Ernst auch. Gewiß ein sehr bedauerliches Vorkommnis. Aber ausgerechnet sonntags, wenn ich meinen Kaffee trinken will?“

„Und glauben Sie, mein Herr, daß es ein Musikverbot auf mehrere Tage gibt?“

„Woher soll ich das wissen? Wenn sich der Oberstadthauptmann höheren Orts lieb Kind machen will, dann könnte es allerdings einige Wochen dauern...“

„Einige Wochen...? Belieben zu scherzen, mein Herr! Schön schau ich aus, wertester Herr. Der Sommer ist ohnehin nichts wert, das hat mir noch gefehlt. Wie soll ich das aushalten? Schon der Ausfall von heute ist mein Ruin.“

So wurde bei allen Tischen allmählich die Katastrophe in die Ereignisse des Tages einbezogen.

„Eine Geschäftstour? Warum denn nicht? Warum sollten denn die Züge jetzt steckenbleiben?“

Flüchtig und oberflächlich, nicht anders als man andere Tagesereignisse hin und her wendet, so brachte man auch hier das Ereignis mit sich selbst in Verbindung. Das war es nicht, was er erwartet hatte. Er hatte geglaubt, die öffentliche Meinung werde wie eine Bombe in die Luft gehen, die Kruste der Menschen würde sich lösen. Ja, alles gut, aber wie soll ich eigentlich diese bewußte Kruste loslösen? Was bedeuten eigentlich solche Worte wie „Kruste“, „loslösen“? Fieberte er vielleicht immer noch? Er schlich sich aus dem Kaffeehaus. Die überfüllte Straßenbahn nahm ihn nach Kleinpest mit. Enttäuscht, gebrochen hockte er in einem Winkel der Elektrischen. Als wäre etwas danebengelungen. Ein wichtiger Moment verpaßt. Auch verspürte er etwas wie ein kleines Kratzen in der Kehle. Vielleicht gar ein Rückfall? Also aufgesessen! Und wer hat ihn aufsitzen lassen? Frage! Wie sollten seine Sorgen erleichtert werden durch die Ermordung des Herrn Thronfolgers? Wie konnte er sein Schicksal an das des Thronfolgers kuppeln? Er konnte es nicht mehr begreifen. Neben ihm ein Gespräch. Leise und gemessen, „Hoffentlich gibt das keinen Riesenskandal. Versteh ich gar nicht. Wie kann so was passieren? Schlaperei! Daß keines von den Viechern auch so etwas bemerkt hat! Einer schiebt nur immer den Fehler auf den andern.“ Sie besahen die Extra-Ausgabe, wiesen mit einem Bleistift auf verschiedene Stellen: „Hier steht es... Nun, jetzt ist alles schon egal.“

Auch er nahm die Zeitung zur Hand und sah aufmerksam nach der Stelle. Was mochte da so skandalös sein? Endlich entdeckte er es: „Das traurige Hinscheiden unseres greisen Monarchen.“ Und dann:

„Kaiser und König, Seine Apostolische Majestät Franz Ferdinand, von Gottes Gnaden...“

Er wußte, was Redaktionsarbeit bedeutet, und so wurde ihm auch die verhexte Schlamperei verständlich. Der Nekrolog des greisen Franz Josef lag schon Jahr und Tag druckbereit, da, und ebenso war auch die Begrüßung des neuen Monarchen fix und fertig. Die Extra-Ausgabe brachte diese fertigen Artikel mit geringen Änderungen... Mit der eingetretenen Katastrophe hatte natürlich niemand gerechnet... Es war ja nur eine ganze Kleinigkeit: der greise Kaiser hatte den jungen Thronfolger überlebt. Nun hatte man die alten Stellen im Satz stehenlassen. Das ist der Skandal. Und sonst nichts. Die Welt ist nicht aus den Fugen geraten. Für sich darf er keine Änderungen vom Schicksalslauf erwarten. Bloß einige Druckfehler... ein bißchen Sandal... Echt österreichisch.

Am nächsten Morgen erwachte er spät. Sofort machte er sich an Schluckversuche. Es blieb nichts anderes übrig, als mit Bangen zu konstatieren, daß er im Halse nichts Krankhaftes mehr verspüre. Gesund! Aber was sollte er jetzt beginnen mit dieser Gesundheit?

Von dem gestrigen Ausflug war noch kein Wort gefallen, denn seine Frau hatte bereits geschlafen, als er zurückgekommen war. Nicht schön von ihr. Sie hätte noch warten können, ihn erwarten sollen.

Über das große Ereignis konnte man nicht schweigend hinweggehen. Zögernd begann er: „Nun, wahrhaftig... die Zigeuner haben recht gehabt. Übrigens — in der Zeitung steht es auch. In der Stadt war die Aufregung ungeheuer.“ Seine Frau blickte ihn traurig an. Was er als Herausforderung betrachtete. Schon sprühte es Funken aus ihm: „Ich weiß,

ja ganz genau... Was uns das anginge? Daß es besser gewesen wäre, wenn ich mich um meinen Posten...“

„Aber nein. Warum regst du dich so auf? Erst mußt du in Ordnung sein. Dein Hals ist noch empfindlich... nicht einmal sprechen solltest du. Auch das schadet. Wo ist die Zeitung?“

Er war beschwichtigt und reichte ihr das Blatt. Seine Frau blätterte mit einigem Interesse, plötzlich rief sie lebhaft aus: „Sieh! Das war wohl schon im vorhinein zusammengestellt... Hier ist vom verbliebenen Monarchen die Rede, hier vom neuen Kaiser... Interessant.“

„Du hast das sofort bemerkt?“

„Du denn nicht?“

„Ich habe es zuerst in der Eile übersehen... Aber in der Straßenbahn habe ich davon gehört... Was du aber für gute Augen hast!“

Der sichere, alles klar erkennende Blick seiner Frau hatte auf ihn einen niederdrückenden Eindruck gemacht... Jetzt hatte sie die Artikel überflogen, sie faltete das Blatt ruhig zusammen, legte es auf den Tisch.

„Alles gelesen?“

„Ich glaube. Mir genügt, was ich weiß. Eine große Begebenheit. Ja... aber... aber?“

Dieses „Aber... aber?“ hatte zu bedeuten: Was hast du wohl von diesem Ereignis erwartet? Glaubst du vielleicht, unsere Sorgen würden durch diese Begebenheit gemildert? Unsere Existenz — die Dynastie... Was soll das eine dem andern? Und deshalb bist du, krank wie du bist, in die Stadt gerannt? deshalb zwanzig Heller Straßenbahnfahrt? Glaubst du, die Dynastie ersetzt dir deine Auslagen?... Dein großes Ereignis, deine Begebenheit? Ein paar Druckfehler. Das bleibt von dem ganzen Skandal. Das liegt alles so weit von uns, so fern...

Er schämte sich. Wen will er anklagen? Wer hat ihm etwas angetan?

„Ich spüre nichts mehr in der Kehle...“

„Es wäre aber doch gut, wenn du noch etwas ruhen wolltest.“

„Bin ja schon ausgeruht! Wir fahren in die Stadt. Komm mit!“

Ein festlicher Nachmittag. Keine Störung. Im Café bestellte er für sie eine doppelte Portion Schlag-sahne. Sie tuschelten leise... Dann wieder Stellungs-suche. Fahrten in die Stadt. Besuche bei Vereini-gungen, bei Kollegen, Erkundigungen. Er rückte nicht sofort mit seinem Wunsch heraus, erwähnte nur so nebenbei: „Einen wirklich guten Posten als Kanzleivorstand würde ich schließlich akzeptie-ren...“

Er durchforschte das Amtsblatt. Je tiefer seine Hoffnungen sich neigten, desto eifriger studierte er es. Nur hier gab es noch Hoffnung. Nichts wollte und ersehnte er als nur das eine: mit den Seinen, eng eines an das andere geschmiegt, unterkriechen, Halt finden... Er war zärtlich gegen sie, er war doch noch voll Hoffnung, aber er brachte von seinen Gängen in die Stadt nichts heim als ein paar ermuti-gende Worte. Mit einer nichtssagenden Antwort konnte er sich und seine Frau beschwichtigen — sonst war das Ergebnis Null. So hüllte er sich in hoffnungsvolle, geheimnisvolle Anspielungen: „Sag, Liebes, sollte ich zum Beispiel nicht bei Gericht eine Anstellung suchen? Was meinst du?“

„Mir ist es recht...“

„Auch in der Provinz?“

„Meinetwegen in der Provinz.“

„Heute steht im Amtsblatt, daß in Puj... weißt du, wo Puj liegt?“

„Wie soll ich das wissen?“

„Tief unten in Siebenbürgen... dort könnte ich sicherunterkommen.“

„Mir ist es sehr recht. Wir werden es dort sehr schönhaben.“

Mit einem Worte: Puj. Er hat diesen Namen noch nicht oft gehört. Soll jetzt sein ganzes Leben dort verbringen. Gut. Tut nichts. Er wird an Sommernachmittagen unter einem Birnbaum sitzen, in alten Journalen herumblättern. Wenn er Geld hat, wird er sich eine Hängematte leisten. Er sieht es bereits vor sich, wie er sein Söhnchen schaukeln und wie dieses darüber hell aufjauchzen wird. — Von dem Abgeordneten seines Komitats erhielt er eine Empfehlung an den Staatssekretär. Nun wartete er auf die Rückkunft dieses hohen Herrn. Jetzt war er verreist. Samstag sollte er eintreffen. Schön. Samstag wird er wieder ins Ministerium gehen. Er erkundigte sich täglich. Der Brief des Abgeordneten war stets in seiner Tasche. Vielleicht konnte man ihn brauchen.

Extra-Ausgabe!

Er griff diesmal nicht mehr so gierig nach der Zeitung. War nicht mehr so kindlich, etwas von historischen Ereignissen für sich zu erwarten. Das letzte hatte ihm nicht einmal soviel Befriedigung eingebracht wie seinerzeit das Erdbeben. Er stopfte das Blatt ruhig in die Tasche. Hat Zeit bis zu Hause. In Kleinpest. Im Bett. Der nervöse Herr im Kaffeehaus: Ich will meinen Kaffee und keine Ereignisse —, den verstand er jetzt.

Im Kaffeehaus setzte er sich an den Tisch der Journalisten. Literarische Gespräche hörte er immer gern. Heute aber gab es keine Literatur. Sie sprachen von ganz anderen Dingen. Er verstand keine Silbe. Soll Giesl Belgrad verlassen? Wer ist dieser Giesl? Der Zarenhof wird es nicht zulassen... Die Schwester der Zarin... Montenegro... Warum soll

das so wichtig sein? Das Ultimatum kann und muß diese Folgen haben... Was für ein Ultimatum? Weshalb ist denn dieses Ultimatum etwas so Ernstes? Einkreisungspolitik, Dreibund. Und nochmals: Ultimatum... Sie hatten seine Laune verdorben. Sprachen eine fremde Sprache. Er verließ mißgestimmt den Tisch. Ging heim und sah nur das liebliche siebenbürgische Städtchen Puj vor sich. Sah sich als Kreisrichter, sah sich seinen kleinen Jungen schaukeln in der Hängematte zwischen den zwei Birnbäumen. Was die Extra-Ausgabe betrifft, hatte er sie vollständig vergessen. Er legte sich zu Bett, doch erwachte er von dem Rascheln des Blattes. Seine Frau las sie. „Du liest die Zeitung, mein Kind? Nun... was gibt es?“

„Hast du sie denn noch nicht gelesen? Es bereitet sich etwas Unheimliches vor... Mir will es nicht in den Sinn. Wenn nämlich auf dieses Ultimatum keine befriedigende Antwort gegeben wird... dann gibt es Krieg. Hier heißt es zwar in der Zeitung, daß die Gefahr des Krieges augenblicklich vollkommen ausgeschaltet ist. In dem Satze steht nicht einmal das Wort Krieg, es heißt nur der „bewaffnete Konflikt“, aber in einem anderen Satze heißt es doch Krieg...“

„Warum nicht gar?! Sei nur nicht bange, sie werden schon eine befriedigende Antwort geben... Ja, ja, ja... sie wird schon... wird nicht ausbleiben...“

Wie sonderbar, jetzt ist es seine Frau, die ihr Schicksal mit allerhand dynastischen Angelegenheiten in Zusammenhang bringt. „Wir wollen unser Schicksal nicht mit dem kaiserlichen Hof verknüpfen“, sagt er, „was schert uns Giesl, der Belgrader Botschafter. Ja, leg dich lieber zu Bett, mein geliebtes Kind!“

Aber am nächsten Tage empfing ihn der Staatssekretär nicht, erst am dritten Tage, und war da sehr ungehalten: „Bin äußerst überrascht: Ihre Bitte

in dieser Schicksalsstunde mutet fast frivol an. Was sollen solche kleinlichen Angelegenheiten, wenn das Wohl und Wehe des Vaterlandes...“

Erst auf der Straße kam er zur Besinnung, als er alle Leute um eine Litfaßsäule zusammenrennen sah. Während noch das Plakat geklebt wurde, lasen die Leute laut und aufgeregt: „Allgemeine Mobilisierung!“

Er wandte sich an einen älteren Herrn, der ebenfalls sehr interessiert schien. „Darf ich bitten“, fragte er, „hätten Sie die große Freundlichkeit? Was bedeutet das: ‚Allgemeine Mobilisierung‘?“

Sie übersiedelten nach Pest, in die Stadt. Sie bezogen in einer Seitengasse eine Wohnung. Sie erlernten die Fachausdrücke, daß es eine „Front“ gibt, ein „Hinterland“. Auch im Ungarischen hieß es „Hinterland“. Dieses, so ließ man sie wissen, sei nicht minder wichtig als die Front. Der Wahlspruch war: Nerven nicht verlieren! Jeder verharre auf seinem Posten. Jeder komme pflichteifrig seinem Dienste nach. Er aber hatte keinen Dienst. Er hatte nichts zu verharren. Seine Ernennung hatte ja nach Ansicht des Staatssekretärs von der Tagesordnung zu verschwinden. In den Ämtern sollte sogar das Personal verringert werden. Da war eben nichts zu machen. Er verstand es durchaus nicht, denn es waren ja viele Leute eingerückt; und dennoch nirgends eine Lücke, eine Vakanz? Man gab ihm phantastische Ratschläge. Er solle in einer Munitionsfabrik als Arbeiter unterkommen —, dann wäre gewiß für sein Leben gesorgt. Für sein Leben? Daran hatte er bis jetzt nicht gedacht. Aber freilich. Er hatte eine Vorladung bekommen, sollte sich zur Musterung melden... Er setzte sich wieder an den Tisch der

Journalisten: „Wie lange kann eigentlich der ganze Krieg dauern?“

Die Journalisten rauchten ihre Zigarren, ließen geruhig die Wolken in die Luft steigen. Gaben keine Antwort. Aber lächelnd sagte ein junger Mann mit Brille: „Ich bitte schön, der Dreißigjährige Krieg, der hat seine guten dreißig Jahre gedauert. Hingegen der Siebenjährige war schon beträchtlich kürzer. Die Napoleonischen Kriege aber... was kann man schon da wissen?“

Abends hatte er mit seiner Frau einen Wortstreit. „Es geht nicht vorwärts. Weder bei öffentlichen Ämtern noch bei Privaten, nirgends. Überall klagt man. Alle Ämter sind überfüllt. Als hätte man aus Feindesland die Arbeitslosen hergeschickt. Ich weiß nicht, was v/erden soll.“

„Wir hätten in der Provinz bleiben sollen.“

„Und du meinst, da ist es besser? Und dann, ich will dir etwas sagen: Was wird, wenn der Krieg... ein ganzes Jahr dauert?“

„Wird das gut für uns sein?“

„Es ist nicht ausgeschlossen, daß auch ich einrücken muß.“

„Was soll das schon wieder? Du hast an so etwas nicht einmal zu denken. Die Soldaten, die haben zu marschieren, wir haben unsere eigenen Sorgen.“

„Ja, alles gut und schön, aus der Weltgeschichte weiß man aber, daß der Dreißigjährige Krieg...“

„Na ja, gut, aber die Schlacht bei Mohács, die hat nur einen Tag gedauert.“

„Ja, aber ich will nur sagen, es ist nicht ausgeschlossen, daß auch ich...“

„Schlag dir nur diese Gedanken aus dem Kopf... das soll unsere geringste Sorge sein...“

Doch er vernachlässigte von jetzt an ganz entschieden die Stellensuche. Der Tag der Musterung nahte heran, der Krieg wollte kein Ende nehmen. Einige

zwar behaupteten, zu Weihnachten werde Schluß gemacht, andere sagten, es könne ein ganzes Jahr vergehen, bis...

Eines Abends begaben sie sich zum Ostbahnhof. Es waren die ersten Verwundetentransporte eingetroffen. Dicht standen die Leute auf den Straßen. Kaum hatte man die ersten Wagen des Roten Kreuzes erblickt, als ein Blumenregen auf sie hinabfiel. Wie im Taumel feierte die Menge die Soldaten, die fahl und blutlos in den offenen Wagen ausgestreckt dalagen. Auch er und sie warfen Blumen und kleine Tabakpakete ihnen zu, wie sie es von anderen sahen. Dann begaben sie sich im Bewußtsein einer guten Tat heim.

Es bildeten sich Freiwilligenkompanien, und vor den Kaffeehäusern ertönten allerhand begeisterte Reden. Auch sie unterlagen einer merkwürdigen Anwendung: eines Morgens begaben sie sich in ein Lokal, streiften ihre goldnen Eheringe ab, tauschten sie gegen eiserne ein. An diesem Tage waren sie glücklich. Abends spazierten sie auf dem Ring, „Ach! Sie sind es, Neufeld!“ rief die Frau und zeigte auf einen Soldaten mit verbundenem Arm.

Sie durften einige Schritte mit Neufeld gehen, im Kreuzfeuer der neidischen Blicke aller Spaziergänger. Neufeld wahr sehr wortkarg, sie aber waren außer sich vor Freude, sich hier mit ihm sehenlassen zu dürfen.

„Das Vaterland fordert seine Opfer“, so gab sehr lebhaft die Frau ihre Ansicht zum besten, als sie daheim waren.

Er empfand ein gelindes Schamgefühl... Beim Abendessen wurden an diesem Tage Worte gebraucht, die, wie er meinte, längst schon bedeutungslos geworden waren. Er hatte geglaubt, nur noch in Schullesebüchern finde man das Wort „Held“. Bis jetzt hatten sie auch nicht gewagt, den Ausdruck zu

gebrauchen „ins Feld gerückt“. Jetzt sagte seine Frau: „Der Vizeportier ist ins Feld gerückt.“ Das Schlachtfeld wurde zu einem hehren, durchgeistigten Wort. Alles, was mit diesem längst ergrauten und verstaubten Wort verbunden war, glänzte jetzt in hellster Glorie. Ein Freund hatte ihm gesagt, daß man fürs Militär Unterhosen anfertigen müsse. Man könne klotzig dabei verdienen. Auch Mützen. Oder Blusen. Waffenröcke. Lohnender Verdienst... Er hatte ihn entsetzt angeblickt, als stände ein Tempelschänder vor ihm. Im heroischen Zeitalter, im Ruhmesjahre von Blut und Eisen und Ehre —, kann es da noch so hundsgemeine Seelen geben, die im trüben fischen wollen?! Aber er war sicher, man würde ihn bei der Musterung als kriegsdienstuntauglich erkennen, er hatte bereits drei Musterungen hinter sich, und jedesmal hatte man ihn wegen Plattfußes heimgeschickt. Bis zur Musterung lohnte es sich ihm nicht, der Arbeit mit besonderer Energie nachzujagen. Hat Zeit. Freilich, einrücken wird er. Wenn man muß, rückt man ein. Vor einem Heldenschicksal wird sich keiner drücken. Nur eins: Fragen wird man ihn nicht. An seinem Willen wird es nicht liegen. Zwang. Eiserne Faust. Sonderbar. Komisch.

Im Kaffeehaus hört er die Journalisten gedämpften Tones spintisieren. „Peter der Große in Erz zeigt — Sie kennen die Statue natürlich? — mit seinem ausgestreckten Finger direkt auf Konstantinopel. Das war sein historisches Testament. Gelingt es den Russen, die Dardanellen einzunehmen, dann können die russischen Großagrarien weiter ihre extensive Landwirtschaft betreiben... Wirtschaftliche Zusammenhänge...“

„Verzeihung! Entschuldigen Sie...“, aufgeregt fiel er ihnen ins Wort, „gestatten Sie, was hat denn unser gerechter österreichisch-ungarischer, notgedrun-

gener Verteidigungskampf mit der russischen Landwirtschaft zu tun?“

Ein wohlwollender junger Mensch bemühte sich, ihm die Sache klarzumachen: „Na natürlich, sehr viel sogar. Denn die Verteidigung und die Rache, das ist alles Nebensache. Die russischen Großgrundbesitzer wollen einen billigen Wasserweg für ihren Getreideexport erzwingen, und das ist nur via Konstantinopel möglich.“

„Ja, gut. Aber angenommen, wir besiegen den Feind und schlagen ihn auf allen Fronten, nur gerade bei den Dardanellen nicht?“

„Ach, Sind Sie ein Kind! Es gibt hier auch andere Fragen...“

„Was zum Beispiel? Was denn noch?“

„Nun, die Kolonien? Der orientalische Absatz der deutschen Textilwaren? Die russische Baumwolle? Der Weg der Kohle? Die Absatzgebiete?“

Er bekam Kopfschmerzen, erhob sich, machte sich aus dem Staub. Daheim fand er seine Frau noch wach. Ihr zartes junges kleines Gesicht war von Sorgen durchfurcht, als sie ihm ihren Mund bot. „Du... dieser Zettel... lautet auf morgen...“

„Auf morgen...?“

„Du warst doch nie Soldat?“

„Bis jetzt nicht, aber...“

„Hast du auch Einjährigfreiwilligenberechtigung?“

„Ja, gewiß doch. Was meinst du nur damit?“

„Was ich meine? Daß du also nur freiwillig einrücken mußt...“

„Aber Engelskind, wo hast du das her? Diese Berechtigung bedeutet nur, daß ich Offizier werde, daß ich die Möglichkeit habe...“

„Ja, aber wenn du freiwillig gar nicht einrücken willst? Mußt du?“

„Natürlich muß ich. Es ist ja Krieg. Das Vaterland kann von jedem fordern, daß er seine Pflicht tut.“

„Wer aber Familie hat, wird denn nicht enthoben?“

„Wo denkst du hin? Aber ich sage dir, mein Liebes, reden wir nicht weiter davon. Wenn ich eben einrücken muß, stelle ich mich in Reih und Glied, werde dabeisein wie... die andern auch. Aber davon ist keine Rede. Dreimal haben sie mich gemustert, ich war immer untauglich. Mein guter alter Plattfuß...“

„Was ist das?“

„Ich kann nicht marschieren. Ein Soldat muß marschieren können, und ich kann's nicht. Ich würde der ganzen Kriegführung nur hinderlich sein. Wenn ich längere Zeit gehen muß, bekomme ich Fußschmerzen. Traurig, aber wahr. Gewiß traurig, aber ich kann am Heldenkampf nicht teilnehmen.“

„Und noch dazu, wo du eine Familie zu erhalten hast. Da nehmen sie es sicher nicht so streng. Dann gibt es ja die vielen richtigen Soldaten, die sich nur damit beschäftigen, die davon leben, wie heißen sie nur?“

„Die Aktiven.“

„Natürlich. Die werden schon genügen. Und die Rekruten dazu. Ist das nicht hinreichend?“

Morgens war es noch dunkel, als sie ihn weckte. „Was gibt es, mein Kind? Was soll ich so zeitig?“

„Ich glaube, du solltest aufstehen, dich ankleiden, ausgehen. Gut spazieren, reichlich dich ausspazieren!“

„Ja aber wozu! Wozu das?“

„Du hast gesagt, dein Fuß schwillt an, wenn du viel zu Fuß gehst.“

„Ja, und was weiter?“

„Dann soll man den Plattfuß auch bemerken... Dessentwegen hat man dich ja bei der Musterung entlassen...“

Hm. Seinen goldenen Ring hat er eingetauscht für einen eisernen, den verwundeten Kriegern hat er

Blumen geworfen, hat vor dem Kaffeehaus an der patriotischen Demonstration teilgenommen. Hatte gerufen: Hoch der Krieg, Hurra!... Und jetzt zog er sich an. Er wollte mit seiner Frau nicht über dergleichen sprechen, wollte sich nicht in eine Debatte einlassen. Sie will eben recht behalten und soll auch recht behalten... Er wird einfach in ein Nachtcafé gehen, sich dort hinsetzen, bei einer Tasse Kaffee den Morgen erwarten.

Keineswegs. Er geht durchaus nicht ins Kaffeehaus. Hat zu Hause Kaffee genug getrunken. Wozu auch? Er macht lieber einen kleinen Spaziergang. Er geht vorerst zum Westbahnhof. Dann zum Ostbahnhof. Dann macht er kehrt und geht nach Ofen hinüber über die Donaubrücke. Die Donauzeile entlang zur Kettenbrücke. Dort bleibt er stehen, um ein wenig zu verschnaufen. Er schämt sich vor sich selbst. Was tut er? Plattfußtraining. Damit die Schwellung recht sichtbar werde? Damit man das Leiden bemerkt? Er schaut nach der Uhr. Erst sechs. Er klettert über die Fischerbastei zur Festung empor, dann wandert er unter großen Umwegen in die Gegend des Schwabentales, dann über die Margaretenbrücke zurück. Um neun Uhr langt er schwer schnaufend und mit etwas empfindlichen Fußgelenken zur Musterung auf dem Josefsring an.

Er kam sofort an die Reihe. Splitternackt stand er an der Meßstange. Ein Feldwebel rief seine Länge aus. Ein bebrillter Uniformmensch, gewiß der Arzt, stand gar nicht von seinem Stuhle auf. Aus einer Entfernung von acht Schritten wandte er ihm kaum den Kopf zu und sagte mit völlig gleichgültiger Stimme, als lese er es von einem Papier ab: „Tauglich... ohne Gebrechen.“ Er empfand es als recht sonderbar, unter Herren, unter Menschen seinesgleichen nackt dastehen zu müssen. Doch überrieselte es ihn zugleich sonderbar, merkwürdig, vielleicht das

Gespräch von gestern über den Wasserweg des russischen Weizens, über die wirtschaftliche Expansion... Auf einen Augenblick flammt es in ihm auf: er hat doch am Ende Weib und Kind! Man tut es nicht für sich selbst. Hat Pflichten seiner Familie gegenüber. Peinlich, ja keineswegs angenehm. Doch es muß sein. Nur das eine fällt ihm schwer, daß man so nackt... Er trat entschlossen dem Arzte näher und verbeugte sich: „Ich bitte, Herr Doktor, ich habe einen Plattfuß. Wollen Sie, bitte, sehen.“ Er hob seinen Knöchel und zeigte ihm, der Arzt beugte sich hinab, eine Sekunde, schon war er mit der Antwort fertig: „Ja, mir scheint... ein klein wenig... Sie können um Dienst bei Kavallerie ansuchen... Wollen Sie bei der Kavallerie dienen?“

Die Antwort bleibt ihm in der Kehle stecken. Was soll er darauf antworten... schöner Husar... ein alter Refrain leierte ab. Als man ihm einen Zettel übergab, wollte er ihn in die Hosentasche stecken, aber zum Glück bemerkte er rechtzeitig, daß er nackt war. Nun war er Soldat. „Herre Leutnant, Herre Leutnant! Was gibt's, mein lieber Sohn...?“ Er erinnerte sich aus seiner Schulzeit auch dieses Versleins.

Alles andere war Rauch und Schall. Die Probleme Strindbergs, der unsterbliche Kodex des großen Kaisers Justinian, der Herbstpreis für das Traberrennen, die Sorgen um die Miete, Augustquartal, ein Arbeitszimmer zwei Treppen hoch mit Balkon, das er stets ersehnt hatte... erledigt.

Seine Frau kam ihm entgegen, sie trafen einander auf der Straße, sie hatte ihm schon von weitem zugewinkt, war gerade mit dem Söhnchen von der Markthalle gekommen. Ohne zu sprechen, lachten sie ihm beide entgegen. Mit nüchterner Entschlossenheit, trocken, gab er es ihnen: „Tauglich... ohne Gebrechen...“

Sein kleiner Junge streckte die Ärmchen aus, langte zu ihm empor. Die Frau hatte den Korb fallen gelassen, sich an die Mauer gelehnt, den Blick starr vor sich hin. Dann sagte sie stumpf: „Und hast du dich auf deinen Plattfuß berufen?“

Er antwortete nicht. Was sollte er sagen? Ja, mein Herz, ich habe mich darauf berufen, aber man hat es nicht beachtet. Was sagst du zu diesem Unrecht? „Vorwärts, hurra! Ihr Patrio-o-o-o-o-ten!“ wie es im alten Liede heißt.

In der kleinen Wohnung trug die Frau den Korb in die Küche, dann kam sie zurück in die Stube. Lange saß sie da, blickte ins Weite, schwieg. Der kleine Junge fing mit dünnem Fistelstimmchen an im Takte zu singen, wie es marschierende Soldaten tun. „Alles raus! Alles raus!“ Die Frau blickte ihn erst schweigend an, dann sagte sie sanft, mit Wehmut in der Stimme: „Nicht singen, Bubi!“ Sie setzte sich wieder auf das Sofa, dann fiel sie zusammen, Schluchzen schüttelte sie durch und durch.

„Sieh, mein Geliebtes, es ist noch nicht sicher... auch kann der Krieg ein schnelles Ende nehmen... Die Blätter schreiben, daß die Anzahl der Todesfälle nur 5% beträgt, und da sind schon die Seuchen eingerechnet. Ich bitte dich, weine nicht! Weine nicht, bitte! Schließlich, sieh einmal, in der Zeit der Feudalherrschaft, da war es ein besonderes Privileg, in die Schlacht ziehen zu dürfen. Dieses Privileg hat sich der Bürger erst jetzt errungen...“

„Aber du mußt doch nicht sogleich einrücken? Hast wenigstens Zeit, drei Monate? Sie wollen sich vielleicht die Leute nur sicherstellen?“

Nun, ganz gewiß, daran hatte er noch nicht gedacht. Muß nicht sofort einrücken. Muß erst alles richtig in Erfahrung bringen. Er nahm den Hut und ging. Vielleicht kann er mit einer guten Nachricht zurückkehren. Er eilte zu einem Bekannten, einem

altgedienten Soldaten... ein Glückspilz übrigens; gleich in den ersten Tagen hatte er einen Tausendguldenschuß in die Hand bekommen, jetzt durfte er daheimbleiben bis Kriegsende. Es hieß doch: Wer einmal seine Pflicht erfüllt hat, der bleibt geschont... Er verrichtete in einem Monturmagazin Dienst, tat sich groß in seiner Uniform. Genießte Ehre und schleppte seinen klirrenden Säbel hinter sich her in Großpest.

„Hör einmal! Man hat mich heute tauglich erklärt... ich möchte einige Informationen... vom Soldatenleben, wenn du so freundlich wärst...“

„Sehr gern, mein Lieber. Nun, man braucht sich nicht zu fürchten. Hauptsache, daß du gutes, warmes, dauerhaftes Schuhwerk mitnimmst, eigenes, nicht ärarisches. Ferner sollst du immer Schokolade bei dir tragen. Alles schmeiß fort, wenn's sein muß, nur auf deine Schokolade mußt du achtgeben...“

„Denke nur, ich bin noch nie Soldat gewesen... weiß nicht, wie's da zugeht... Kommt man so einfach an die Front hinaus und wird gleich in die Feuerlinie gestellt?... Habe noch nie eine Soldatenflinte in der Hand gehabt...“

„Keine Spur ... Zuerst wirst du abgerichtet.

„Bis ich es erlernt habe?“

„Bis du es erlernt hast, jawohl. Doch mußt du keine unnötige Angst haben, denn in Kriegszeiten, und besonders wenn du eine gute Auffassung hast, bist du in sechs Wochen hinreichend ausgebildet... Du hast übrigens auch das Einjährigfreiwilligenrecht, nicht wahr?“

„Gewiß. Und was bedeutet das?“

„Du kannst Offizier werden, gehst in die Offizierschule. An der Front wirst du dann zum Offizier ernannt, wenn du nämlich die nötigen Schulkenntnisse hast.“

„Und gibt es eine Prüfung?“

„Versteht sich.“

„Man kann auch durchfallen?“

„Natürlich man kann. Aber wozu solltest du dir jetzt diese Tortur mit der Prüfung antun? Jetzt schert sich der Teufel um solche Formalitäten. Du verlangst ganz einfach, man solle dich sofort nach der Ausbildung an die Front hinausschicken, und dann, sogleich nach deiner ersten Heldentat, nach dem ersten Bravourangriff, wirst du prompt befördert. Bist dann ein Herr. Bekommst Gage. Erhältst einen Offiziersburschen. Brauchst keinen Tornister auf dem Buckel zu schleppen. Futterst Offiziersmenage.“

Das waren ihm spanische Dörfer: Schokolade, Menage, Offiziersbursche... das nervenzerrüttende Warten hatte Monate gedauert. Auch das hatte also kein Ende. Nun brauchte er keine Anstellung mehr. Keinen Staatssekretär. Keine Zukunft.

In den Zeitungen machten sich die Kriegsnachrichten breit, in den Schaufenstern die „Transparente“. Unbekannte Soldatengesichter waren da von elektrischer Glorie durchleuchtet. Aber er fand nichts Freudiges, das er seiner Frau hätte heimbringen können — was sollte er berichten? So etwa: „Denke dir, am Strij sind drei Bataillone durchgebrochen.“ Oder: „Man hat die Kriegslieferanten, die Sohlen aus Papier geliefert haben, verurteilt. Recht geschieht's ihnen...“?

Und dennoch mußten sie sich hinsetzen und alles besprechen. Er seinerseits ist zwar schon versorgt. Hat sein Programm. Was wird aber aus der Frau, dem Kind? Nun, es gibt ja eine Kriegsunterstützung, allerhand Wohlfahrtsaktionen. Man sagt: „Die Gattin des treuen Kriegers...“

Und dann die Begeisterung!

Vor allem die Heimreise. Er wird mit seiner Frau zu seinen Eltern, den „Alten“, reisen. Man bekommt

Freibillette für die Reise, heißt es. Er suchte die Stelle auf, wo solche Billette ausgestellt werden. Stolz, mit einer gewissen Überlegenheit trat er ein: „Ich bin eingezogen. Bitte ums Freibillett“. Er hatte gedacht, man würde ihn mit grenzloser Höflichkeit, mit schmeichelnder Bereitwilligkeit empfangen, ihm das Billett wohlwollend überreichen. Statt dessen schickte man ihn von einem Schalter zum andern, ließ ihn überall Fragebogen ausfüllen. Er mußte auf ganz unangenehme und sehr taktlose Fragen Antwort erteilen. So unter anderm auf die Frage, „wie er in diese Lage gekommen sei?“ „Eingezogen bin ich!“ sagte er wütend.

„Ja! Richtig“, sagte ein Dämchen und schrieb eigenhändig in die Rubrik das Wort „Eingezogen“. Apathisch, als hätte sie geschrieben: „Sakko, blau, zweireihig, drei Knöpfe.“ So erhielt er endlich ein Eisenbahnbillett dritter Klasse, und sie überreichte es ihm mit einer Miene, die besagte: „Nun, so nehmen Sie, armer Mann, aber kommen Sie uns bis zum nächsten Karfreitag freundlichst nicht wieder unter die Augen.“ Und solchen Leuten sollte er eine Familie anvertrauen. Die — und für Kinder sorgen! Er zerriß das Billett, warf es fort. Er faßte einen Entschluß. Die Familie fährt heim und bleibt bei den Alten. Bis zum Ende. Bis er aus dem Krieg heimkommt. Oder, wenn er nicht heimkommt — ist es eben auch gut.

Daheim begann er zögern: „Sieh, in ein paar Tagen ist es Zeit. Was werdet ihr beginnen? Es läßt sich nicht ändern. Ich kann nicht helfen. Wozu die Umschweife? Drauf und dran! Es ist absoluter Blödsinn, daß der Krieg zu Weihnachten aus sein soll oder daß er schon im Frühjahr zu Ende geht. Du fährst mit dem Kinde zu den Alten. Solange ich weg bin...“

Ihre Siebensachen ließen sie durch eine Speditionsfirma in einen Keller transportieren, die Firma hatte

schon seit Monaten nichts anderes getan als zu annoncieren, daß sie die Möbel der Eingezogenen zu billigem Preis aufbewahre... Die letzte Nacht verbrachten sie in einem Hotel, da die Wohnung schon ausgeräumt war. Sie besprechen, daß sie miteinander heimreisen und er dann von daheim einrücken solle. Auf die Möbel hatte er einen Vorschuß von 200 Kronen zu 8% aufgenommen. Zurückzuzahlen nach Kriegsschluß bei Auslösung der Möbel. Von diesem Gelde hatten sie lustig gelebt, allerlei eingekauft, was die Familie der Alten in dem kleinen Dorfe gut brauchen konnte. In einem der Laden trug man ihm einen Sweater an. Einen warmen, gestrickten Sweater. Er kaufte ihn. Er zog ihn sofort, noch im Geschäft an. Seine Frau rief erstaunt: „Wozu?“

Von dem Einrücken trennten ihn nur ein paar Tage. In den Krieg ziehen — das hört sich an wie Prahlerei. Ins Feld rücken — klingt auch einigermaßen affektiert. Er pflegte also zu sagen: „Wenn ich einmal heraus muß...“ Aber seine Angehörigen sagten: „Nächste Woche ziehst du ins Feld.“ Vorläufig lebten sie bei den Alten, in einem kleinen Karpatendorfe. Alle waren auf sein Einrücken stolz, nur seine Frau nicht und seine Mutter nicht. Auch gebrauchten diese nie den ominösen Ausdruck. Am letzten Abend rief ihn seine Mutter mit sonderbar klingender Stimme in ihr Schlafzimmer. Wie liebt er doch diesen Raum, man hat da eine weite Fernsicht, bis zu den Wäldern. Die Sonne ist noch nicht ganz untergegangen. Die Wasserlachen auf den Wiesen glänzen rot. Vielleicht sieht er dieses Zimmer niemals wieder. Auf dem Bette der Eltern die alte gehäkelte weiße Decke. Alte polierte Schränke mit dunklen Beschlägen.

„Mein Sohn!“

„Bitte, Mutter!“

„Mein Sohn, Sorge dich nur um dich selbst. Deine Familie wird es hier gut haben.“

„Glaubst du denn Mutter, daß es bald aus ist?“

„Nein. Kriege pflegen meist lange zu dauern. Ich erinnere mich, als kleines Mädchen hörte ich, wie man auf dem Marktplatz von Várad rief: ‚Napoleon gefangen!‘ Es gab immer Kriege, sie haben immer lange gedauert.“

„Wie denkst du dir das, liebste Mutter, daß ich auf mich achtgeben soll? Wie soll ich auf dem Schlachtfeld auf mich achtgeben?“

Daß seine Mutter gar so sicher war, hatte ihn mächtig abgekühlt. Absichtlich wollte er ihr wehtun mit dem Worte „Schlachtfeld“. Doch seine Mutter sprach weiter mit Ernst und Bestimmtheit. „Du verstehst mich schon. Du wirst schon heimkehren von dort... wichtig ist, daß du dich um deine Familie nicht zu sorgen brauchst. Nur um dich selbst. Mir ist nicht bange um dich.“

Wer hat je so etwas gehört? Was glaubt denn seine Mutter? „Mutter, glaubst du vielleicht, daß ich ein schlechter Soldat sein werde? Daß ich mich drücken werde?“

„Nein! Gott bewahre! Du wirst ein braver Soldat sein. Was du auch anfängst, immer weißt du, was du zu tun hast. Und wenn du gehen mußt, so gehst du eben. Aber du wirst heimkommen. Wenn es so weit ist, wirst du wohlbehalten wieder bei uns anlangen... Auch das ist Pflicht, mein lieber Sohn, mein lieber...“ Aus den Augen seiner Mutter kam ein stilles Tränengeriesel. Das rührte ihn. „Nicht weinen, Mutti! Du hast recht. Ich komme wieder.“

„Ich weine nicht um dich, mein Junge. Um deinen Bruder...“

Dies empörte ihn geradezu. „Aber Mutter! Was soll denn das? Mein Bruder ist ja nicht einmal Soldat. Was willst du von ihm? Er ist ja enthoben.“

„Ich weiß. Jetzt ist er enthoben. Aber auf wie lange?“

Er muß einrücken, er muß in den Krieg, und seine Mutter beweint den Bruder, der enthoben ist!

„Sieh, mein Junge! Dein Bruder ist ein Starrkopf. Er kann sich nicht anpassen. Nicht auf sieht achtgeben. Ich weiß bei Gott nicht, was aus ihm werden soll.“

Er wollte sich beherrschen, aber es war stärker als er: „Und ich? Wie soll ich im Feld vor den feindlichen Kugeln achtgeben, in der Schlacht, im Gefecht?“

Seine Mutter blickte ihn sehr milde, mit unendlicher Güte an. „Wie soll ich das wissen. Du aber wirst es schon wissen. Dein armer Bruder aber...“ Und sie weinte wieder.

Bis zum Morgen, bis zum Augenblicke als der Wagen vorfuhr, war in ihm ein Rest Groll geblieben. Er würde sehr gern dabei sein, wenn die gewisse Depesche ankommt: „Ihr lieber Sohn ist im Heldenkampf fürs Vaterland gefallen.“ Auch sein Vater war in den Wagen gestiegen, um ihn zu seinem „Kader“, dem Einrückungsort, zu begleiten. Der Vater wußte bereits, daß der Ort des Einrückens Kader heißt. Der Abschied war gekommen. Alle weinten. Nur er hatte keine Tränen. Er dachte an den letzten Abend. Ja, ja, schön, er geht nur auf einen Ausflug. Wird schon fein auf sich achtgeben. Damit er sich nicht verkühlt. Freilich. Er wird sich auskennen. Im Feld. An der Front. Wird sich schon anpassen.

Sie rasselten auf der Landstraße dahin. Ein Mann watete barfuß durch den mit Schnee vermischten Morast. „Der da rückt auch ein zum Kader“, sagte sein Vater. Er kannte den Barfüßigen. Es war der

Sohn des alten Schafhirten Csutor, der in ihren Diensten stand. Er ließ den Wagen anhalten. Seinem Vater war es sehr zuwider, jemanden im Wagen mitzunehmen, aber jetzt sagte er nichts.

„Du rückst auch ein, János?“

„Ja.“

„Wieviel Kinder hast du, János?“

„Fünf.“

„Na, komm, kannst einsteigen.“

Ängstlich und ungeschickt stieg János in den Wagen. Er schüttelte den Dreck ab, bevor er seine Füße in den Wagen setzte. „Aber sag mir, János, wie konntest du dir einbilden, daß du zu Fuß zur rechten Zeit den Zug erreichen kannst?“

„Irgendeinen hätte ich schon erreicht.“

„Und weißt du nicht, daß man mit Stiefeln einrücken soll?“

„Sollen mich halt heimschicken, wenn ich ihnen so nicht recht bin.“

„Na, und was hat deine Frau gesagt? Und die Kinder?“

„Gefreut haben sie sich.“

Ein starrköpfiger Mensch, ein Zyniker. Will sich nicht anpassen. Sollte dankbar sein, daß man ihn mitgenommen hat, könnte dann vielleicht auch ein Mittagessen bekommen, auch ein paar Kreuzer geschenkt. Er kann sich aber nicht anpassen. Hm. Hat keine guten Aussichten.

Jetzt begann der Vater zu sprechen, mit etwas zitternder Stimme. Man konnte ihm anmerken, daß seine Gedanken nicht dabei waren. „Ich habe immer gedacht, du seist etwas leichtsinnig... aber du weißt trotzdem, wie man's anzustellen hat.“

„Nun, da ist es ja wieder gut... Wenn ich nun mal leichtsinnig bin...“

„Nein, nicht das... Bei dir ist es etwas anderes, sagt Mutter.“

„Ja, ist es denn so ganz sicher, daß ich heimkommen werde?“

Die Augen seines alten Vaters füllten sich mit Tränen. Er weinte und schluchzte laut. Er wandte sich im Wagen zur Seite, litt offenkundig. Also scheint die Heimkehr doch nicht ganz sicher zu sein. Nicht?

Seit einigen Tagen lebte er in einem beinahe unbegreiflichen Wirrwarr. Das Heldendasein machte zuerst den Eindruck eines Trödelmarktes. Er war einer Menge von Bekanten begegnet, jeder hatte ihm etwas anderes geraten, alle hatten ihn abseits genommen, ihm direkt etwas Wichtiges zugeraunt. Man muß achtgeben, sich ranhaken, sich hüten, sich richtig legen, es ließe sich schon mit jemandem reden, dann könne man sich einrichten, man müsse etwas Protektion haben. Das wollte ihm keineswegs einleuchten. Denn noch immer hat er Kriegsberichte im Sinne und die „Transparente“ der Heldenkämpfer. Durchhalten bis zum Endsieg. Wir werden siegen, weil wir siegen müssen. Wir müssen siegen, weil wir siegen wollen. Silberne große Tapferkeitsmedaille, Blutopfer. Gold für Eisen. — So wartete er darauf, daß ihn von nirgendwo ein heldischer Aufschwung packte, er wartete, daß das rührselige Gequassel der Schulbücher und Plakate sich in Tatsachen verwandle. Statt dessen legte man ihm wohlmeinend nahe, er solle mit dem Monturfeldwebel sprechen, denn nur so könne er zu einer ordentlichen Uniform kommen. Sehr ratsam wäre es, den Arzt aufzusuchen und sich mit ihm gut zu stellen. Der Hauptmann sei ein guter Kerl. Er konnte es nicht verstehen, warum der Hauptmann ein guter Kerl sein sollte. Was hatte es überhaupt für eine Bewandnis, ob der Hauptmann gut war oder nicht?

Erst die Ausbildung, zweitens die Front. So hatte er es sich gedacht. Aber jetzt mischte sich jeder in seine Angelegenheiten ein, jeder war gut Freund mit ihm im Regiment. Jeder schwatzte von etwas anderem, vom Krieg keiner. Und am allerwenigsten davon, daß jetzt seine Begeisterung und Opferfreudigkeit, sein männlicher Heroismus und aufopfernder Mannesmut vonnöten sei. Nur davon flüsterten sie, daß der Arzt einen Tag dienstfrei geben könne, ausrückungsfrei. Was ist das „ein Tag“? Warum soll ihn der Arzt vom Ausrücken entheben? Wie hängt das alles mit dem Krieg zusammen? Krieg. Schlacht. Kugel. Haubitze. Das Vaterland in Gefahr. Wer spricht da von einem Tag? Was soll ihm dieser eine Tag? Seine Frau, sein Kind, was fangen diese mit „einem Tag“ an? Und daß der Feldwebel eine gute Montur hergibt? Warum soll er ihm etwas Besseres ausgeben? Alles, wie es ist, wird gut genug sein. Man hat zu kämpfen und nicht ein gepflegtes Äußere zur Schau zu tragen. Wer kümmert sich jetzt um solchen Dreck? Und wer darum, ob der Hauptmann ein guter Kerl ist? Natürlich ist er ein vortrefflicher Charakter. Er hat ja die Pflicht, es zu sein. Er soll ja mit seinen Soldaten leiden, soll kämpfen an ihrer Spitze, mit ihnen Freud und Leid tragen.

Er wurde aufmerksam gemacht, daß es gestattet würde, wenn man um Wohnung draußen bittet. Man muß auch vorstellig werden, wenn man sich auswärts verköstigen will. Auch das wird erlaubt. Ist das nicht lächerlich? Die Leute sind und bleiben kleine Krämerseelen. In den Karpaten erfrieren sie zu Zehntausenden, in den Masurischen Sümpfen ertrinken Hunderttausende — und er soll um Wohnung außerhalb der Kaserne vorstellig werden und um Extraverpflegung?

Am Tage vor seiner Einkleidung hatte er seinen Vater heimgeschickt. Der Alte hatte geweint, den

Jungen umarmt und wieder umarmt. Nun ja, eine Geste der Menschlichkeit, dieses Weinen, dieses Umarmen, das paßt so recht in diese große Zeit! Nicht aber dieses Kaffehausgeschwätz von „Tag dienstfrei“ und Sich-Drücken beim Ausrücken. Den guten Kerl Hauptmann beim Rapport mit einer Bitte angehen unter dem Hinweis: man hat ein akademisches Diplom. Er ging nirgends hin und wurde nicht vorstellig. Am nächsten Morgen wunderte sich bei der Monturausgabe der Feldwebel über ihn, er gab ihm keine Montur, sondern ging zu ihm und raunte ihm zu: „Warten Sie bis zum Schluß, bitte!“ Zum Schluß kam endlich ein anderer Unteroffizier zu ihm, man führte ihn in ein Magazin, wo bereits einige Leute in Zivil warteten. Jedem wurde etwas Geld abgenommen, und dafür teilte man ihnen die Stücke aus. Wahrhaftig, es waren gute Uniformen, starke, neue Schuhe, neue Unterwäsche, saubere Monturen. Jetzt erst kam es ihm in den Sinn, was für gestückelte, verdreckte Lumpen die andern vorhin erhalten hatten. Er schämt sich, daß er in solcher hehren Zeit derartige Begünstigungen annimmt — aber er wehrt sich keineswegs. Er blecht wie die übrigen und hält es auch weiterhin mit den Protektionshaschern, die um Extrawohnung, Extraverpflegung einkommen. Man sprach darüber, daß der und jener, ohne krank zu sein, sich dennoch im Hinterland festhakte. Daß ein anderer sich so trefflich in die Kanzleiarbeit hineingekniet habe, daß er, mag der Krieg dauern so lange er wolle, niemals an die Front gezerrt würde. Der eine hatte bei der ärztlichen Ambulanz Posto gefaßt, der andere war persönlicher Adjutant, nicht aus dem Sattel zu heben, der dritte Kanzleihengst für alle Zeiten, der vierte hatte sich spezialisiert auf die Inszenierung von Liebhaberaufführungen zu wohlthätigen Zwecken, der fünfte machte Krämpfe nach, besser als echte, der sechste aber war verwun-

det aus dem Felde zurückgekommen, und gerade der erfreute sich keiner Achtung, er war den Drückbergern ein Dorn im Auge, sie sagten, die Wunde sei längst geheilt. Er aber fühlt doch Sympathie gerade mit diesem einen. Mag sein, die Wunde ist geheilt, deshalb ist jener noch draußen gewesen. Hat gelitten. Hat sein Leben aufs Spiel gesetzt. Wie kann man so über einen Mann sprechen, der dem Tode ins Auge gesehen hat? Er bleibt doch der einzige Held, der einzige Mensch von Format.

„Das ist ein ordentlicher, tüchtiger Fachmann.“ Dies galt als Lob. Er konnte es nicht fassen. Was wird denn hier gespielt? Ist hier eine Handwerkswerkstatt? Ein Soldat hat man zu sein. Im übrigen mag einer nachlässig oder faul sein, im Felde aber stellt er sich in die erste Reihe und stürmt mit Lebensverachtung, mit Begeisterung voran. Man hat sein Bajonett hochzuhalten. Zuzustoßen. Was heißt denn hier überhaupt „Fachmann“?

Er wurde mit den andern zusammen ausgebildet und begegnete jetzt wieder dem jungen Csutor, dem Sohn des Schafhirten. Man hatte ihn einem Zug zugeteilt, und drei oder vier Mann weiter unten stand Csutor in der Reihe. Er freute sich sehr darüber, der Kamerad aber schien eher zu einem bittersüßen Gespräch aufgelegt.

„Siehst du, so kommt man halt wieder zusammen. Jetzt gehen wir miteinander ins Feld.“

„Ach was! Wir gehen nicht miteinander.“

„Wieso denn? Du denkst vielleicht, daß ich nicht hinausgehe?“

„Nein, das eben nicht. Nur daß man mich schon diese Woche hinausschicken wird.“

„Und mich nicht?“

„Mit dir hat es noch gute Weile. Bei mir gibt es keine Offiziersschule, bei mir gibt's vorher keine Be-

förderung. Ausgebildet bin ich, jetzt kann nichts mehr dazwischenkommen.“

Natürlich. Er sieht das Unrecht ein, er ist auch nur ein einziges Mal gemeinsam mit Csutor ausgerückt.

Dieser kommt sehr bald in ein Marschbataillon. Jetzt hat er auch eine neue Montur, neue Schuhe, neue Unterwäsche. Das alles hat der Ärmste gratis erhalten. Nicht so wie er. Wer einmal im Marschbataillon ist, bekommt es ohne Protektion. Vielleicht auch Extrakost? — Auch sonst war der junge Csutor im Recht. Denn eines Tages kam der Befehl: Die Einjährigfreiwilligen einzeln ausbilden. Nach einigen Wochen der Befehl: Ausbildung in der Offizierschule. Vormittags hatte die Schule Ausmarsch, nachmittags saßen sie auf der Schulbank, bekamen Vorträge, sie wurden examiniert, mußten büfeln. Er erfuhr, daß man eine Prüfung zu bestehen habe. Auch Durchfallen war möglich. Vielleicht kam der Durchgefallene gar nicht ins Feld? Das tut weh!

Er hatte sich Paraden vorgestellt, Bannerschwenken, Blumenregen, unerschrockene heroischen Gesten, Haltung. Aber sie waren Schuljungen, und es entwickelten sich schuljungenhafte Charaktere. Es gab Schulschwänzer. Simulanten. Solche, die ins Theater entwetzen. Oder ohne Erlaubnis ins Kaffeehaus liefen. Die dem Lehrer einen Streich spielen wollten. Die über den Hauptmann kleine Klatschgeschichten in Umlauf brachten, man höre, über einen Mann, der an seiner Brust zwei Verdienstmedaillen trug! Sie sagten, die eine davon sei gar keine Tapferkeitsmedaille, sondern eine Kaiser-Franz-Josefs-Jubiläums-Medaille. Auch die andere bekam jeder Offizier. Das sagten die hämischen Nörgler.

Eines Abends kommandierte man ihn zur Wache, Korridorwache oder etwas Ähnliches. Nachts stand er dann auf dem Korridor. Stramm. Haltung. In der

nächtlichen Stille nahm er seine Flinte von der Schulter, und mit gefällttem Bajonett horchte er nach dem Lehrssal... Flintenkolben in der Hand. Dieser Waffendienst, zweistündig mit Ablösung, erquickte ihn. Er hatte nie Ähnliches empfunden. Oder doch? Damals, als die Sorgen um den Erwerb mit einem Schlage aufgehört hatten. Das war eine große Erlösung gewesen. Das Schicksal hatte ihm mit einem Schlag sein graues Elend von der Schulter genommen. Da kann der Mensch aufatmen.

Und jetzt sitzt er wieder bis über die Ohren drin im Unerklärlichen, im Sinnlosen, in der Viecherei. Schule, Lektionen, Vortrag, Büffeln. 32-Mörser von Skoda grölen in Belgien, und Husarenattacken verbluten bei Limanova. Hier aber hat man die Lektion herzuleiern, Schreibübungen zu verfertigen, Aufsätze, man bekommt Noten, es gibt sogar die Noten „Ganz ungenügend“, „Nicht genügend“. Er bekommt, in seinem zweiunddreißigsten Lebensjahre, im zehnten Monat des Weltkrieges die Note „Nicht genügend“ in Geographie. Das wird er seinen Enkeln erzählen, wenn sie ihm über den Weltkrieg ausfragen sollten. Es gibt auch Gastprüfer. Visitierung, wie im Gymnasium. Es erscheint der Inspektor der Schulen, der Herr Oberst. Unter anderen Kameraden wird auch er aufgerufen: „Benehmen vor dem Feinde?“ Was soll er darauf antworten? Wie man sich vor dem Feind aufführt? Darüber hat er noch nie etwas gehört. Wahrscheinlich hat er es verabsäumt, die Lektion zu lernen, als sie dran war. Bitter! Traurig, aber wahr. Er kann sich beim besten Willen nicht vorstellen, was er zu sagen hat. In der Ferne ein bläuliches Wäldchen. Ein großer Russe trat aus dem Gebüsch. Er stand vor dem Feind. Sein Herz schlug dröhnend, die Muskeln spannten sich... also: „Benehmen vor dem Feind?“

„Ich erschieß ihn, hau ihn glatt nieder...“ — Der Oberst runzelte die Stirn. Der vortragende Lehrer, ein Hauptmann, war wütend. Man schrieb ihm die Note „Ungenügend“ ein. Das wird man schwer ausbessern können — und noch dazu in Gegenwart des inspizierenden Obersten! Er saß wieder in seiner Bank, als der Nächste schon herunterleierte: „Wer vor dem Feind sein Gewehr oder seine Munition wegwirft“ — Was soll das? Wozu das aus einem Buche lernen? Wer vor dem Feind sein Gewehr wegwirft, den müßte man ungesäumt niederknallen... den Schurken... Aber auch der Kamerad hatte nicht das Richtige mit seiner Antwort getroffen. Auch das mit dem Niederknallen entsprach nicht dem Dienstreglement: Im Beisein der Truppe hatte er aufgehängt zu werden, der Munitionswegwerfer. Und wer dieses nicht weiß, kann sein Vaterland nicht verteidigen. Kann es nicht, so scheint es.

Jetzt kam bald die Zeit, da die Schule zu Ende sein sollte. Er erhielt seine Beförderung, die „Charge“. Er war in der Schule nicht der Erste, nicht der Letzte gewesen. In „Terrainlehre“ hatte er eine sehr schwache Note erhalten, aber dafür zog er sich durch treffliche Abfassung verschiedener „Dienstzettel“ aus der Affäre. Es wurde rühmend hervorgebracht, daß er in der ganzen Einjährigenschule die korrektesten Dienstzettel zustande gebracht hatte. Blutströme flossen unter den Mauern von Verdun, mit Petroleum begossene Haufen von Mehl loderten, das Maschinengewehr verrichtete allenthalben sein Werk, Bajonette fanden ihren Weg in die Kehle von regelrecht angestellten Beamten, Städte und Dörfer gingen in Flammen auf, auf der Flucht gingen Kinder verloren, von den Flugzeugen schwirrten die Fliegerpfeile herab —

aber sein Dienstzettel geriet am schönsten, und so kam es, daß er sich über Wasser hielt in dieser schweren, aber schönen Zeit. Er wurde Kadettaspirant. Das war die erste Stufe zum Offiziersstande. Dann kam der Kadett, zum Schluß der Fähnrich. Dann erst der Leutnant. Jetzt gehörte er als Kadettaspirant noch zum Mannschaftsstande, aber die Kundigen weissagten, daß er nach kurzem Frontdienste eine höhere Charge erhalten werden. Eine neue, die mehr Geld und auch andere Vorteile bringt. Vorher gab es eine Übung im Gelände. Man versicherte ihm, diese Übung sei ungefährlich, denn sie könne die Noten der Prüfung nicht beeinflussen, nicht verpfuschen. Sie wäre eher so ein Dekorationsstück. Ein Exempel, ein Beweis, was sie alles gelernt hatten. Nun ging es also los, sie legten viele Kilometer zurück, kletterten auf Berge, durchquerten große Wälder. Er sang. In seinen Gedanken war er froh und zerstreut. Freude und Freiheit waren wie Musik in seiner Seele. Ja, man stirbt eben, wenn's sein muß, doch bis dahin singt man sich eins. Man liest Zola, man gibt seinem Kind in Gedanken einen Abschiedskuß, man setzt die Mütze quer auf den Kopf, man greift nach dem Gewehr, man schupft sich den Rucksack zurecht. Nun, mein guter alter Plattfuß, was sagst du dazu? Schließlich hat der Arzt doch recht gehabt...

„Stillgestanden!“ Die Kompanie macht halt. Nach einigem Manövrieren stellt ein Stabsfeldwebel den Gefechtsplan fürs Manöver auf: „Unter dem Schutze der Dunkelheit hat der Feind unsere Stadt überfallen und plündert dort erbarmungslos. Von Nordost her nähern wir uns der Stadt, überfallen den Feind, prügeln ihn jämmerlich, windelweich. Aufgepaßt!“

Jetzt stellt unser Kadettaspirant sich vor, es würde zugehen, wie er es in den Zeitungen gelesen hatte: sie würden sich mit markerschütternden Hurrarufen

auf den plündernden Feind stürzen und so weiter... Doch es kam anders... Kommandos... Man teilte sie ab. Einige rechts, andere links. Einige voran, andere fünf Minuten nachher hinterdrein. Die Uhren übereinstimmend gestellt. Man studierte die Landkarten. Er verstand nichts von alledem. Keine Ahnung! Er hatte mit drei andern nach Norden zu marschieren. Ein Hügel mußte umgangen, der Feind in der Flanke getroffen werden. Ja, natürlich. Der Feind, das ist die andere Hälfte der Einjährigenschule. Die war schon am Morgen einzeln ausgerückt, kampierte jetzt irgendwo. Hatte weiße Binden am Arm, der Feind. Sie gingen dem Berge zu, und kaum waren sie aus der Nähe der Haupttruppe fort, als alles ein Spaziergang, ein Plauderstündchen wurde. Er war der Kommandant, Er ordnete Rast unter einem Baume an. Drei Minuten. Plötzlich wurden sie durch Gewehrgeknatter aufgeschreckt. Jemand rief ihnen zu: „Ergebt euch!“ Hm. Der Feind hatte sie eingeschlossen. Peinlich. Doch er hatte keine Angst vor dem Gewehr. Er wußte, es waren nur blinde Patronen. „Wir ergeben uns nicht! Wir wehren uns! Vorwärts!“ Er hob seine Flinte am Kolben und sah sich um. Sein Klassengefährte sah ihm starr in die Augen. „Bitte, ergib dich! Das ist hier die Regel.“ Die Regel? Möglich schon. Er wußte nichts davon. „Bei den Monövern gilt es als Regel, daß du dich dem zu ergeben hast, der früher angreift. Außerdem sind wir in der Majorität.“ — „Das gehört auch zur Regel?“ — „Ja...“ — Dann ist also nichts zu machen. Auf dem Schlachtfeld würde er anders gehandelt haben, doch hier entscheidet die Regel, der Komment. Der Kamerad weiß es genau. Er ist Rangerster, muß es wissen. „Also dann, bitte schön, ergeben wir uns.“ Der Feind schlich grinsend aus dem Gebüsch hervor und umzingelte sie.

Er war sehr erbost. Was sollte jetzt mit ihnen geschehen? Wollte man vielleicht ihre Zeugnisse? Will man sie zurück in die Schule schicken? „Wir führen euch ins Hauptquartier, übergeben euch dem Stabe.“ Höchst Unangenehm. Er konnte sich die Folgen gar nicht ausdenken. Das nimmt ein Ende mit Schrecken! Daß sie aber auch das nicht in der Schule gelernt haben! „Du, sind wir jetzt Kriegsgefangene?“ — „Ja, gewiß.“ — „Na, schön, dann nimm alles hin. Im Kriegsreglement steht, daß man den Kriegsgefangenen Gewehr und Ausrüstung abnimmt.“ Ein schöner warmer Herbsttag. Der Feind keuchte, denn ein jeder Feind hatte zwei Gewehre und zwei Rucksäcke zu schleppen. So ging's dahin. „Melde gehorsamst, Herr Hauptmann, wir haben eine feindliche Patrouillegefangengenommen.“

Er senkte die Augen, war verzweifelt. Lieber den Tod als diese Schande! Aber das herz hafte stöhnende Lachen des Hauptmanns ließ ihn auffahren: „Bravo, mein Junge! Fein gemacht! Du hast dich also fangen lassen, damit ein anderer deine Ausrüstung und dein Gewehr schleppt! Sehr gut! Famos! Bist ein prächtiger Soldat.“

Er blickte sich um. Aber die Bravorufe des Hauptmanns galten ihm. Der ganze Stab lachte mit dem Hauptmann, und von allen Seiten empfing er freundliche Blicke. Sie kamen zu ihm, reichten ihm die Hand. Um den Rangersten kümmerte sich niemand. Sie meinten, mit einem ähnlichen Genieblitz könne man eine ganze Stadt retten. Er war ein Held, der Held des Tages.

Er wurde der siebzehnten Marschkompanie zuge teilt. Das bedeutete, daß er nun ins Feld zieht. Sein Vater hatte ihm auf ein paar Tage die Frau und das

Söhnchen geschickt. Als hätten sie daheim geahnt, daß seines Bleibens hier nicht mehr lange sein würde. „Das ist aber nett, daß ihr gekommen seid! Gerade wollte ich selbst zu euch reisen. Es macht sich sehr gut, es trifft sich, daß ich auf einen glänzenden Posten Aussicht habe, sogenannten Hinterlandsdienst. Lieb, sehr lieb, daß ihr gekommen seid!“ Doch alle diese Scherze sollten ihm diesmal nicht gelingen. Zu schwer lasteten die Tatsachen auf seiner Seele, und seine Frau ließ die Frage des „Hinterlandsdienstes“ dahingestellt sein. Sie blieb traurig und hörte ihm nur mit verschleiertem Blick zu, gedrückt und ohne Worte. Er aber wollte lebhaft, ungezwungen, sorglos erscheinen, seine Frau sollte ihn so sehen. Es war unmöglich. Die Witze verzerrten sich auf seinen Lippen, jedes seiner Worte ließ die Verstellung merken, alles, was er sagte, war plump und grotesk, man sah es ihm an, daß er Komödie spielte und nicht einmal gut spielte. Deshalb ließ er es schließlich sein. Der kleine Sohn spielte auf dem Teppich. Sie saßen auf dem Sofa. Plötzlich füllten sich ihre Augen mit Tränen, und beide weinten, wortlos küßte er die Hand seiner Frau. Sprach nicht mehr von Hinterlandsdienst. Denn er zieht, er zieht ins Feld, er geht ab, ausgerüstet mit Brotsack und Armee revolver, Landkartentasche an der Seite, Verbandpäckchen in der Tasche, und um den Hals trägt er in einer Blechumhüllung die Legitimationskarte, das Erkennungszeichen, auf dem sein Name steht und auch der Name der zu Verständigenden, falls... Er zieht hinaus in die* Schlacht, eine Blutrinne in der Mitte des Bajonetts, und die Menschen werden aufeinander losstechen, einer auf den andern, werden aufeinander losknallen, einer auf den andern, denn auch der andere ist ein Mensch wie er, hat vor dem Kriege keine Anstellung gehabt, und auch das Kind des „Gegners“ ist zu Hause bei den Eltern des

Vaters. Im Kaukasus. Was kommt, kommt. Möglich, daß er einem Bäcker die Augen auszusteichen hat, einem Kantor die Kehle durchsäbelt, einem Lehrer die Herzwände durchschneidet.

Jetzt aber weinten sie, küßten einander, blickten einer den andern an mit unbeschreiblicher Wehmut. Es war eine Liebe, wert, daß man für sie leidet... Er nahm seinen kleinen Jungen auf den Schoß, vermochte ihm nichts zu sagen, beide wiegten ihn auf den Armen, und ihre Häupter neigten sich einander zu. „Morgen fahrt ihr heim“, sagte er, und sein Herz war sehr beklommen.

Am andern Tage machte sich die Frau mit dem Jungen auf, und sie sprachen kein Wort darüber, was und wie er werden sollte. Der Zug setzte sich in Bewegung, und als er losfuhr, war es ihm, als durchbohre die Kolbenstange der Lokomotive sein Herz. Die Frau sank am Fenster zusammen, der kleine Junge aber winkte seinem Vater noch lange zu, der armen verlassenen Seele von einem Vater.

So kommt es, daß man ins Feld zieht. Tumult, Kra-wall, Abschied. Der Zug voller Blumen und Militärmusik mit Pauken und Trompeten. Die Drückeberger des ganzen Regimentes waren zur Stelle, und ob man wollte oder nicht, man mußte in ihren Augen etwas Schadenfreude lesen. Als dächten sie bei sich: „Was für gehaute Kerle sind wir doch! Im übrigen aber taten sie, als hielten sie die Kameraden im Marschbataillon ausnahmslos für große Helden, und sie versprachen ihnen alles mögliche. Auch wenn man gar nicht darum bat. „Schreib nur, wenn du etwas brauchst...“ Auch verteilten sie Zwieback. (Für den Kommandanten des Bataillons hatten sie eine Überraschung, sie hatten ihm ein Paar Breeches aus besonders feinem Stoff eingepackt.)

Es war eine große Freude für ihn, dieses Gesindel verlassen zu dürfen, es war mehr, sogar mehr als

die Befreiung von der Schule. Unbezahlbar. Oder besser: mußte mit Blut bezahlt werden. Aber zahlen oder nicht — wer hat einen gefragt: „Sind Euer Wohlgeboren einverstanden?“... Man braucht Material, Masse Mensch!

Auch ein gewisser Jeges war da, ein junger Kerl. Er plauderte mit ein paar Backfischen, denen man die Rührung an den Gesichtchen ansah. Als Jeges ihn erblickte, zog er ihn an der Hand heran zu den jungen Dingen und sagte zu ihm: „Wir haben einen Bruderschaftseid geschworen, daß wir beide miteinander ins Feld ziehen.“ Die jungen Mädchen betrachteten die Soldaten mit echter Rührung. Sie trugen Blumen in den Händen, und unversehens hatten sie auch den Griff seines Säbels mit Blümchen geschmückt. Er plauderte mit ihnen, als wären es seine Schwestern, und jene waren in Qualen, als zöge ihr leiblicher Bruder ins Feld. Sie sagten: „Den Jeges haben wir schon notiert, jetzt werden wir auch Sie notieren und werden Tag für Tag für Sie beten.“

Ihr Sprechen war tröstlich, aufheiternd. Beruhigend in seiner Frische. Eine andere Welt, drei kleine Frauen voller Sorge. Trompetensignal: Einwaggonieren! „Wer erwartet Sie bei Ihrer Heimkehr?“ fragte ihn ein Mädchen.

„Meine Frau und mein kleiner Junge, Mutter. Vater, Geschwister. Es erwarten mich viele“, lächelte er. Noch ein Trompetensignal, drängend, nervös.

Das eine Mädchen weinte und blickte ihm mutig in die Augen: „Wenn Sie erlauben, werde ich statt Ihres Söhnchens mich von Ihnen verabschieden.“

„Und ich statt Ihrer Frau...“

„Und ich statt Ihrer lieben Mutter.“ Sie umhalsen ihn mit ihren dünnen Ärmchen und nahmen schluchzend, schmerz erfüllt Abschied von ihm, drei kleine mitfühlende Seelchen, drei kleine reine Her-

zen, drei kleine wirkliche Soldaten. Der Zug setzte sich in Bewegung, er stand am Fenster und blickte auf die drei kleinen Mädchen zurück. Sie winkten ihm zu, bestreuten mit weißen Blumen den Weg, auf dem er nun dem Kriegsschauplatz zurollte. Es war eine kleine, reine Insel, von den schmutzigen Wogen der Zurückbleibenden, Simulanten, Schadenfreudigen umbrandet. Diese ziehen bloß den Krieg in die Länge und bereichern sich auch noch.

Von der Mannschaftsabteilung her ertönte immer lauter sein Lieblingslied: „Die Kerzen am Altare brennen, wo bleibt mein Schatz, wo bleibt mein Schätzlein?“

Unterwegs telegrafierte er an seine Schwester, sie sollte zur Bahn kommen. In Homonna blickte er zum Fenster hinaus, die ganze Familie war da. Sie schossen glückstrahlend auf ihn los, umarmten, küßten ihn, sie hatten ihm Salami mitgebracht, eine Flasche Kognak, Zigaretten. Der Empfang war nicht ganz nach seinem Geschmack. Die Familie war zu sehr begeistert. Das kühlte ihn ab. Der Zug ging weiter, nach einer Reise von drei Tagen hielten sie auf freiem Felde. Es gab einen Ruhetag, dann ging es los an die Front. Am Horizont erhob sich ein kleiner Hügel. Man sagte: Dort ist die Front. Er bekam eine neue Einteilung, seinen Kammeraden Jages sah er nicht mehr. Er hatte keine Zeit, mit seiner neuen Kompagnie Bekanntschaft zu machen, man übergab ihm die Führung seines Zuges und sagte ihm, er solle am Nachmittag losmarschieren. Pünktlich stand er an der Spitze seiner Leute, und sie brachen auf. Im Gelände vermochte er sich nicht zu orientieren. Ohne Kommando wußte er gar nicht Bescheid. Er wußte nicht, wozu die Knüppeldämme über den

Sumpf führten, wußte nicht, an wen er sich wenden sollte, er hatte keine Verbindung mit dem anschließenden Truppenteil, der Soldat, der dort weit hinter ihm marschierte, ging ihn nichts mehr an, er hatte einzig und allein mit denjenigen Fühlung, die ihm untergeordnet waren. Und mit seinen Vorgesetzten. Aber auch von diesen war ihm kaum der eine oder andere bekannt. In fremdem Lande, unter fremdem Himmel, unter fremden Menschen, empfand er sich selbst als Fremdkörper. Er hatte seine Individualität ganz verloren. Hier draußen gibt es keine Bekanntschaften mehr, keine Protektion, keine Drückeberegerie. Und so ist es gut. So muß es sein. Endlich die vollkommene Befreiung. Seelenruhe. Er geht, wohin man ihn schickt. Und dort erfüllt er seine Pflicht. Die über ihm, die Herren Vorgesetzten, die denken statt seiner, er wiederum achtet auf seine Untergebenen und bewacht sie. Man darf nicht voraussetzen, daß ein jeder gleichen Sinnes sei, nicht einmal, daß jeder überhaupt einen Sinn habe. Aber hier draußen gilt es wenigstens etwas, daß einer ehrlich ist. Daß einer auf seine Ehre hält. Hier ist die Kameradschaftlichkeit etwas wert. Warum sollte er nicht mit diesen unbeholfenen, braven Kerlen sympathisieren? Ja, er hält zu ihnen, sie sind ihm lieb und wert wie Brüder, und sie tragen alle gemeinsam ihre Haut zu Markte, wenn es sein muß. Es ist gut, mit diesen Menschen zu marschieren, mit diesen erniedrigten, unbeholfenen Menschen, die aus dem ganzen Schlamassel wenigstens ein reines Gewissen sich gerettet haben.

Sie näherten sich dem Hügel. Die Mannschaft war erregt, die Leute suchten Händel und waren gereizt, gaben einander rohe Antworten in abgerissenen Sätzen. In der einen Reihe klatschte eine Ohrfeige. Er hielt den Zug an: „Seht, Kinder, ich kommandiere nicht: ‚Habt acht!‘ Ich kommandiere überhaupt

nicht, sage nicht, daß ich ‚den Schurken anbinden lasse‘, auch das Wort, ‚Kinder‘ gebrauche ich euch gegenüber nicht gern, denn es gibt unter Euch auch Familienväter. Ich sage euch das nur so als Bruder: Ihr wißt doch, daß ihr jetzt auf der ganzen Erde keine Verwandten habt. Ich halte euch keine patriotische Rede, ich sage nicht: ‚Vorwärts!‘ Aber ihr wißt doch, daß ihr jetzt auf der Welt auf niemanden mehr zu rechnen habt. Eure Frau wäscht, euer Kind macht Krach, euer alter Vater raucht seine Pfeife... Es gibt welche, die jetzt für die Sommersaat pflügen... Wer ist jetzt unser Bruder? Von allen Menschen sind wir ja abgeschlossen. Wer ist jetzt unser Vater? Wer unsere Frau? Wo sind sie jetzt? Wir sind hier und allein; kann sein, unsere Augen werden uns durch eine Schußverletzung ausrinnen, kann sein, unsere Knie werden bei einem Patrouillengang am Drahtverhau hängenbleiben... Und dann sollen wir einander anknurren, wir...?“

Stumm und sehr ergriffen marschierten die Soldaten in Reih und Glied hinter ihm her.

Sie hatten sich dem Fuße des Hügels genähert. Er wurde von einem Gefühl unbehaglicher Hochachtung der Front gegenüber ergriffen, dieser Feuerlinie, der er mit jedem Schritt näher kam. Sie reicht vom Schwarzen Meer bis zur Nordsee. Jetzt ist sie wie eine ruhig schlafende Schlange, und doch ist hier das Feld der Ehre, die ungeheure, grausame, ehrliche, unerbittliche Arena der wahrsten Mannhaftigkeit. Wer sich ihr nähert, muß jeden Erdenrest abstreifen. Der Mensch muß kommen, abgeklärt und Buße leistend, mit nacktem Herzen muß er sich hinstellen, sich erschließen und anbieten.

Am Fuß des Hügels ging ihm ein Befehl zu. Ein Feldwebel soll ihn mit seinem Zuge in die neue Einteilung hinüberbringen. Der Feldwebel erschien, leistete die Ehrenbezeigung, dann aber trat er näher und schlug die Hände zusammen. Er war sehr verwundert: „Wie kommen Sie denn hierher, Herr Doktor? Kennen Sie mich nicht? Ich bin der Kun.“ Wie hätte er ihn nicht kennen sollen? War es doch ein Notar aus der Gegend seiner Heimat. Hier draußen aber war er sein Vorgesetzter, und er war nicht gesonnen, freundschaftliche Gefühle gegen Kun zur Schau zu tragen. Sein Gemütszustand war auch nicht dazu angetan, Äußerungen besonderer Freude von sich zu geben. Und das Wiedersehen, was wollte das hier besagen? Herr Kun blickte sich um und flüsterte, damit ihn niemand belausche, sehr vertraulich: „Bitte, ich werde mich in Ihrem Interesse, Herr Doktor...“

„Herr Kadettaspirant...“

Herr Kun schluckte etwas hinunter... „Also in Ihrem Interesse, Herr Kadettaspirant...“

Der blickte umher. Hoch oben zogen Flugzeuge durch den Frühlingshimmel. Über ihm zerstoben kleine Rauchwolken. Dort im Sumpf lag ein Pferdekadaver, aufgedunsen. Über die duftenden Wiesen drang das Knattern weit entfernter Maschinengewehre. Hinter ihm waren Soldaten in Feldgrau, neben einer Kanone schmauchte ein sonnengebräunter Ackersmann seine Pfeife, und außerdem war Herr Kun da: „Danke, Feldwebel. Und wie denken Sie sich das? Was sollen Sie in meinem Interesse tun? Werden Sie vielleicht den Herrn General Linsingen ersuchen, er solle mich an den linken Flügel stellen, und werden Sie dann auch bei den Russen durchsetzen, daß sie dann nicht auf den linken Flügel schießen? Lassen Sie es gut sein, bitte. Ich danke.“

Herr Kun lächelte überlegen, beleidigend, denn er wußte, was er sagte. „Bitte, ich bin beim Stab, und...“

„Lassen wir das.“ Der Kadettaspirant sah sich um, seine Leute kamen heran, unsicher schwankten sie, waren gebrochen von Müdigkeit. „Zündet euch die Pfeifen an. Wer will, kann sich seine Pfeife anzünden...“

Herr Kun unterbrach ihn schadenfroh: „Ich würde das lieber sein lassen, denn der Herr Oberleutnant erwartet euch schon vor seinem Unterstand, man kann ihn dort sehen...“

Verdrießlich rief er seinen Leuten zu: „Also laßt jetzt das Rauchen, wir sind ja gleich an Ort und Stelle...“ Sie schwenkten ein, eine große Tafel wies den Weg. Eine schwarze Hand war hingezeichnet: „Nach Goldbachfalva.“

„Das Dorf da hat einen schönen ungarischen Namen, Donnerwetter noch einmal.“ Der Herr Oberleutnant hatte eine weiße Mütze, eine weiße Husarenmütze aus Lammfell, eine exotische Frontequipierung. Sie widersprach auch stark dem Reglement. Bot dem Feind einen auffallenden Zielpunkt. Wie kann man so etwas aufsetzen? Das Einrücken der Soldaten ging nicht ganz kasernenhofmäßig vor sich. „Zurück!“ rief der Oberleutnant, als er Meldung machen wollte. Er ging mit dem ganzen Zug dreißig Schritte zurück und schwenkte wieder ein. Der Oberleutnant wurde immer zorniger und geriet geradezu in Wut. „Was ist das, was ist das für eine Veteranengesellschaft? Was ist das für ein Kadettaspirant? Zurück!“ Zum vierten Male gelang es ihm. Der Oberleutnant nahm die Meldung entgegen, sein Gesicht heiterte sich auf. Er sagte, die ersten dreimal sei es hundsmiserabel gewesen, das letztmal sei es gelungen. Recht schön. Sehr zufrieden. Er lud ihn zum Abendessen ein. Beim Abendbrot fragte ihn der

Oberleutnant: „Bist du denn ein ordentlicher Soldat, mein Lieber?“

Er konnte seine Aufregung nicht mehr beherrschen; „Bitte, Herr Oberleutnant, wollen Sie mir erlauben, aufrichtig zu sein? Erlauben Sie mir, Herr Oberleutnant, daß ich nicht offiziell, sondern ganz privatim... ich bin doch zweiunddreißig Jahre alt, verheiratet, Familienvater, habe die Universität absolviert, besitze ein Diplom, und auch Herr Oberleutnant haben im Zivil gewiß eine Beschäftigung...“

„Seien Sie nur ganz offen, Herr Kadettaspirant, ich hoffe...“

„Aber nein, ich will niemand nahetreten... Herr Oberleutnant fragen mich, ob ich ein braver Soldat bin. Wie kann ich das wissen? Aus dem Marschbataillon konnte ich mich nicht drücken, wollte es auch nicht, in der Schule hat mir bloß mein Dienstzettel über die Prüfung geholfen, Herr Kun wollte mich an irgendeinen guten Posten stellen, er sagte, er könne beim Stabe etwas ausrichten. Das wollt ich nicht haben. Das Einrücken ist mir erst zum viertenmal gelungen, was weiß ich, was für ein Soldat ich bin. Ich bin verheiratet, bin diplomiert, Soldat bin ich nicht. Aber schicken Sie mich, wohin Sie wollen, Herr Oberleutnant, ich gehe; was Sie mir auftragen, ich setze es durch. Vor dem Feinde werde ich mich fürchten, doch das ist meine Sache, und man wird es mir nicht ansehen. Ich werde nie etwas anderes im Sinn haben, als meinem Befehl nachzukommen. Wenn es sein muß, klettere ich zwischen den Drahtverhauen durch, ich gehe vor — aber ich bin kein Soldat... Verzeihen Herr Oberleutnant, ich weiß nicht einmal, was ein guter Soldat ist.“

Der Oberleutnant wurde nachdenklich. „Es kommt nur darauf an, daß du deine Pflicht tust. Im Zivilberuf bin ich Buchhalter und englisch-französischer Korrespondent.“

Der Unterstand des Oberleutnants war ein bequemer, angenehmer, großer Raum. Sie plauderten und kamen im eifrigen Gespräch einander näher. Nach dem Abendbrot gab ihm der Oberleutnant seinen Burschen mit. Dieser sollte ihn mit einer kleinen elektrischen Lampe in seinen Unterstand begleiten. Es war ein älterer Landstürmer, der ihn durch die Windungen der Schützengräben mit schwerer Not hindurchzettelte.

Einmal wollte er haltmachen. Er stellte sich auf die Zehen, aufgeregt, mit pochendem Herzen streckte er den Kopf in die Höhe, spähte aus der Deckung behutsam umher, seine Augen traten fast aus den Höhlen, doch er sah nichts, obwohl es noch nicht finster war. Der Bursche des Oberleutnants rief zu ihm hinauf: „Was wollen Sie denn sehen, Herr Kadettaspirant?“

„Nicht so laut. Ich sehe nach der feindlichen Front.“

Der Offiziersbursche lachte. „Die Front kann man nicht sehen, Herr Kadettaspirant.“

„Warum denn nicht?“

„Wir sind jetzt in Reserve. Die Front ist jenseits des Hügels. Wir sind in Ruhestellung. Wenn man die Russen sehen will, muß man wenigstens einen Kilometer vor.“

„Was sollen dann diese vielen Schützengräben?“

„Sie sind eben hier, man kann sie schon mal verwenden.“

So, also das hier ist überhaupt keine Front. Und deshalb muß hier das Einrücken streng nach dem Reglement erfolgen. Sein Unterstand war ganz miserabel. Ein kleines Loch in der feuchten Erde. Auf einer Seite war eine breite Stufe, und hier bereitete ihm der Bursche die Schlafstelle, legte auf die feuchte Erdstufe ein Bündel Stroh — das Bett war fertig. Er konnte sich hinlegen. Den Mantel breitete

er unter sich aus, den Rucksack unter seinen Kopf. Er wickelte sich in eine Decke, ohne sich zu entkleiden.

Mit seiner Hand streifte er die kühle, feuchte Erde. Und zur selben Zeit lebten Menschen, die Konzerte veranstalteten, und andere, die sich blau und grün ärgerten, weil man beim Kartenspiel ihre Trümpfe stach. Andere, die aus der Haut fuhren, weil der Kaffee zu heiß war. Es gab Menschen, die in aller Ruhe den Kriegsbericht lasen. Die Gott dem Herrn dafür dankten, daß wir die Côte 693 erobert haben... der Oberleutnant ist zufrieden, denn zum viertenmal ist mir der Vorbeimarsch des Zuges gelungen. Es gibt auch Menschen, die heute ihre Kündigung erhalten haben und verzweifelt sind, wieder andere, die ihre Frau gebeten haben, sie möge ihnen Paprikafisch bereiten zum Abendessen. Daraufhin bringt ihnen die Frau freudestrahlend die Paprikafische ins Zimmer. Es gibt da auch andere, die sich jetzt zuckend an die Brust greifen und stöhnen: „Mutter!“ Andere, denen der Arzt den Fuß amputiert, und einen gibt es noch, der in einer feuchten Erdgrube liegt, dessen Hand vor der Wand zurückschreckt und zu dessen Gesicht sich eben ein Regenwurm hinschlängelt. „Schläfst du, Peter?“

„Aber nein, Herr Kadettaspirant.“

„Könnte man hier nicht etwas Feuer anmachen?“

„Ich wüßte nicht wie, Herr Kadettaspirant.“

Ein kurzer Schlummer. Dann ein Aufschrecken. Kanonendonner. Gewehrgeknatter. Maschinengewehr. Ein Soldat vorn an der Deckung ruft: „Alarm!“ Sofort ist alles auf. Er steht an der Spitze des Zuges. In die Feuerlinie. Man führt sie durch die Laufgräben. Sie marschieren mit voller Ausrüstung, jeder hat den vorschriftsmäßigen Patronenvorrat. Die erste Linie unterschied sich in nichts von der zweiten, höchstens war der Schützengraben breiter und hatte

oben Panzerdeckung. Jenseits feuerten Geschütze und Gewehre. Er traf aufgeregt seine Anordnungen. Er empfand zu gleicher Zeit eine gewisse neugierige Befangenheit. Man mußte nicht, wie er es sich vorgestellt hatte, hinausstürmen. Wie sollte das auch möglich sein? Mitunter funkte eine Lichtgarbe auf, eine Leuchtkugel, und er sah ein breites Drahtnetzwerk vor sich. Wie sollte man da hindurchstürmen? Es erging der Befehl, unaufhörlich gegen den Feind zu schießen, doch sah man ihn gar nicht, aber man schoß redlich die ganze Nacht hindurch. Den Kopf mußte man nicht hinausstecken, konnte durch die Panzerplattendeckung schießen. Es entfaltete sich eine Art brillanten Feuerwerks, er bestaunte die Schrapnells, die in wunderbaren Lichtfontänen zerstäubten. Das Rattern der Maschinengewehre, das dumpfe Grollen der Geschütze, das Pfeifen der Granaten, das Sausen der Schrapnells — alles war beinahe eine Art Musik. Mit der Morgendämmerung nahm die Schießerei allmählich ein Ende. Er spähte vorsichtig hinüber. In Steinwurfsentfernung hatte sich der Feind eingegraben.

Ein Feldwebel, der schon längere Zeit dabei war, sagte, in der Nacht wären die Russen vorwärts gekommen. Dazu hatten sie den großen Krach nötig gehabt.

Es wurde Tag. Vor sich hatte er ein Weizenfeld. Mitten in der zarten Weizensaat waren zwischen Pfählen die Drahtverhaue gespannt. Köstliches Aroma des Frühlings. Spatzen hüpfen in der Saat zwischen den Pfählen. Flatterten über die Minen. Flogen auf die schwefelspeiende Maschine, den Flammenwerfer, von dem es hieß, daß er die Soldaten lebendigen Leibes versenge. Auch auf die Gasmasken setzten sie sich, die umherlagen und nicht benutzt worden waren, weil in dieser Nacht der Feind

nicht mit Gas gearbeitet hatte. Es schwirrten die Spatzen auf die Gewehrläufe, welche die Soldaten in der Panzerdeckung liegengelassen hatten.

Es ist Frühling. Ein gewisser Kamincki und ein gewisser Sipos sind verwundet. Kamincki tödlich. Er hat sie nicht gekannt. Sipos hat man fortgetragen, Kamincki liegt noch da, mit seinem Mantel zugedeckt. Er könnte ihn jetzt noch sehen. Kamincki zu sehen, wird er dann nie mehr Gelegenheit haben. Warum mußte er fallen? Feuern wir nicht aus geschützter Deckung?

Der Kadettaspirant meldete den Verlust. Und fügte hinzu, daß er es nicht begreife, wieso er fallen konnte, jener Kamincki. Er hatte geglaubt für ihn als für einen Mann seines Zuges verantwortlich zu sein, hatte angenommen, daß er sich verantworten muß wegen dieses Verlustes seines Untergebenen. Aber davon ist nicht die Rede. Man hat Kamincki längst nach rückwärts gebracht. Man sagte, ihn hätte ein Granatsplitter getroffen. Gegen so etwas hilft keine Deckung. Jetzt wurde ihm bewußt, daß er sich nachts keineswegs außerhalb jeder Gefahr befunden habe. Auch ihn hätte solch ein Splitter treffen können, dann hätte er, von einem Mantel bedeckt, dagelegen. Dann würde der Hauptmann seinen Verlust zur Kenntnis nehmen und sagen: „Ich habe diesen Aspiranten gar nicht gekannt.“ Er ging in die Linie zurück zu seiner Mannschaft. Bis jetzt hatte er seinen Dienst ganz unbesorgt verrichtet. Jetzt überkam ihn eine gewisse Bangigkeit. Ja, auch ich habe ganz tief darmgesteckt, auch mich hätte es treffen können. Mine, Granate, Schuß aus dem Maschinengewehr. Ist denn das das Ganze? Auch wenn es keinen „Kampf“ gibt, fallen können? Oder ist dies schon der Kampf“?

Sie blieben draußen, waren die Ablösung ihrer Vorgänger. Sollte es aber nachts brenzlich werden, dann müssen die Reserven heraus aus der Ruhestellung. Die Mannschaft bekam einen gemeinsamen, geräumigen Unterstand, er einen Unterstand abseits. Immerhin einen viel bequemerem als vorhin. Jeder hat sich zur Ruhe zu legen, nur die Wachen müssen aufbleiben, die übrigen sollen schlafen und Kräfte sammeln.

Die Vögel zwitschern. Sonnenschein. Er streckt sich auf dem Stroh aus. Der Kamincki empfindet dies angenehme Ausruhen nicht mehr. Der zieht seine Stiefel nicht mehr aus. Fühlt nicht, wie gut das ist. Obgleich auch der Kamincki in seinem guten Schlaf liegt. Er, der Aspirant, ist dem Kamincki um ein paar Minuten voraus, nur wenige Minuten, und auch er wird ruhen, nichts mehr fühlen, ganz wie der andere — nur — erwachen wird er, vielleicht nur dazu erwachen, um sich durch die Drahtverhaue zu zwängen, oder dazu, daß seine Haare Feuer fangen durch das neue Kriegsgerät, den Flammenwerfer, das Feuer wird seine Brust erfassen, niemand wird es löschen können, oder er wird husten und sich zu Tode keuchen durch giftige Gase im Gasangriff. Das gibt dann einen eigenartigen Geruch, gleich dem von versengten Hühnerfedern... So träumte er.

Da erwachte er. Vor ihm stand eine Art Hauptmann mit ganz sonderbaren Sternen am Kragen — oder sind diese Sterne nicht so sehr sonderbar und erscheint ihm dies nur so in seiner Schlaftrunkenheit? Einerlei, der komische Hauptmann beruhigt ihn, er solle sich nicht stören lassen, solle liegenbleiben. Ob es wahr sei, daß er Jurist wäre? Ja, das ist wahr. Aber für wen ist das wichtig? Der Herr Kadettaspirant soll ruhig sein. Er soll sich nicht inkommodieren. Der Herr Kun hätte ihn empfohlen. Durch ihn hätte er den Standort erfahren. Und nun sei er

zu ihm hierher in die erste Linie gekommen. Es handle sich um eine bestimmte Angelegenheit, und man hätte ihm höheren Orts erlaubt, ihn in dieser Angelegenheit anzugehen, usw. Um was für eine Angelegenheit wird es sich wohl handeln? fragt sich der Kadettaspirant. Um eine Kugel, die sich seine Lunge als Ziel ausgesucht hat, um eine Flattermine, um den Flammenwerfer, um das männermähende Maschinengewehr? Nein, der Hauptmann erzählt, daß er in eine Art Prozeß verwickelt ist. Jemand hat ihn beim Feldgericht angezeigt. Man hat sogar eine Untersuchung gegen ihn in die Wege geleitet. Er ist Verpflegungshauptmann. Oder — besser gesagt — Beamter im Hauptmannsrang bei der Proviantur. Das mußte der Hauptmann erklären, da er sah, daß der Aspirant über seinen Rang nicht im klaren war. Aber vor allem, meinte der Hauptmann, müsse man diese Angelegenheit beim Gericht hübsch in die Länge ziehen. So ein richtiggehender Jurist würde sich darauf sicher gut verstehen.

Wozu hinausziehen?

Deshalb, weil angeblich etwas nicht stimmt. Und deshalb müsse man die Sache nur bis zum nächsten Angriff verschleppen.

Weshalb bis zum nächsten Angriff? fragt er. Es gab ja schon heute nacht einen Angriff? —

Ach nein, das war kein Angriff. Das war nur ein Feuerüberfall. Ein richtiger Angriff kann aber nicht lange auf sich warten lassen. Es handelt sich höchstens um ein paar Wochen. Dann wären die Abgänge nicht mehr zu kontrollieren — dann wäre er gerettet — sozusagen.

So also. Der Hauptmann wäre im Falle eines Angriffs gerettet. Er. Und wer noch? Dann werden zwar so an die tausend Kamincki abgehen — aber der Hauptmann wird bleiben.

„Und was soll ich dabei?“

Der Hauptmann lächelt. „Es müssen recht abgefeimte Aktenstücke verfaßt werden, die man vom Verpflegungskommissariat her beantworten wird und auf die man wiederum eine Duplik schickt. Replik, Duplik. Es handelt sich nur um ein paar Wochen.“

Er erfährt, daß von einem solchen Verpflegungs-offizier viel abhängt. Er verfügt über Milch; auch über Flaschenweine ist ihm Macht und Gewalt gegeben. Er teilt den Proviant für die Offiziersküche zu, und an ihm liegt es, ob er Schönwetter oder Sturm gibt, wie man so sagt. Da kann sich einer viel erlauben. Und so wird derjenige, der die Abfassung dieser Schriftstücke auf sich nimmt, zu einer bequemen Einteilung kommandiert werden; es kann eventuell für ihn durchgesetzt werden, daß er in eine rückwärtige Linie verlegt wird. Er könnte diese Erfahrung an sich selbst machen, warum nicht? Hat doch Herr Kun den Herrn Doktor wärmstens empfohlen! Dieser brave Herr Kun! So kann er also doch etwas zustande bringen. Er hat's bewiesen, sogar hier, vor dem Feind. Hat also tatsächlich mit Linsigen gesprochen. Es reichen seine Fäden vielleicht bis zu den Russen? Da haben wir's. — Aber was soll mit den andern geschehen? Mit welchen? Mit den Kerlen, die sich angesichts des Feindes untereinander geohrfeigt haben, statt daß die Größe des Augenblicks und der Gedanke der Aufopferung des einzelnen für die Gemeinschaft sie hätte durchleben sollen? Ja, gibt es denn diese Menschen nicht? Gibt es keinen Kamincki, der, mit seinem Mantel bedeckt, auf der Tragbahre liegt, und keinen Sipos, dem sein Bein im Feldspital Nr. 659 abgesägt wird? Nein, es wird einmal einen schweren Angriff geben, die Mannschaft wird schwer beklommen auf allen vieren vorwärts kriechen durch die Drahtverhaue, er aber wird rückwärts eine gute Zigarre rauchen, Portoriko, Kuba, die er besonders

liebt, und wird vielleicht diese Zigarre noch mit einem Zahnstocher bearbeiten, damit sie für den Anfang mehr Luft bekommt!!?

„Ich will Ihre Sache gern übernehmen, Herr Hauptmann.“

„Gut! Ja, wir brauchen ohnedies einen Verpflegungsoffizier für dein Bataillon. Du sollst es werden, könntest zum Beispiel die Offiziersküche übernehmen. Deshalb kannst du dich doch hier ein wenig umhertreiben, nur nichts forcieren... Wozu auch?“ sagte der Hauptmann.

So vertiefte sich denn der Kadettaspirant am Nachmittag seiner Feuertaufe in ein mächtiges Aktenkonvolut und durchlas mit angespannter Aufmerksamkeit die breit und lang aufgezählten Diebstähle und Veruntreuungen und Unterschleife des Verpflegungsdiktators. Nachts war alles still. Er inspizierte die Posten und Beobachter in seinem Abschnitt, dann kehrte er eiligst in seinen Unterstand zurück und machte sich an die Abfassung der Replik. Er wird ihnen schon eine Nuß zu knacken aufgeben. Das Feldgericht wird sich den Kopf zerbrechen müssen. Er kritzelte auf seinem improvisierten Tischen Bogen auf Bogen voll. „An das k. u. k. Feldgericht, Standort X etc.“

„Vorausgesetzt, aber nicht zugestanden, daß die in dem Protokoll vom soundsovielten, betreffend die Lagerbestände etc. etc. — —“

Wieder ein raschelndes Geräusch, das ihm bereits vor einer Weile aufgefallen war. Er blickte sich um. Man hatte auf einer Tragbahre den Sándor Pety gebracht, den er vor einer halben Stunde auf seinem Wachtposten beim Drahtverhau inspiziert hatte. Der Mann lag ruhig auf der Seite, es schien, als schliefe er. Der Aspirant richtete den Strahl seiner elektrischen Taschenlaterne auf ihn und fragte: „Was ist

los?“ Da wandte der Sanitätsgefreite den Kopf des Sándor Pety um, und man sah, daß dem Mann eine Gesichtshälfte ganz abgerissen war. Auf der einen Seite war er der alte Sándor Pety, auf der andern aber hatte er keinen kleinen schwarzen Schnurrbart mehr, keine Augenbrauen, kein Ohr, keine Schläfe. Auf der andern Seite war nur das blutige Gebiß des Sándor Pety übriggeblieben, sonst war von dieser andern Seite nichts mehr zu erkennen, nichts mehr geblieben.

Am Nachmittag des nächsten Tages wurde er zum Bataillons-Chef befohlen. Der Major reichte ihm die Hand und sprach ihn nicht mit „Du“, sondern mit „Sie“ an. Der Major wünschte, er solle nunmehr die Offiziersmenage recht ordentlich führen, in der letzten Zeit hätte es nichts gegeben als Rinderbraten mit Kartoffelbrei. Diesem Übelstand müsse unbedingt abgeholfen werden. Könne man nicht etwas Gemüse zur Stelle schaffen? Und wenn es auch nur Konserven wären! Auch könnte er sich bemühen, Weine einer bestimmten Marke zu beschaffen (die Kerle beim Train haben von der Sorte), man müßte es nur aus dem Kerl herauspressen. Überhaupt möchte er der Hoffnung Ausdruck geben, daß sich von jetzt die ganze Lage von Grund aus ändern werde. Er habe großes Vertrauen zum Herrn Doktor. Er wisse, daß ihm der Verpflegungsfuchs sehr verpflichtet sei. Nur los, nicht locker lassen, kein Erbarmen! Denn dieser Kerl ist ein solcher Gauner, daß er sogar unter seiner nackten Haupt noch einen Prager Schinken versteckt hat. Nur drücken! Nur drücken, dann kriegen wir ihn unter! Und heute nacht hat sich der Herr Aspirant prächtig benommen. Er werde ihn zur kleinen silbernen Tapfer-

keitsmedaille vorschlagen. Er solle nur recht auf der Hut sein, das Menü für die ganze Woche womöglich im voraus zusammenstellen, sich alles einteilen. Und wenn möglich wäre — es kam ein Zittern in die Stimme des Offiziers — wenn es möglich wäre, Milch zu verschaffen!

„Ich will alles versuchen, unbedingt!“ stammelte der Aspirant.

„Aber keine Konservenmilch, keine Büchsenmilch! Ist mir zuwider. Echte Milch, wirkliche Milch, frische!“

„Es wird schon gehen. Wir werden eine Kuh anschaffen und rückwärts weiden lassen.“ Am Nachmittag kam ein Leiterwagen an den Graben und holte ihn ab, fuhr ihn sechs Kilometer nach rückwärts. Hier begann das Reich des Verpflegungsfuchses. Er überreichte ihm die Prozeßakten. Der Verpflegungshauptmann überflog sie und sagte dann, so sei es ausgezeichnet. Ein wirklich anständiges Stück Arbeit. Doch müsse es erst mit der Schreibmaschine abgeschrieben werden. Man ließ Herrn Kun kommen. — Nachts waren durch das Fenster kleine Lichtfunken zu sehen, das Dröhnen der Geschütze drang dumpf herüber. Jetzt saß er bequem in einem Stuhl aus Weidengeflecht, rauchte eine Zigarette und diktierte dem Herrn Kun die Prozeßkarten.

Bald kam vom Feldgericht eine vertrauliche Mitteilung. Die Replik war sehr gelungen. Bis zum Eintreffen der Duplik ging er nicht in die erste Linie hinaus. Zwei Tage mußte man darauf warten. Dann aber forderte er vom Verpflegungshauptmann alles mögliche. Milch, eine Kuh oder täglich gelieferte Milch. Flaschenweine, farbige Liköre. Es fiel ihm ein, daß er Haselnüsse gut brauchen könne, er will eine Haselnußtorte backen lassen. Gibt es hier keine, soll man sie aus Luck holen, dort sind welche zu ha-

ben. Auch Vanille, Schokolade. Alles, was ihm eben einfiel. Auch ein Kochbuch verlangte er. Gibt es hierorts keines, soll man eines besorgen. Er unterließ nichts, um den Verpflegungsfuchs windelweich zu pressen. Er erhielt alles, der Fuchs lächelte bloß und meinte, alles stehe zu seinem Diensten. So kam er schwer bepackt, mit einem hoch beladenen Leiterwagen in die Linie zurück. Er brachte auch das sorgfältig zusammengestellte Wochenmenü mit, und die Offiziere und Kadetten schüttelten die Häupter voller Staunen. Sie sagten, das alles habe man ihnen bisher unterschlagen. Der Major führte ihn in seinen Unterstand. Dort nahm der Aspirant eine Flasche aus dem Rucksack. Er sagte dem Major, daß dieser täglich solch eine Flasche mit frischer Milch auf seinem Tisch vorfinden werde. Der Major entstöpselte die Flasche sogleich, goß ein, trank die Milch gierig aus und rief seinen Adjutanten herein. Bis dahin ging der Major schweigend, glückerfüllt auf und ab. Der Adjutant erschien, salutierte, der Major aber ordnete an: „Der Herr Kadettaspirant hat für sein heldenhaftes Verhalten am 27. diese die gebührende Anerkennung noch nicht erhalten. Wer weiß, wann die ankommt. Er muß zur Beförderung vorgeschlagen werden. Das geht schneller.“

Der Aspirant ging in die erste Linie hinaus, spazierte im Schützengraben umher, trat zu seinem Zug in den Unterstand.

Ein paar Leute schliefen auf dem Stroh, das auf der Erde umhergestreut war, andere rauchten ihre Pfeife. Es war still, der Rauch mischte sich mit dem üblen Geruch der Menschen. Es war dämmerig. Man sah etwas in der Hand eines Soldaten aufflammen, zischen, brennen. Es waren kleine Speckscheibchen, auf Holzstäbchen aufgereiht. Zwischen den Speckscheiben Papier. Das Papier wurde angezündet, und

der Speck war es, der zischte. Staunend sah er sich den Mann näher an, es war der junge Csutor.

„Ach, du bist es, János?“

„Ja.“

Der János zeigte weder Freude noch Überraschung. Blickte ihn kaum an.

„Nun siehst du, János, daß auch ich draußen bin.“

„Ja“, sagte der andere, und es ging eine Art von mitleidiger Anerkennung von ihm aus.

„Und wozu zündest du das Papier an?“

„Um den Speck zu räuchern.“

„Wozu?“

„Weil der Spek derartig verstunken ist, daß man ihn sonst nicht essen könnte. Deshalb räucherte ich ihn ein wenig. Wir machen's alle so.“

Er übergab dem János eine Konserve und sagte ihm, er würde von jetzt auch auf die Mannschaftskost achten. Er ging zurück zur Offiziersmesse. Dort wurde schon zum Kaffe gedeckt.

Er trat auf den Major zu und sagte: „Herr Major, ich bitte gehorsamst, daß ich von jetzt auch die Kost der Landwehrmannschaft etwas aufbessern kann.“

Der Major runzelte die Stirn.

„Nur keine Heldentaten, mein Sohn. Wer zu viel auf sich nimmt, der kann nichts ordentlich machen. Sie haben bis jetzt ganz brav gearbeitet. Ich bin zufrieden. Nicht zu viel auf einmal.“

Indessen gelang es ihm doch, vom Verpflegungshauptmann fünfzig Konserven für Csutors Zug zu erpressen, mehr war unmöglich, der Fuchs sagte, so etwas ginge nicht so einfach. Immerhin empfand der Aspirant eine gewisse Zufriedenheit mit sich. Er hatte eine gute Tat begangen, war ein guter Kerl. Aber dann steigt ein unsäglicher Hohn, eine bittere Selbstironie in ihm auf: „Vielleicht wünschen Euer Gnaden eine öffentliche Danksagung für Ihr hoch-

herziges Verhalten zu bekommen? Soll's in der Zeitung stehen?“ Er merkte, daß er sich schämte: über diesen Wohltätigkeitsrummel ist er schamrot geworden. Er hat etwas getan — wie man einem Bettler Almosen gibt: „Da haben Sie, mein Lieber! Aber bitte, daß Sie mir bis zum nächsten Karfreitag nicht unter die Augen kommen!“

Der Verpflegungsfuchs hat gesagt, daß er ihm eine große, sehr angenehme Überraschung vorbebringe. Er meint auch, daß der Angriff nicht mehr lange auf sich warten lassen werde. Die Dinge sind gottlob auf dem besten Wege. Möglicherweise wird aber noch die Fertigstellung einer nach allen Regeln mit juristischen Feinheiten abgefaßten Schrift notwendig sein. Aber diese Eingabe ist dann sicherlich die letzte.

Die Überraschung traf auch programmgemäß ein. Eines Tages ließ ihn der Verpflegungsfuchs kommen und sagte vergnügt, alles sei in Ordnung. Bisher habe er mit der Überraschung noch gewartet, da er ihn, den Aspiranten, vielleicht noch hätte brauchen können, aber jetzt sei die Sache wenigstens auf zwei Wochen geregelt, und die Überraschung bestehe darin, daß er ihn auf eine Woche heimschicke.

Binnen einer Stunde war er mit Aufträgen überschüttet: Für Répas einen fotografischen Apparat von zu Hause abholen. Für Miticz einen aus einer Granate verfertigten Tintenbehälter daheim abgeben. Der Bursch bat, man möge ihm sein Trikotleibchen und seine Winterstiefel durch die Post nachsenden. Der Major vertraute ihm zwei mächtige Kisten an, die er persönlich der Frau Major zu übergeben habe. Der Oberleutnant Friedeck, derselbe, der ihn am ersten Abend gefragt hatte, ob er ein

guter Soldat sei, rief ihn in seinen Unterstand und sagte:

„Meine arme, gute, teure, kleine Frau... Du sollst ihr diesen Brief bringen, ich habe ihr darin alles geschrieben, sage es aber auch dir, damit du es ihr ausrichtest. Sie und Jucika, mein Mäderl, sollen sich fotografieren lassen, du bringst die Fotografie mit. Und am Tage deiner Abreise läßt du das Paket holen. Ich bitte dich sehr, auf dieses Paket meiner Frau achtzugeben. Die Spezialität meiner Frau ist nämlich Leber, mit Datteln gespickt. Eine solche Leber wird sie dir mitgeben, und du wirst auch davon kosten dürfen. Du hast dein Lebtag so etwas Delikates nicht gegessen.“ Der Oberleutnant schluchzte. Auch den Aspiranten stimmte die Sache nachdenklich, denn er hatte in der Tat nie Leber mit Datteln gegessen.

Er bekam eine offene Order mit, seine Reiseroute war genau vorgezeichnet. Er mußte über Krakau fahren, es war ihm nicht gestattet, zu seinen Angehörigen zu reisen, aber er telegraphierte von unterwegs an seine Familie, daß sie nach Budapest reisen sollten. Dort wollten sie einige Tage Zusammensein. Sobald er seine Aufträge erledigt hatte, wären auch seine Frau und sein Junge angekommen. Aber ihre Freude war bedrückt, verschleiert. Über vieles durfte nicht gesprochen werden. Man mußte schweigen. Man schwieg.

Heiß und traurig war die Freude, die sie aneinander hatten. Sie streiften durch die Stadt, besuchten Cafés, Konditoreien.

In den Cafés saßen Schauspielschülerinnen, man sah Monokel bei flotten Herren — wie immer. Man plauderte, die Tratscherei blühte und gedieh. Alles wie zur Friedenszeit, nur hatte sich der Gedankenkreis der Leute etwas erweitert. Man sagte nicht nur wie bisher: Hans hat sein Examen bestanden, sondern auch: Peter hat sich an der Front einen Katarrh

geholt... Es gab neue Kellner, die alten waren gefallen. Man mußte sie ersetzen. Es gab allerlei Wohltätigkeitsaktionen. Andererseits verdächtigte man die Rote-Kreuz-Schwestern, man sagte, sie alle wollten heiraten. Oder noch was viel Ärgeres! Die Schwestern hatten aber wieder ihre eigenen Zeitschriften, wo ihre Bilder erschienen und wo man sie pries.

In den Tagesblättern aber schrieb man ganz ungreifliche Dinge über die Front: Er nahm ein Blatt zur Hand, und da las er, wie vom Frontbad in einer Weise gesprochen wurde, als hätte man vom Schwarzen Meer bis zum Kaukasus und von Ypern bis zum Elsaß nichts anderes zu tun, als zu baden und die Wäsche zu wechseln. Die Verwundungen und das Sterben wurden in den Zeitungen in einer Weise breitgetreten, als wären diese Artikel eigens von den Betroffenen bestellt. Für alles gab es eine bestimmte Brühe, die armen verlausten regennassen Millionen und aber Millionen wurden so dargestellt, als würden sie von einer allumfassenden Idee der Brüderlichkeit und Gemeinschaft vorwärtsgeschwungen, als hätte sie ein einziger großer Gedanke zusammengeknetet zu einer dichten, ewigen, erhabenen Masse. Welche Lüge!

Er ging mit seiner Frau in der Vacigasse spazieren, es kam ihnen ein Major entgegen. Der Aspirant salutierte. Der Major blickte ihn an, kam näher: „Wo ist Ihr Säbel, Kadettaspirant?“ In der Tat trug er in der letzten Zeit keinen Säbel. Er hatte ihn nicht nötig, war auf niemand böse. Auch er selbst war verwundert. Ja, wo ist sein Säbel? Er müßte sich eigentlich besäbelt auf der Straße zeigen... Der Major ließ nicht locker. „Sind Sie vielleicht in Krankenbehandlung? Weil Sie keinen Säbel tragen? Bitte, Ihre Legitimation!“ Das Straßenpublikum sammelte sich an, wartete der kommenden Dinge.

Es muß zugegeben werden: das Straßenpublikum sammelte sich mit großer Teilnahme und Sympathie. Man blickte zornig auf den Major, der parfümiert war und Lackschuhe trug — der Aspirant aber stand da in großen, ungeschlachten gelben Stiefeln, auf seiner Honvedmütze eine kleine Bronzeplakette: Vierte Armee. Er war etwas müde, abgespannt. Zaudernd und leise hob er in der aufgeregten Stille an: „Bitte, Herr Major... Ich trage an der Front keinen Säbel.“ Die Augen der Umstehenden leuchteten auf. Die Lippen verzogen sich zu einem ermunternden Lächeln. Die Stille wurde noch gespannter, und mutiger setzte er fort: „Ich weiß nicht, ob es dem Herrn Major bekannt ist, daß wir an der Front keine Säbel tragen. Ich glaube aber, auch in der Vacigasse habe ich ohne Säbel nichts zu fürchten...“

Ein Jubeln erfüllte die Straße. „Eljen!“ Der Major wagte es nicht, seinen Namen zu notieren. Er mußte sehen, daß er weiterkam, wenn er keinen Skandal provozieren wollte. Er mußte sich rasch aus dem Staube machen, sonst hätte es ihm schlecht ergehen können. So blieb es bei dieser kleinen Episode, die man lächelnd und begeistert aufnahm. Ebenso begeistert wie zum Beispiel die Nachricht, daß es in der Nacht auf den 20. gelungen sei, den vom Kolmalin her erfolgten Angriff der Russen mit minimalen Verlusten zurückzuschlagen.

Der Aspirant verrichtete alles, was man ihm aufgetragen hatte, mit jener Gewissenhaftigkeit, die schon seine Mutter an ihm gerühmt hatte. Am letzten Tage holte er von der Frau des Oberleutnants Friedeck das Paket ab, in dem sich die Leber mit Datteln und die Fotografien befanden. Noch einmal nahm er von seiner kleinen Familie Abschied. Über einen bestimmten Punkt wurde nicht gesprochen. Seine Pflicht war es, ins Feld zu ziehen, die Pflicht seiner Frau und seines Kindes war es, auf ihn zu warten,

traurig zu sein, Herzenspein zu empfinden und für ihn zu zittern. Wer hatte ihnen diese Aufgabe zuge-
teilt? Einerlei, das war ihr Kommando, und sie muß-
ten parieren. Mit einer Wehmut ohne Ende, schwe-
ren Herzens, umarmten sie sich auf dem Bahnhof.
Dem Söhnchen einen langen Kuß, und dann stieg er
in den Zug nach Krakau ein.

Der Zug sauste auf Lublin zu, und man sah an
den Eisenbahnstationen polnische Legionäre, die An-
sichtskarten schrieben... Noch am letzten Tage hatte
er eine Karte von Oberleutnant Friedeck erhalten,
des Inhalts, seine Beförderung zum Kadetten sei be-
reits eingetroffen. Diese Mitteilung war amtlich ge-
stempelt, und es war ausdrücklich gesagt, er dürfte
seine Sterne, die Abzeichen seines Rangs, sofort an
dem Halskragen seiner Uniform befestigen und sich,
falls es darauf ankäme, mittels dieses Briefes legiti-
mieren. Dies bedeutete ihn eine nicht geringe Freude,
brachte auch etwas höhere Gage mit sich. Sollte der
Krieg noch lange dauern, würde er etwas beiseite
legen können. Aber dafür brachte er auch seinen
Kameraden an der Front, jedem einzelnen etwas Er-
freuliches mit. Die Kisten des Majors hatte er an die
befohlene Adresse ausgeliefert, den Fotoapparat des
Répas mitgenommen, er hatte Konserven und Dunst-
obst eingekauft, desgleichen junge Kohlrüben in Öl
sowie Forellen in Aspik, Emmenthaler Käse und
Salami.

Wohlverwahrt waren die Fotografien für den Ober-
leutnant, auch die Leber mit den Datteln war im
Paket. Dies befand sich in Obhut des Burschen in
einem Abteil dritter Klasse. Eines ehrlichen Jun-
gen, eines Schwaben, dem man alles anvertrauen
konnte. Aber jetzt kam der schwarzköpfige Junge

ihm auf dem Korridor des Wagens entgegen und trug ein ungewohnt feierliches Wesen zur Schau. Er schlug die Fersen zusammen und sagte, „Melde gehorsamst, Herr Kadett, man hat das Paket aufgefressen.“

„Was hat man getan?“

„Das Paket, auf das ich aufpassen sollte, hat man aufgefressen...“

„Wie hat man das aufessen können? Wer hat das getan? Warum?“

„Nachts, als ich geschlafen habe, hat man es geöffnet und alles aufgegessen, was darin war. Sie haben geglaubt, es sei mein Paket, und haben sich einen Jux leisten wollen...“

Das war ein schwerer Schlag. Der Oberleutnant dort an der wolhynischen Front sitzt da, späht gegen Westen und wartet auf das Paket. Auf die gedattelte Leber. Wie bringt man ihm die Nachricht bei? Vielleicht gibt es einen großen Krach. Aber vielleicht kann man etwas Leckeres in Luck einkaufen, um das verschwundene Freßpaket zu ersetzen? Er sprach sich Mut zu: „Herr Kadett, kommen Sie zu sich! Um Gottes willen, nehmen Sie Vernunft an! Was glauben Sie denn? Es ist ja Krieg, es spricht die Weltgeschichte. Es gibt Explosionen, die Betontraversen in die Luft schleudern, feuerfarbene Garben fallen auf die Menschen hinab und reißen den Soldaten die Beine aus den Stiefeln aus. Lächeln Sie doch, Herr Kadett! Im Biwakfeuer schimmern die Läufe der Kanonen. Von Ypern bis zum Schwarzen Meer wälzt sich eine Welle ungeheuren Hasses. Weiß leuchten die Kreuzchen aus Birkenholz auf den Soldatengräbern der ganzen Ukraine.“

Auf der nächsten Station stieg ein Leutnant ein. Der Kadett knüpfte mit ihm ein Gespräch an und gab mit verkniffendem Lachen die Geschichte der

Leber mit den Datteln zum besten. Interessant, nicht? Aber der Leutnant schüttelte mit ernster Miene den Kopf und sagte schroff, der Kadett hätte achtgeben müssen, daß so etwas nicht vorfallen können. Die Befehle des Vorgesetzten habe man gewissenhaft zu erfüllen. Aber die jungen Leute seien nie vorsichtig genug. Ihm hätte etwas Derartiges nicht passieren können, er erfülle jede Aufgabe mit derselben Präzision. Man hätte eben die Leber im Offiziersabteil transportieren müssen, dann wäre die Katastrophe nicht erfolgt. Ihm, dem Kadetten, war es, als hätten ihn alle guten Geister verlassen. Vom Scheitel bis zur Sohle durchdrang ihn das Gefühl der Verantwortung für die Oberleutnantsleber, schlaflos wälzte er sich umher. Er war auf nichts neugierig, als sie endlich im Bahnhof einliefen, weder das warme, weiche Gesicht seines Kindes noch die feuchten Augen seiner Frau kamen ihm in den Sinn, noch daß er diesmal Vater und Mutter nicht wiedergesehen hatte und vielleicht nicht mehr wiedersehen würde. Beim Gedanken, was der Oberleutnant sagen würde, überkam ihn ein Frostschauer. Blödsinn. In der Zeitung steht, daß General Brussilow die Offensive bereits begonnen habe. Die Drahtverhaue in Richtung Luck sind im Trommelfeuer zusammengehauen. Denn der General versucht den Durchbruch um jeden Preis; bis jetzt ist aber die Flut der russischen Angriffe abgeprallt am Widerstand unserer heldenhaften Truppen. Was soll da die Leber mit den Datteln?

Die Mannschaften beim Proviantamt waren gerade beim Packen, als er ankam. Von der Front, Abschnitt Luck, war ein ununterbrochenes dumpfes Donnern zu hören. Man sagte ihm, in solchen Fällen müsse man dauernd in höchster Bereitschaft stehen. An der Front ginge es heiß zu, wer nicht unbedingt müsse, solle sich hüten, hinauszugehen.

Aber er mußte hinaus, fuhr ohne Verzögerung an die Front. Je näher er kam, desto furchtbarer das Maschinengewehrknattern, Minenexplosionen, Kanonendonner — alles war eins. Ein gigantischer Trommelwirbel, lang, atemlos, gleichmäßig immer mehr anschwellend bis zum Unerträglichen.

Kein Mensch, der außen zu sehen war, als ob niemand an der Front wäre. Es gab tief eingegrabene Unterstände in der Erde, Betondeckungen, in denen steckten die Menschen, einige Meter unter der Oberfläche. Nur hie und da war ein Beobachter draußen. Es hieß, während des Trommelfeuers bleibt die Truppe unten, im Falle des Angriffs aber stürmt sie. Vor dem Angriff werden die Russen das Trommelfeuer einstellen.

Unter der Erde, in wahnsinniger Nervenspannung, aneinandergedrängt hockten die Soldaten. Manche auf den Knie, im Gebet. Andere tranken, spielten Karten, andere sogen, halb erstickt, an ihren Pfeifen, oder Zigaretten. Ab und zu wurden Namen genannt, und die, denen es galt, taumelten hinaus, mit vor Todesangst zusammenknickenden Knien, ergeben und trotzig zugleich — ihrem Schicksal entgegen.

Der Major war nicht mehr da, es hieß, er sei erkrankt und heimgefahren. Der Kadett ging zwecks Meldung zu dem neuen Bataillons-Chef. Dies war kein Major, sondern ein Hauptmann. Er saß auf der Erde und trank Tee. Der Hauptmann ließ ihn nicht zu Ende reden: Wie könne er es wagen, ihn zu stören? Er wird's ihm schon zeigen! Weiß er denn nicht, der Kadett, daß er nur beim vorschriftsmäßigen Rapport seine Beförderung und seine Ankunft zu melden habe? Er, der Hauptmann, hat schon von ihm gehört, wird ihm schon eine Pille zu schlucken geben. Jetzt soll er sehen, daß er weiterkommt... Man werde seinem Tun und Lassen schon nachspüren ...

Vernichtet ging der Kadett von dannen. Beim spärlichen unterirdischen Dämmerlicht suchte er den Oberleutnant, um ihm wenigstens die Fotografien zu übergeben und den Brief seiner Frau. Jetzt hatte der Oberleutnant ihn erblickt und winkte ihn in einen Winkel, damit der Hauptmann ihn nicht sähe. Der Kadett übergab die Bilder, den Brief. Der Oberleutnant durchlas den Brief, besah das Bild, war gerührt. Mit zitternder Stimme fragte er: „Wo ist das Paket, mein Lieber? Die Leber mit Datteln?“ Der Kadett mußte alles eingestehen. Das Gesicht des Oberleutnants verfinsterte sich, seine Augen rollten in Wut, er knirschte mit den Zähnen. Ungeachtet des Trommelfeuers und ohne auf die zusammengedrängten, jämmerlich verängstigten Soldaten Rücksicht zu nehmen, ließ der Oberleutnant seine Stimme dröhnen: „Gemeinheit! Niedertracht! Ich werde dich schon Mores lehren! Und dich habe ich noch protegiert wollen...“ Wie ein Aussätziger stand der Kadett da. Er sah, hier war seines Bleibens nicht. Er suchte noch Répas auf, übergab ihm den Fotoapparat und taumelte dann die Stufen aus dem Unterstand hinauf. Er mußte sich nach rückwärts, in den Bereich des Verpflegungshauptmanns, begeben. Dort beklagte er sich über den Empfang, der ihm zuteil geworden war. Der Hauptmann aber hatte nicht viel Zeit, sich mit ihm abzugeben; er erteilte Befehle, ließ packen, war im Umzug, benahm sich wie im Fieber. Er versicherte dem Kadetten, die Truppen würden höchstens bis morgen mittag an Ort und Stelle bleiben. „Und daß ich es nicht vergesse, — du hast ja auch noch mit mir zu verrechnen...“

„Was zu verrechnen?“

„Das Geld, das ich dir zum Einkaufen mitgegeben habe...“

„Ich habe die Sachen in die Linie hinausgetragen. Etwas Geld ist übriggeblieben...“ -

„Nein, so war es nicht gemeint. Eine Rechnung brauche ich. Hast du denn keine Rechnung mitgebracht?“

„Wer zum Teufel hat je daran gedacht, Rechnungen zu verlangen?“ Unterirdisch, drohend, gewaltig brauste und dröhnte in der Ferne die Feuerlinie.

„Traurig genug, daß du keine Quittungen verlangt hast. Aber egal, stelle also alle Auslagen irgendwie zusammen. Ich bringe es dann in Ordnung. Teile die Summe in drei Teile, die Monatstage werden mit der Anzahl der Offiziere multipliziert, das Endresultat wird mit dem Aufbesserungsbetrag verrechnet — so bekommt man es heraus.“

Das Telefon schrillte. Der Hauptmann telefonierte aus dem Unterstand, ob der Kadett bei dem Verpflegungsoffizier sei. Wie er es hätte wagen können, ohne Befehl nach rückwärts zu gehen? Er habe sofort einzurücken und sich beim Rapport zu melden.

Der Verpflegungsfuchs antwortete, er habe den Kadetten zu sich bestellt, weil er mit ihm abzurechnen habe. Auch wolle er ihn nicht sofort zurückschicken, weil er manches Eßbare hätte, was nachts in die Feuerlinie hinausgebracht werden solle. „Und hat der Kadett den Emmenthaler richtig draußen abgeliefert?“

Nein. Der Kadett hat gar keinen Emmenthaler draußen angebracht, und gerade dieser Emmenthaler wäre ihnen draußen sehr vonnöten. Denn das junge Gemüse sei nichts wert, und sie brauchten den Emmenthaler außergewöhnlich dringend...

Der Verpflegungsfuchs legte die Muschel hin und sagte lachend: „Du hast dich um nichts mehr zu kümmern.“

„Ja, wieso denn nicht? Ich will sofort wieder hinaus...“ Sie hatten sich inzwischen miteinander angefreundet, duzten sich, aber jetzt wurde der

Verpflegungsmann bitterböse, warf den Kopf zurück und murrte: „Na, mach, was du willst. Aber du darfst nicht fort, bevor du abgerechnet hast.“

Der Kadett mußte einen Bogen Papier zur Hand nehmen und rechnen. Allmählich ward es Abend, und er war mit seiner Rechnung noch nicht fertig. Er dachte bis zum Kopfzerbrechen über die einzelnen Posten nach. Was haben die Erbsenkonserve gekostet? Er mußte mit Dezimalbrüchen operieren, und der Schweiß rann an seiner Stirn herab. Nach Mitternacht telefonierte der Hauptmann nochmals aus dem Unterstand. Er sagte, es wäre höchste Zeit, er möge den Emmenthaler bringen und, wenn möglich, auch Brot oder ähnliches. — Endlich konnte der Kadett dem Verpflegungsoffizier die Rechnung übergeben, die er mit Ach und Krach zusammengeschustert hatte. Doch dieser würdigte sie keines Blicks. „Schon gut“, meinte er. „Aber warte! In der Bäckerei hat man frische Kipferl gebacken. Die geb‘ ich dir mit.“ Es dauerte noch Stunden, bis alles zusammengepackt war, was er hinauszutragen hatte. Der Verpflegungsmann meinte, nun sei es schon eins, er brauche sich nicht zu beeilen. Er gab dem Kadetten zu verstehen, daß dieser ihm sehr leid tue. Einmal hätte der Kadett ihm einen großen Dienst erwiesen. Jetzt wird sich, sobald es dämmt, auch der Train auf die Socken machen. Hier kann man nicht länger bleiben... „Ich weiß es es ganz genau. Wir gehen zurück... Was wir an Lebensmitteln nicht fortschaffen können, müssen wir vernichten. Ich hoffe aber, daß wir eine Menge mitnehmen können. Mit dieser Stunde hat das Verfahren des Feldgerichtes den Abschluß gefunden, denn jetzt kann ich über alles Rechenschaft ablegen. Darauf habe ich gewartet. Auf den Angriff. Jetzt ist es so weit. Sollte später etwas fehlen, wird es heißen, es sei hiergeblieben.“

Der Kadett war wie aus den Wolken gefallen. Was denkt sich dieses Verpflegungssubjekt? Will es den Posten verlassen? Er wird doch nicht glauben, dieser Verpflegungsgauner, daß eine Menschenseele vorn durch die Drahtverhaue, durch unser Maschinengewehr- und Geschützfeuer, durch die Bajonettreihen unserer Soldaten durchbrechen kann? Worauf rechnet dieser unselige Verpflegungsman?

Man wird den Angriff der Russen abweisen, und binnen drei Tagen wird alles sein wie zuvor. Aber der Verpflegungskern nahm herzlichen Abschied von ihm. „Du, Kadett wenn du mit mir kommen willst, ich nehme dich mit — auf eigene Verantwortung — und schicke einen andern an deiner Statt mit dem Essen hinaus.“

Das ist unmöglich. Niemand kann seinem Schicksal entgehen, und der Kadett will auch nicht.

„Hast du nichts zu Hause zu bestellen?“

„Wozu? Ich will morgen schreiben...“

Es dämmerte, er machte sich auf den Weg. Er schloß sich einer Feldküche an. Ein frischer Wind streichelte erquickend seinen Hals. Unter seinen Füßen fühlte er die Schwingungen des etwas elastischen, nachgiebigen Bodens. Durch seine geöffneten Lippen sog er den Duft der Gräser ein.

Die Feldküche trollte sich langsam vorwärts. Die Leute blieben zurück, sagten, sie müßten unter dem Kessel Feuer machen. Hantierten saumselig herum. Er drängte sie, sie öffneten den Kessel, schlossen ihn wieder. Sagten, er sei in Unordnung. Die Feuerung wurde angezündet, ging aber wieder aus. Sie waren schon eine Stunde unterwegs, hätten längst in der Gefechtslinie sein sollen. Jetzt erst waren sie an dem Knüppeldamm angelangt, jenseits lag der kleine Hü-

gel, dort zog sich die Linie. Hier und da klatschte etwas in den Sumpf, und das tangbedeckte Wasser spritzte auf. Er glaubte, es seien Frösche, die ins Wasser sprängen. Jetzt erhob sich vor ihnen unter gewaltigem Krachen ein mächtiger Schlammtrichter, und ein Infanterist stürzte mitten in diese Schlammfontäne hinein. Die Soldaten blieben stehen, warteten, daß ihr Kamerad auftauche. Dann sagten sie: „Aus“. Sie meinten, es seien keine Frösche, die umherspringen, sondern einschlagende Geschosse.

„Und was hat denn den Sumpf aufgerührt?“

„Eine Granate, aber eine kreperte...“ Die Pferde bäumten sich, der Feldwebel erklärte, daß man nicht weiterkönne.

„Warum denn nicht?“

„Weil die Pferde nicht wollen. Ich werde zurückgehen und einen andern Weg suchen.“ Die Feldküche machte kehrt, und man ließ den Kadetten stehen. Die Soldaten wollten alle mit der Feldküche mit.

„Aber kommt denn niemand mit mir?“

Keiner rührte sich. Der Kadett zog seinen Revolver: „Drei Mann kommen mit mir. Jeder trägt einen Sack: Kipfeln, Salami, Käse.“

So schlichen sich auf dem Knüppeldamm drei Infanteristen unter seiner Führung dahin. Jeder trug seinen Sack. Außer den Lebensmitteln drückte sie auch die Last ihres Gewehrs und ihres Rucksacks. Je näher sie dem Hügel kamen, desto verdächtiger raschelte es in der Luft. Der Kadett wußte, daß es Stahlkugeln seien; das, was summend vorbeikam, waren Flintenkugeln.

Splitter glühenden Metalls regnen herab aus feurigen Wolken, die Schüsse knallen, und der tiefe starke Trommelwirbel verstummt nie. Und doch ist alles nicht so grauenhaft. Bisher hatte er alles unbeschädigt mitgemacht, die Angst, das Todesgefühl kam ihm

nicht zum Bewußtsein. Die Infanteristen gingen gottergeben voran. Er brauchte seinen Revolver nicht. Sonderbar genug, daß er den Revolver heute zum erstenmal hatte ziehen müssen. Vor dem Feinde nicht. Zischend schlug wieder ein Geschoß in den Sumpf, und unsichtbare Kräfte wühlten den Schlamm empor. Schnaufend, keuchend rannten die Soldaten ohne Halt nach vorn. Eilten über den Knüppeldamm. Auf dem Hügelhang sah der Kadett etwas metallisch blinken. Ein paar Schritte entfernt. Voller Freude erkannte er ausgeschossene Granathülsen. Eine davon wollte er unbedingt als Andenken mitnehmen. Er lief auf sie zu, wollte deshalb die Infanteristen nicht haltmachen lassen — lief auf die Hülsen zu, wie ein Junge einem Schmetterling nachläuft. Sorglos, leichten Herzens griff er nach der Kapsel. Dabei verbrannte er sich die Hand. Die Hülse war noch heiß. Eine andere war schon kalt. Er hob sie auf und rannte zu seiner Mannschaft.

Sie war nicht mehr zu sehn. Wo mögen Seine Leute sein? Sie kauerten in einer frischen Erdhöhlung, die eben von einer explodierende Granate ausgehoben worden war. „Was gibt es denn?“ Seine Leute ergriffen ihn bei der Hand, zogen ihn an den Füßen zu sich hinab. „Was soll das?“ Die Soldaten wiesen aufgeregt nach der Wegbiegung hin.

Dort standen Männer in langen Mänteln. Dreißig ungefähr. Sie hatten sonderbare Mützen auf. Sie waren kaum fünfzig Schritte entfernt. Winkten, schienen ihnen etwas zuzurufen, ihnen etwas zuzuwinken. Was sie wollten, war nicht zu verstehen... Was sind das für Leute? Welche Waffengattung ist das? Der Kadett hat sie nie gesehen bis jetzt. Sind es vielleicht Russen? Weshalb hat man ihnen dann die Gewehre nicht fortgenommen?... Zwei Männer traten aus der Gruppe hervor und kamen auf die Österreicher zu. Einer von seinen Soldaten nahm

seine Flinte von der Schulter, um sie aus der Gruppe hinauszuerwerfen. Mit vorgehaltenen Gewehren kamen die Langmäntel an sie heran. Was nun? Die zwei Fremden schrien noch lauter, er konnte aber nicht begreifen, was sie wollten. Jetzt kamen sie, griffen ihn, einer von rechts, einer von links, unter den Achseln. Er konnte nicht mit ihnen Schritt halten, ihnen nicht folgen bei ihren langen Beinen. Da zog er die Knie in die Höhe und ließ sich von ihnen schleppen, die in großer Eile fortgaloppierten. „Trägt der Storch sein Junges...“ Eine Jugenderinnerung. So langten sie bei der großen Gruppe an. Man suchte ihm etwas klarzumachen, hielt ihn aber noch an beiden Armen fest. Man betastete ihn von allen Seiten, einer faßte in seine Revolvertasche. Aus seiner Uniformtasche nahmen sie die Granathülse, das Andenken, und warfen sie weit fort. Auch fuchtelten sie mit seiner Füllfeder vor seiner Nase drohend herum. Er nahm sie dem Russen aus der Hand schraubte sie hoch und zeigte ihnen, daß aus ihr Tinte fließt, daß man damit schreiben kann. Sie lachten gutmütig und steckten ihm die Füllfeder wieder in die Tasche. Sie hielten Rat, was man mit ihm beginnen sollte. Inzwischen brachten sie auch seine drei Gefährten. Er faßte sich, fragte die Leute nach ihren Säcken. Sie hatten diese in der Grube liegenlassen. Er deutete zur Grube hin, machte Zeichen, daß man sie holen müsse. Schmatzte, machte eine Pantomime mit dem Mund: Eßwaren! Jetzt rannten die Russen hin und brachten die Säcke geschleppt. Er öffnete einen Sack und zeigte die Kipfel. Im Nu fielen sie über den Sack her. Er hatte bereits erfaßt, welcher der Ranghöchste war; er sprach Ungarisch mit ihm, obwohl er wußte, daß der andere die Sprache nicht verstand, er sagte, daß er die Kipfel aus teilen wolle. Er mochten ungefähr dreißig Mann sein. Jedem teilte er zwei Kipfel zu, Sie übernahmen das

frische Gebäck gar sanft aus seiner Hand. Dem Kommandanten verehrte er vier. Dann nahm er sein Taschenmesser hervor und begann Salami auszugeben. Jedem die gleiche Ration. Desgleichen Käse. Brüderlich geteilt. Wer sein Teil erhalten hatte, wandte sich abseits und schlang es heißhungrig hinab. „Kommt nur heran, Strolche und Vagabundenvolk, wer da nicht sattgefressen hat...“ Die Russen merkten, daß er scherzte, zwar verstanden sie ihn nicht, lachten aber doch.

Er hatte bereits alles verteilt, als er zu seinem Schrecken auf dem Grunde eines Sackes ein Bündel Papiere entdeckte. Wie unangenehm: Das hatte er ja ganz vergessen. Es waren Flugblätter, an die tausend Stück. Russisch geschrieben, in russischen Lettern gedruckt. Die sollten zu den Russen hinübergeschmuggelt werden. Er hatte sich das Zeug übersetzen lassen und wußte, wie der Text lautete: „Aufruf an die russischen Soldaten. Streckt die Waffen! Ergibt euch! Ihr kämpft für eine verlorene Sache. Eure Vorgesetzten verheimlichen euch, daß wir euch in entscheidender Schlacht geschlagen haben. Sie verschweigen, daß Kut-el-amara gefallen ist...“ Der russische Kommandant untersuchte die Säcke nach Fressalien. In einem Sack fühlte er die Flugblätter. Wühlte in ihnen umher. Nur Papier. Er stieß die Säcke beiseite. Er gab zwei Leuten einen Befehl. Der Kadett vernahm das Wort „Kapitän“. Bedeutet dies Wort Hauptmann, oder will man ihnen „caput“, das Haupt, abschlagen? Der Russe gab ihm die Hand, klopfte ihm auf die Schulter. Dann brachte er Ordnung in seine Leute, von denen einige noch an den Kipfeln und Salami schmatzten.

Die Gefangenen wurden nach rückwärts geführt. Man brachte sie auf dem wohlbekannten Weg durch die Laufgräben in die Unterstände. Dies erinnerte ihn an den Oberleutnant und den Hauptmann. Wenn er

jetzt wieder vor seinen Hauptmann treten soll, wie wird er ihm Rechenschaft geben über die Kipfel? Und was für Scherereien wird es geben, über die Kasse, über die Salami und die Flugblätter? Unsinn. Einer der Soldaten hinter ihm stieß einen Stoßseufzer aus: „Wir sind gefangen, Herr Kadett.“

Also — gefangen...

Die Laufgräben wimmelten von Russen. Sie schwärmten in dichten Massen, sie lagen bäuchlings auf den Brustwehren und schossen, zielten und schossen in eine ihm sehr ungewohnte Richtung, in die Richtung des Verpflegungsfuchses, des österreichisch-ungarischen Hinterlandes... In der Richtung der Heimat — darauf hatten sie es abgesehen.

Die zwei russischen Begleitmannen machten halt und brüllten etwas zu der Brustwehr empor, oben wandte sich ein russischer Offizier um. Sein Gesicht war schmutzbedeckt. Auch er trug, nicht anders als die „Unsrigen“, eine Landkartentasche an der Seite und eine Revolvertasche am Gürtel, auch er hatte, wie unsere Offiziere, einen Feldstecher in der Hand. Jetzt blickte er die Ankömmlinge traurig, mißmutig an, als hätte man ihn aus dem Schlafe geweckt. Sein Begleitmann wiederholte die Meldung. Der Offizier nickte und sah dem Kadetten ins Gesicht, dieser hatte das Gefühl, als ob er etwas sagen müsse. Er hob die Hand zur Kappe und salutierte. Der Offizier wandte keinen Blick von ihm. In seiner Verlegenheit faßte der Kadett an seinen Kragen, einen weißen Leinenkragen, den er umgeschlagen, wie es im Feld üblich war, über dem Kragen seiner Bluse trug. Er zeigte seine Sterne, seine Kadettenauszeichnung. Der Offizier nickte freundlich, aus dem Vorhofs des tausendfachen Todes nickte er kameradschaftlich und euro-

päisch höflich und hob ebenfalls die Hand zu seiner Kopfbedeckung. Als ob er sich entschuldige er sei jetzt zu sehr beschäftigt usw. Könne sich dem Gast nicht widmen. Den Soldaten erteilte er eine Weisung. Dann wandte er sich ab.

Aber neben dem Offizier blickte ein anderer Soldat auf die Feinde und begann zu brüllen. Das Gesicht dieses Mannes war voller Blut, schwarze Flecken zeigte sein Gesicht, die Haare fielen zerzaust unter dem Kappenrande hervor. Er fluchte, fuchtelte mit seinem Gewehr herum, und plötzlich legte er blutunterlaufenen Auges auf die Feinde an. Der Kadett sah das kleine schwarze Loch des Gewehrlaufes. Er stöhnte auf. Er hatte nicht verstanden, was der Russe gesagt hatte, aber er fühlte etwas Entsetzliches sich vorbereiten, und jetzt geriet er in Wut, auch er begann zu brüllen. „Du Hund, du niederträchtiger Gauner! Jetzt, wo ich ohne Waffen bin! Jetzt, wo ich gefangen bin!“ Er wurde bewußtlos vor Wut, riß seine Bluse auf, entblößte seine Brust und schlug sie mit der Faust: „Hierher schießen, du Mordsvieh, hierher, du Gauner! Du Hund!“ Der Offizier auf der Brustwehr griff traurig und in aller Ruhe nach seinem Revolver und legte auf den Soldaten an. Auf seinen Soldaten: „Andrej!“ Plötzlich hatte der Kerl sich beruhigt, sein Gewehr sinken lassen. Richtete sein Gewehr anderwärts hin, Richtung Hinterland. Der russische Offizier salutierte nochmals, wandte sich nicht mehr um. Der Kadett knöpfte sich die Bluse wieder zu und schritt erregt, glühend im Gesicht, mit den russischen Begleitern weiter. Jetzt brachte man sie zu einem langbärtigen Maschinengewehrhauptmann. hier beruhigte er sich vollends, hatte das Wort „Kapitän“ gehört. Den Kopf wird es also nicht kosten. Der Kapitän würdigte sie alle keines Wortes. Er ließ das Maschinengewehr mächtig

prasselnd losschießen. Dann sprang er auf und gab Befehl, wohin man den Kadetten und die drei andern Gefangenen bringen solle.

Sie zwängten sich durch schmale Laufgräben nach rückwärts, hatten kaum nebeneinander Platz. Russische Soldaten rannten ihnen entgegen, wollten in die Feuerlinie hinaus. Der Kadett drückte sich eng an die Wand des Laufgrabens. Zog sogar seinen Bauch ein, damit der Feind es leichter haben solle —.

Jetzt herrschte in den Gräben ein eigenartiger säuerlicher Geruch. Juchtenähnlich. Diese Mannschaft verbreitete einen andern Geruch als die „Uns-rigen“. Kein Wunder, daß die Ameisen und andern Insekten den Weg des Feindes nach seinem Geruch verfolgen können... Er dachte daran, daß daheim die alte Botenfrau das Telegramm durch den Vecseswald tragen würde. Man wird melden, daß er, der Kadett, abgängig sei: in die Liste der Gefallenen, Abgängigen und Verwundeten wird sein Name aufgenommen; Sonnabends wird es in der Offiziellen Verlustliste zu lesen sein, die man auf der Ringstraße verkauft. Und die alte Botenfrau macht halt bei der Schenke vor der Höhe, dort erzählt sie herum, sie habe ein Telegramm bei sich. Freitags wird es ankommen. Arme Mutter! Arme Frau! Seine arme Gattin, wie wird sie verzweifelt sein. Und sein Vater, dem das Augenglas aus der Hand gefallen ist beim Lesen. Arme Mutter, jetzt wird es ihr doch leid tun, daß sie gesagt hat, um ihn sei ihr nicht bange. Jetzt werden ihre Lippen zucken, und die Tränen werden fließen. Aber dann, wenn er ihnen schreiben wird, ich bin gefangen, da werden sich alle freuen. Und die arme Mutter wird doch recht behalten haben! Wie hat sie nur alles im voraus wissen können?

Aber ist es jetzt ganz sicher, daß er schon gerettet ist? Wer kann wissen, was auf ihn wartet?

Der eine Begleitmann war schon vor längerer Zeit aus dem Laufgraben hinausgekrochen und war nebenher auf der Böschung marschiert. Jetzt sprang er grinsend vor Freude in den Graben zurück, er war unterhalb des Knies, an der Wade, verwundet, hinkend und strahlend schleppte er sich weiter, so zogen sie etwa anderthalb Stunden dahin. An feuernden Batterien vorbei. Begegneten Trainkolonnen. Standen an einer winzigen Quelle. Dann zeigte sich ein großes Zelt auf einer Anhöhe. Ein hochgewachsener russischer, bärtiger Offizier empfing sie, schüttelte ihm die Hand, hätte wohl gern eine kleine Plauderei begonnen, konnte aber nicht einmal Deutsch. So schüttelten sie sich bloß die Hände. Ihm fiel ein, daß er im Rucksack etwas Schokolade hatte, seinen Rasierapparat und eine Flasche echten Sliwowitz. Diesen Schnaps holte er hervor, reichte ihn dem russischen Offizier, dieser roch daran, gab die Flasche wieder zurück, nachdem er sie berochen hatte. Ja, natürlich. Zuerst muß er kosten. Es könnte auch Gift sein. So tat denn der Kadett einen mächtigen Schluck, der russische Offizier riß ihm die Pulle vom Munde und streckte sie glückstrahlend gen Himmel! Der gute alte Heimatssliwowitz gluckste bereits in der Kehle des zaristischen Offiziers an der Schwelle der mächtigen sarmatischen Tiefebene.

Der russische Offizier hatte einen ordentlichen Schluck aus der Schnapsflasche getan und gab ihm jetzt einen Wink, er solle die Bluse ausziehen. Weshalb das? Der Kadett konnte es nicht verstehen. Der Russe deutete auf den Kragen, warum? Hat er an dem Sliwowitz nicht genug gehabt, will er ihm auch die Bluse wegnehmen? Aber er zog sie aus, der Russe übergab sie einem Soldaten und schien dem Mann etwas zu erklären. Dieser nickte mit dem Kopfe: Gut. In Ordnung. Das waren peinliche Augenblicke, aber

der Russe klopfte ihm auf die Schulter, beruhigte ihn lächelnd. Winkte ihm zu, er solle sich hinsetzen. So setzte er sich ruhig hin, kaum eine Schußweite entfernt von dem menschenmordenden Getümmel, in fremdem Land, einige Tafeln Schokolade im Brotsack, ein Rasierapparat waren sein Besitz, ferner ein Doktordiplom. Vor seinen Augen tauchte die Heimat auf, Sommer, und der Heimatshof in der Sonne, und die Frauen, die vor dem Hause die Wäsche zu Pfingsten mit dem Schlägel bearbeiteten. Jetzt trat der russische Offizier ins Zelt, brachte ihm die Bluse, wobei er froh auf die Kragensterne wies. Er hatte dem Kadetten die Fähnrichssterne annähen lassen, auf dem Kragen befand sich ein goldener Streifen und ein silberner Stern. Der russische Offizier hatte ihn — befördert. Jetzt hieß es, seine Dankbarkeit bezeigen. Sie schüttelten sich nochmals die Hände, und es wurde ein weiterer Befehl gegeben. Er konnte es nicht erwarten, sich von dem offenbar betrunkenen Offizier zu entfernen, dem war noch allerhand zuzutrauen.

Jetzt kamen sie an einen Platz, der schon etwas besser gehalten war. Im Schatten eines Hauses sah er eine Menge Landsleute aus anderen Regimentern, andern Truppenteilen. Er kannte niemand. Es schien, als wären die andern auch erst heute gefangen. Wortlos hockten sie auf dem Boden in einem unentwirrbaren Durcheinander, starrten düster und betrübt vor sich hin. Kein Offizier unter ihnen, höchstens ein Zugführer oder Wachtmeister. Endlich führte man ihn einem höheren russischen Offizier vor, der aus dem Hause ein Tischchen holen ließ, das, mit einem weißen Tischtuch bedeckt, unter einen großen Baum gestellt wurde. Es erschien ein Dolmetsch, der ihn in deutscher Sprache ausfragte. Name, Truppengattung, Regiment? Wer war sein Kommandant? Um die andern scherten sie sich nicht, bloß er wurde

ausgefragt. Sollte die Einzelheiten erzählen. Wie er in Gefangenschaft geraten sei. Er sollte es an einer Landkarte demonstrieren. Da er im Feld die gleiche Karte benutzt hatte, konnte er alles genau zeigen. Hier ist er gegangen, hier führt der Knüppeldamm... ja, hier... heute frühmorgens. Der Dolmetsch sagte in gebrochenem Deutsch, vorläufig genüge es. Er möge sich hinsetzen, wenn man ihn brauche, werde man ihn rufen.

Er setzte sich im Schatten hin und lehnte den Kopf an den Baum. Große Müdigkeit. Seit gestern war er ununterbrochen auf den Beinen, und nun wurde es Abend. Der Dolmetsch kam vorbei und begann ein Gespräch. Man brauche sie nicht zu fürchten, es werde allen gut gehen. Das Zarenreich behandle seine Gefangenen sehr gut, obgleich Deutschland es nicht verdiene und Österreich-Ungarn noch weniger. Jeder Gefangene hätte es hier gut, die Offiziere besonders. Sie bekämen auch ein Gehalt. Monatlich 50 Rubel. Mehr als genug. Ein Glück daß er schon Offizier sei. An seinem, des Fähnrichs, funkelnagelneuem Kragen sehe man, er sei es eben erst geworden.

Ein aufregendes Pochen des Herzens. So war der Russe, der ihn „befördert“ hatte, nicht betrunken gewesen, hatte den Sliwowitz redlich bezahlt. Hatte ihn befördert, damit er monatlich seine 50 Rubel bekomme und nicht zu arbeiten brauche.

Man rief nach dem Dolmetsch. Atemlos kam er bald zurück, es sei ein Unglück passiert, das Kriegsgericht sei zusammengetreten, und man brauche ihn dort. Der Fähnrich müsse erscheinen.

Es saß an einem hufeisenförmigen Tische eine Menge Offiziere zusammen. Man stellte ihn vor den Kommandanten. Der Dolmetsch sagte ihm, er müsse Rede und Antwort stehen, es seien gewisse Schurkereien vorgefallen. Er werde zur Verantwortung gezogen, weil er unter den anwesenden Gefangenen die

höchste Charge bekleidete. Man zeigte ihm eine Patrone und fragte ihn ironisch, ob er solche Patronen kenne, ob er wüßte, daß mit solchen Dingen geschossen würde. Aber wenn er auch jede Kenntnis ableugne, ändere dies nicht an seinem Schicksal.

Das Ding wurde ihm in die Hand gegeben, und er drehte die Patrone hin und her.

„Was ist denn mit dieser Patrone los?“

„Der Herr Oberst möchte wissen, warum die Spitze der Patrone abgefeilt ist. Dieser Feilenstrich stammt nicht aus der Fabrik her, sondern die Soldaten haben ihn gemacht auf Befehl ihrer rachsüchtigen, unmenschlichen Offiziere... Dumdumgeschosse! Welche Niedertracht! Gegen das Völkerrecht!“

Der Fähnrich hat schon einmal davon gehört, daß solch angefeilte Patronen scheußliche Verwundungen machen, aber gesehen hat er solche Dinger noch nicht.

Der russische Oberst brüllte sich heiser mit seinen Fragen: „Ist das Christentum? Aber er soll büßen...“

Man führte ihn vor das Haus, wo bereits zwei Soldaten mit aufgefplantem Bajonett seiner harreten. Aber noch einmal wurde er hineingerufen. Nochmalige Frage, ob diese Patronen systematisch hergestellt würden. Auf höheren Befehl? Gesteht er alles, kann er sein Schicksal vielleicht noch zum Guten ändern. Statt schmachvoll am Galgen zu baumeln, wird man ihn mit allen Ehren erschießen wie einen Offizier. Er gab die Antwort, daß er zum erstenmal eine Dumdumpatrone sehe, daß er nicht von diesbezüglichen Befehlen wisse. Man möge ihm gestatten, die Soldaten zu fragen, bei denen diese Patronen gefunden worden waren. Man führte ihn wieder hinaus.

Wie ein Gespensterbaum ragte vor ihm der große Birnbaum in die Höhe, an den man ihn hängen wollte, wie der Dolmetsch ihm verriet.

Er begann: „Soldaten, man will mich aufhängen, weil bei einem von euch eine Patrone gefunden worden ist, die eingefeilt war. Man kann das jetzt gar nicht mehr herausbekommen, bei wem die Patrone sich gefunden hat — es ist auch im Grunde ganz egal. Man würde den Kerl auch hängen wie mich... Nur eines möchte ich wissen, wer hat euch den Befehl dazu geben?“ Ein Infanterist machte eine unsicher Bewegung und trat dann vor, salutierte und sagte: „Melde gehorsamst, daß die Patrone mir gehört.“

„Du Unglücksrabe, warum hast du das gesagt, wer hat dich denn danach gefragt?“

„Warum sollte ich es nicht sagen? Ich selbst habe die Patrone angefeilt, damit man sie besser fassen kann. Das Schießpulver habe ich herausgeschüttet, das andere Ende des Geschosses ist so bearbeitet, daß man darauf sehr nett pfeifen kann. So ein kleines Pfeifchen habe ich mir gemacht...“

Mit wiederbelebter Hoffnung trat der Fähnrich vor das Kriegsgericht, verlangte die Patrone, zog den Stahlteil aus der Hülse und ließ schrill und siegsreich den Hoffnungston eines armen kleinen Lebens ertönen. Jetzt erst begriff der Oberst die Sache. Er lachte. Es handelte sich nicht um eine Schurkerei, nur um ein Spiel. Er trat zu dem Fähnrich hin, klopfte ihm auf die Schulter. Man habe ihm Unrecht getan, sagte er, und zur Belohnung für ausgestandene Angst dürfe der Fähnrich heute nacht im Zimmer schlafen.

Jetzt erst übermannte ihn die ganze Müdigkeit. Die Augen fielen ihm zu. Kaum war er auf den Boden gesunken, als er bereits von tiefem Schläfe benommen war. Als er erwachte, war es Tag, und die Sonne schien. Draußen auf dem Platze wimmelte es in fast

unübersehbarer Menge von Kriegsgefangenen. Jetzt waren auch Offiziere unter ihnen. An Stelle der Lethargie von gestern war groteske Lebhaftigkeit getreten. Russische Unteroffiziere durchsuchten die Gefangenen, nahmen den Offizieren ihre fotografischen Apparate weg, zerrissen Papierstücke und rosenfarbige Feldpostkarten, die sie in den Taschen der Mannschaften fanden... Diese Leibesvisitation machten sie aufs Geratewohl, denn angesichts der ungeheuren Menge von Gefangenen konnte man unmöglich jeden einzelnen untersuchen. Einige mußten die Stiefel ausziehen, sie suchten in den Schäften, andern griffen sie unter die Hemden.

Ein Russe trat auf unsern Fähnrich zu und gab ihm ein Zeichen, er solle den Mund öffnen. Der Russe spähte vorsichtig in die Mundhöhle, erblickte einen Goldzahn und wollte an dem Ding zerren mit seinen schmutzigen kalten Fingern. Der Fähnrich aber warf den Kopf zurück, begann zu brüllen. Da machte sich der Soldat aus dem Staube, Offiziere erschienen, die dem Rauben und Stehlen ein Ende machten. Bis dahin aber hatte man fast jedem etwas weggenommen. Eßwaren, Decken, Rasiermesser und die kleinen Geldbeutel, die die meisten um den Hals hängen hatten.

Die Offiziere gaben den Gefangenen berittene Kosaken bei, die mit ihren spitzen, zwei Meter langen Lanzen nach ihnen stießen. So wurde der Fähnrich in eine unbekannte Menschenmenge hineingepreßt, und bald machten sich die gewaltigen Massen unter dem Geheul der Kosaken, dem Schwippen der Knuten zwischen den langen Lanzen auf den Weg. Sein einziger Wunsch war, am Rande marschieren zu dürfen, um niemandem auf die Zehen zu treten — und den erstickenden Gestank der eingepferchten Menschenmasse nicht riechen zu müssen. Aber die am Rande Marschierenden hielten an ihren guten

Plätzen fest und ließen nicht zu, daß ein anderer ihren Platz einnehme. Jetzt wurde ein Leutnant neben ihn gedrängt und blieb hartnäckig neben ihm. „Heiße Leutnant Lányi, ich bitte dich, erlaube mir, mich auf dich zu stützen, bin halb blind...“ Und schon faßte er ihn am Arm und stützte sich auf ihn. Nur mit furchtbarer Anstrengung schleppte der Fähnrich den Leutnant fort. Er wankte. Er entsann sich ähnlicher Samariterdienste aus Schulbüchern. Wenn man derartiges liest, lächelt man überlegen. Was ist schon daran, einen verwundeten Kameraden zu stützen? Und doch ist eine peinliche, gewaltige Anstrengung; lange kann er den halbbliquenden Kameraden nicht mehr schleppen, sie werden stürzen, und die Nachfolgenden werden sie zertrampeln. Die Sonne glitzerte auf den kleinen Pfützen des Weges, und der Durst plagte ihn. Bisher hatte er es nicht gewußt, was es heißt, an Durst leiden. Da wurde es Mittag, und die Kosaken befahlen halt. Dann ging es weiter. Abends sah man in der Ferne Lichter leuchten. Es hieß, dort sei das Ziel. Die Kräfte fanden sich plötzlich wieder ein, sie marschierten dem Lichtpünktchen entgegen, aber noch nach Stunden schien es, als wären sie immer noch gleich weit entfernt.

Endlich kamen sie an. Es waren elektrische Lampen am Eingang einer großen Bretterbaracke. In der Baracke sollten sich russische Offiziere befinden. Keiner dürfe hinein, übersetzten die, welche des Russischen kundig waren. Man werde auf der Wiese übernachten. Die Menschen, entkräftet wie sie waren, sanken an Ort und Stelle nieder, lehnten ihre Köpfe aneinander. Als hätte man sie niedergemäht, so breiteten sie sich hin.

Am Rande des Menschenschwarms erblickte er eine dunkle Masse, er dachte, es sei ein Fuhrwerk oder dergleichen, aber es war ein halbeingestürzter Backofen. Die Öffnung war noch unversehrt, ebenso ein

Teil der Decke. Er bückte sich und streckte seine Hand vor. Es war noch Asche da. Er rief Lányi herbei und teilte mit diesem kameradschaftlich den eingestürzten Ofen. Sie legten sich hin, sie streckten sich aus in der göttlichen Asche. —

Als sie frühmorgens aus dem Ofen herauskrochen, musterten sie einander mit einigem Ekel. Sie waren beide schmierig und hungrig. Dies war eher beschämend als wirklich tragisch.

„Ich weiß eigentlich nicht“, begann Lányi, „wir mußten stolz sein, denn wir haben doch für die Gemeinschaft gelitten, sind nicht aus egoistischen Gründen dreckig und hungrig, im Dienst einer erhabenen Idee habe ich mich in die Asche gelegt, und doch ist es eher, als stünde man unter einem Bannfluch, wäre geächtet, ausgestoßen...“ Sie klopfen ihre Kleider aus, die sie abgelegt hatten. Jedes Schamgefühl war ihnen abhanden gekommen. Sie standen nackt da im Menschengewimmel und versuchten nur, sich etwas zu säubern. Als sie sich wieder ankleideten, bereitete ihnen die Kühle des Hemdes und der Kleider eine kleine Illusion von Sauberkeit.

Bis zum Mittag kamen dauernd neue Truppen an, es mußten sich schon annähernd zehntausend auf dem Plan befinden. In der Holzbaracke wimmelte es von russischen Offizieren mit blinkenden Epauletten, doch kümmerte sich keine Menschenseele um die Gefangenen. Berittene Kosaken trabten um die Gefangenen herum. Der einzige Befehl war, niemand dürfe den Ort verlassen. Hin und wieder zeigte sich ein Flugzeug oben in der Luft, und am Rande des Dörfchens sah man Gänse weiden. Gegen Mittag begannen die Kosaken wieder mit ihrem Gebrüll, fuchtelten mit ihren Piken, stachen auf die Gefangenen los. So wurde die Menge wieder in Gang gesetzt. Man führte sie auf die Landstraße, und nach einem

Weg von zehn Minuten kamen sie an ein Bahngleise. „Sieh doch“, rief Lányi, „die Geleise sind tatsächlich breiter als die unsrigen.“

Wozu das große Geschrei, daß die Bahngleise breiter sind? Der Weidenbaum treibt auch hier seine schmalen Blätter, und auch hier ist das Gras kühl und grün.

Man pferchte sie in Waggons zusammen. Niemand sagte, wohin sie fahren würden, es gab nicht viele Erklärungen. Man machte die Bekanntschaft eines Soldaten, der die große silberne Tapferkeitsmedaille trug, ein Mann namens Sivacsek, der nicht nur schön dekoriert war, sondern auch gut Russisch sprach. Warum? Weil er aus Oberungen stammte, ein Slowake war und das slowakische dem russischen Idiom ähnelt.

Sie saßen im Viehwagen, an der Tür stand ein bewaffneter Muschik und bewachte sie, damit sie nicht entfliehen sollten. Bald sahen sie einen breiten Fluß. Am Abhang eines Hügels entfaltete sich ein prachtvolles Stadtbild. Kiew... Der Zug bog aber ab, hielt außerhalb der Stadt, am Rande eines großen Waldes.

Hier befand sich ein riesiges Gefangenenerlager, das schon von weitem als dicht belegt erkennbar war. Die Inwohner waren eine ebenso armselige, gerupfte Gesellschaft wie sie selbst. Es war Darnica. Sie sollten einige Tage hier verweilen, bis die Verteilung erfolgt war, dann kamen die Gefangenen in ihre endgültigen Aufenthaltsorte. Es gab auch steinerne Häuser hier, dorthin kamen die Offiziere, die Mannschaften jedoch in die Baracken.

Der Fähnrich lungerte ziellos im Tannenwald von Darnica umher, der einem herabgekommenen Wurstelprater ähnelte; überall Geschrei und Getobe, auf dem Boden wälzten sich die Menschen umher. Speisenreste und Dreck unter den schönen Tannen,

schmieriges Durcheinander menschlicher Existenzen. In den Baracken drei Reihen Bänke als Lagerstätten übereinandergebaut. Aber Platz haben die Mannschaften nur, wenn sie sich eng aneinanderrücken. Wie Zigarren gepackt. Kommt jemand zu spät, erhält er keinen Platz. Viele schlafen lieber im Freien — in der Baracke ist die Luft schwer und schlecht, im Sande liegt es sich gesünder, da gibt es auch kein Ungeziefer.

Vor einer Baracke sah er ein mächtiges Gedränge, die Leute schrien und stießen einander. Er erfuhr, daß zwei Schauspieler eine Garküche improvisiert hätten und eben daran seien, Palatschinken und ein Fleischgericht zuzubereiten. Das wurde dann für die Gefangenen feilgehalten. „Was sind das für Kerle? Russen?“

„O nein. Budapester Schauspieler, kennen Sie sie denn nicht? Der eine ist der Held des Königlichen Schauspielhauses! Alle aus Budapest.“

Dieser Herr vom Königstheater trieb sich jetzt schwitzend am Herde herum, hatte die Hemdsärmel aufgestülpt und machte seine Faxen mit der Bratpfanne, schleuderte den Palatschinkenteig in die Höhe, wirbelte ihn umher; ringsum im Kreise stehen grinsend die hungrigen Schiffbrüchigen des Durchbruchs bei Luck. Vom Dnjepr her ertönt das Getöse der Schiffssirenen... Dies geht in der Welt in dieser Sekunde vor sich. Ein angeblicher Fähnrich, dessen Beförderung in keinem Regimentsbefehle steht, drängt sich an einen Leutnant... in dem großen Schaufenster des Café New York in Budapest sind hochtönende Nachrichten aus dem Felde angeschlagen, in dem Karpatengebirge trabt ein Bäuerlein barfuß, um den Frühzug zu erreichen... ein kleines Reporterlein rennt wegen eines Dachstuhlbrandes aus der Redaktion in Budapest hinüber nach Stadt Ofen... in Moskau macht ein General mit

prunkenden Epauletten den Vorschlag, die Kriegsgefangenen zu Propagandazwecken auf der Twerskaja aufmarschieren zu lassen... neue Modeartikel sind in einem Modeatelier in Budapest angelangt... über Kol-Malin stürzt ein Flugzeug ab... ein russischer Artillerist findet wichtige Schriftstücke am Rande eines Sumpfes bei Rokitno, ein Major schwingt sich zu der Bemerkung auf: „Mein Rheuma hat schon etwas nachgelassen“... ein Oberst gibt durchs Telefon den Befehl: „Nicht wanken und nicht weichen bis zum letzten Mann!“... der Leutnant Beregi schießt auf den Wachtmeister, weil dieser gewagt hatte, ihm zu widersprechen... und allerhand Pechvögel von Familienväter gucken selbstvergessen zu, wie der Herr Hofschauspieler bei Kiew mit den Palatschinken seine Künste treibt...

In dem steinernen Hause kein geringeres Menschengewimmel. Man trinkt Tee... einige waschen sich... doch da — ein ehrfurchtsvoller Kreis um einen Oberst. Man sprach leise, man hörte ihm andächtig zu. Auf einer Holzbank an der Wand saß der hohe Herr und wollte etwas erklären: „Nein“, sagte er, „das geht nicht an, daß man die Tschechen für alles verantwortlich macht. Der große Durchbruch ist nicht allein deshalb passiert, weil die Tschechen sich am linken Flügel massenhaft ergeben haben. Nein, daß jetzt Hunderttausende in Gefangenschaft geraten sind, das kann man nur auf die übertriebene Humanität der Obersten Heeresleitung zurückführen. Man hat das Menschenmaterial schonen wollen, daher die Einrichtung der bombensicheren Unterstände — und im Augenblick des Sturms haben sich alle in den Unterständen aufgehalten. Gewiß will ich an der Heeresleitung keine Kritik üben, aber diese übertriebene Schonung hat sich gerächt. Ich selbst befand mich auf einer Inspizierung in der ersten Linie, da ging das Trommelfeuer los, und ich

konnte nicht mehr zurück. So bin ich denn im Unterstand geblieben... nach einiger Zeit ist ein Russe gekommen, mit weißem Taschentuch... der hat gesagt, daß wir gefangen sind. Ergeben haben wir uns nicht, wir konnten nur keinen Widerstand leisten, da am Eingang zum Unterstand ein russisches Maschinengewehr aufgestellt war... Ich gedenke auch das Protokoll in diesem Sinne abzufassen... Werde von meinen Erfahrungen daheim Rechenschaft ablegen und mich erforderlichenfalls gegen die Unterstände... aussprechen. Es ist übrigens eine beruhigende Tatsache, daß die massenhafte Gefangennahme nicht als Resultat eines Sieges hier anzusprechen ist. Traurig wäre es erst, wenn es den Russen wirklich gelungen wäre, solche Massen tatsächlich unterzukriegen. Der Fehler liegt also nicht in unserer Kampfunfähigkeit, es ist nur ein taktisch-strategischer Fehler, der sich in Hinkunft leicht korregieren läßt..." Darauf gab der Oberst zu verstehen, daß er zu ruhen gedenke, worauf alles Habtachtstellung annahm und jene Offiziere, welche sich im Besitz von Kopfbedeckung befanden, die Ehrenbezeigung leisteten. Schon wollten sie sich aus dem Staube machen, als der Oberst sagte: „Pardon, noch einen Augenblick, meine Herren... mein Adjutant ist verschwunden... ich brauche einen neuen. Aber es bleibt mir vorbehalten, daß, wenn der alte zum Vorschein kommt, der neue wieder abgelöst wird... vielleicht will Herr Oberleutnant Pepey?“ Er trat vor, der Herr Oberleutnant Pepey, und es war ihm anzusehen, daß er sehr beglückt war über seine Wahl. Der Oberst fuhr fort. „Ich bin meines Wissens hier die höchste Charge, aber der Herr Oberleutnant soll doch Umschau halten im Lager hier, ob nicht doch ein noch höherer Offizier da ist... Und morgen nachmittag Offiziersversammlung hinter der äußer-

sten Ostbaracke auf der Wiese... da werde ich besondere Anordnungen treffen. Und nun gute Nacht, meine Herren!“

Diese Offiziersversammlung wurde aber am nächsten Tage nicht abgehalten. Morgens waren neue Truppen angelangt, und es hatte sich die Nachricht verbreitet, daß nun alle steinernen Gebäude und auch die Baracken voll besetzt wären. Es sollte sich ein Transport auf den Weg nach Moskau machen, der heiligen Stadt der Russen.

Plötzlich sah der Fähnrich ein bekanntes Gesicht. Der Hauptmann stand vor ihm, dem er seinerzeit die Salami und die Kipfel hatte hinaustragen wollen. Der Hauptmann musterte ihn streng und titulierte ihn, nicht ohne Ironie, als Fähnrich. Die Wiedersehensfreude war schnell aus den Zügen des Fähnrichs gewichen, unwillkürlich hatte er die Hacken zusammengeschlagen.

„So“, sagte der Hauptmann, „bleiben Sie, bitte, hier, mein Adjutant, Herr Leutnant Hoffmann, wird bald erscheinen und Sie mir zum Rapport vorführen.“ Dieser Leutnant erschien sehr bald, salutierte und sagte: „Ich habe Befehl, den Herrn Fähnrich zum Rapport vorzuführen.“ Die Vorstellung ging vonstatten, aber die Formalitäten schienen dem Leutnant nicht gelungen zu sein, denn der Hauptmann begleitete die Ansprache des Herrn Leutnants mit Kopfschütteln und sagte: „Na, Herr Leutnant...“ Einige Schritte von ihnen entfernt wimmelte der zerlumpte, abgehetzte Haufe aller Jammergestalten. Über der Wiese flogen Vögel. Auf dem Dnjepr tuteten die Schiffe. Von der Küche der Hofschauspieler kam der Geruch von geschmolzener Butter und gebratenem Fleisch. Er stand da, der Herr Fähnrich, mit geschwollenen Füßen, einen kleinen Brotsack trug er

an der Seite, er hatte ein unsauberes Hemd — und der Rapport konnte beginnen:

„Vor allem: wer gab Ihnen die Erlaubnis, Fähnrichscharge zu tragen?“

„Ein russischer Offizier. Ich weiß nicht, wie er heißt. Doch haben andere ebenso eine Beförderung mitgemacht, ein jeder ist schon avanciert, sogar Aspiranten.“

„Avancieren darf nur der, dem ich in Erwartung der nachherigen Genehmigung in der Heimat die Erlaubnis dazu erteile. Doch darüber ein andermal. Wie steht es mit dem Menagegeld?“

„Welchem Menagegeld?“

„Herr Kadett haben die Menage geführt, in Pest Einkäufe gemacht. Wieviel Geld ist geblieben?“

„Melde gehorsamst, Herr Hauptmann, daß ich das Menagegeld bis auf einen Rest ausgegeben habe, welchen Rest ich dem Herrn Verpflegungshauptmann übergeben habe.“

Der Hauptmann blickte nachdenklich vor sich hin. Als hätte der Krieg und die Weltgeschichte jeden Sinn für ihn verloren. Dann wippte er mit der Gerte, die er in der Hand hielt: „Herr Leutnant Hoffmann, Sie können abtreten. Sie werden in der Gefangenschaft hoffentlich Gelegenheit finden, sich militärisches Benehmen anzueignen. Auch Sie, Herr Fähnrich, können gehen. Es war doch ein Blödsinn, das Geld zurückzugeben... hätte bis nach dem Weltkrieg Zeit gehabt...“

Der Hauptmann machte einen so zusammengebrochenen Eindruck, er erschien plötzlich so sehr gealtert, verkümmert, daß er dem Fähnrich von Herzen leid tat. Dieser trat schnell auf den Hauptmann zu und begann ganz unvorschriftsmäßig mit jenem zu sprechen: „Herr Hauptmann, erlauben Sie, bitte...“

„Was gibt es, mein Lieber?“

„Herr Hauptmann brauchen Geld?“

„Gewiß. Mir war es, als ob etwas vom Menagegeld übriggeblieben wäre. Ich hätte es bis zur Heimkehr gern übernommen. Wenn es nun aber einmal fortist...“

„Das Menagegeld ist freilich fort. Aber ich hatte meine Gage behoben, ebenso die Ausrüstungsgebühr, und kann dem Herrn Hauptmann etwas abgeben. Hier kann man es gut gebrauchen...“

„Vielen Dank, mein Lieber. Denn, zum Teufel, warum sollte man es nicht brauchen können? Du tust mir einen großen Gefallen damit. Ich schreibe dann heim, und meine Familie schickt es der deinen. Kannst du hundert Kronen entbehren?“

„Auch zweihundert. Ich habe siebenhundert.“

„Dann bist du wahrhaftig ein Gott, ein Millionär. Nein, nur hundert, ich will meine Familie nicht belasten. Na, siehst du, so haben wir uns doch versöhnt. Aber was soll denn das heißen, das mit deiner Beförderung...?“

„Darf ich meine Fähnrichcharge tragen, Herr Hauptmann?“

„Meinetwegen; tu, was du willst.“

Der Fähnrich nahm 100 Kronen aus dem kleinen Leinwandbeutel, den er unter dem Hemd an einem Band trug, und nannte dem Hauptmann die Adresse seiner Familie, damit die Frau des Hauptmanns die hundert Kronen dorthin absenden könne. Sie plauderten gemütlich. Da sah der Fähnrich den Leutnant von weitem und sagte: „Dort ist ihr Adjutant, soll ich ihn nicht herrufen?“

„Ach was, der Kerl soll sich zum Teufel scheren“, sagte der Hauptmann, „ich habe ihn nur gebraucht, um Rapport abhalten zu können. Jetzt brauche ich einen Mantel und eine Decke. Komm mit, du kannst auch für dich einkaufen...“

Der Fähnrich hatte nirgends Mäntel- und Deckenverkäufer wahrgenommen, obwohl er sich im Lager bereits ganz gut auskannte.

Der Hauptmann führte ihn zu einer Baracke, sie traten ein, und der Offizier fragte einen Infanteristen: „Mäntel? Decken?“

Hundert Mann rannten im Bruchteil einer Minute zu ihren Plätzen, brachten ihre Mäntel, ihre Decken. Die Offiziere wählten zwei Mäntel und Decken, und der Hauptmann begann für beide zu feilschen, Zehn Kronen pro Stück — je ein Mantel, eine Decke.

Der Fähnrich drückte den Schatz fest an sich, schon jetzt freute er sich darauf, daß ihm nachts nicht mehr wie bisher Schokolade und Rasierapparat als Kopfkissen dienen sollten. Auch Frost hat er nicht zu fürchten.

„Wie kommt es, Herr Hauptmann, daß die Mannschaften zwei Mäntel haben?“

„Wieso denn zwei?“

„Da sie doch einen verkaufen?!“

„Sie haben bloß einen im Besitz. Wer einen hat, verkauft ihn... es sollen dann vom Roten Kreuz in Pensa oder schon in Moskau andere Mäntel ausgeteilt werden...“

„Und was machen sie bis dahin?“

„Was sie machen? Was du und ich gemacht haben, solange wir weder Mantel noch Decke hatten.“

Nun freilich. Die Decke zitterte doch etwas unter seinem Arm. Mit der Kraft des Kapitals hat er einem Mann die Decke abgenommen. „Brauchen Sie denn das Geld gar so sehr?“

„Und ob! Was hast du denn zu Mittag gegessen?“

„Schokolade. Seit ich gefangen bin, esse ich nur Schokolade. Mir ist es kaum aufgefallen...“

„Na, siehst du. Aber meinst du, jeder hat Schokolade bei sich? Na, gib mir auch ein Bröckerl...“ Worauf der Fähnrich aus dem Brotsack die letzte

Tafel herausnahm und mit dem Hauptmann teilte. „Na, siehst du, Fähnrich! Eben wollte ich mir Schokolade kaufen... Es gibt doch nichts Besseres... Übrigens, du sollst sehen, daß morgen schon Decken und Mäntel viel teurer sein werden... wenn's überhaupt dann noch welche gibt, wenn man noch welchebekommt...“

„Noch teurer?“

„Freilich. Denn ich habe erfahren, daß wir von morgen ab alle regelmäßig verpflegt werden. Hier und im Zug...“

Der Fähnrich hatte also, mit einem Wort, dem hungrigen Soldaten die Decke abgeschwindelt. Füllen ein Stück Brot. Der Soldat konnte wählen, ob er krepieren oder für einen Bissen seine Decke verschachern wollte. Er hat die Konjunktur ausgenutzt. Man müßte in Decken spekulieren — ein sicheres Geschäft, aber da sind sogar die Kriegslieferanten von Sohlen aus Papiermasse anständiger... So geht es jetzt zu. Jetzt ist es ihm geglückt. Auch dem Hauptmann ist es geglückt. Auch dem Verpflegungsfuchs ist es geglückt. Na — — und? Zu Hause singt man ein Lied von einem Leutnant mit Kinderaugen.

Gegen Abend wurden sie einwaggoniert, wurden aber auf ein Nebengeleise geschoben. (Es erschien ihm, als ob alle Völker des Krieges seit Jahren auf Nebengeleisen geführt worden wären.). Sie kamen zu den Lagern des Roten Kreuzes, wo sie einige Tage bleiben sollten. Es ging die Rede, es sollten kleine Gruppen von fünfundsiebzig Mann gebildet werden, und eine solche Gruppe sollte in das Gouvernement Kostroma abgehen — — in eine sehr gesunde Gegend am Ufer der Unsha, eines Nebenflusses der Wolga. Ein kleiner Marktflecken namens Makariew

war der Bestimmungsort. Diese Gruppe sollte sich ganz ungezwungen zusammenfinden und unter Kommando eines gewissen Oberleutnants Koltár dahin abgehen. Der russische Befehl war ihnen zwar nicht vor Augen gebracht worden, und so wußten sie auch nicht, ob der Name des Oberleutnants Koltár wirklich darin figurierte. Aber es blieb dabei.

„Einsteigen! Nach Makariew! Zug steht auf Gleis drei!“ riefen in aller Herrgottsfrühe die muntern Jungen, während sie eifrig alle Vorbereitungen trafen. Sie reisten nun nicht in Viehwaggonen, sondern hatten ihre Sitzplätze, und der Oberleutnant stellte mit geheimnisvollem Lächeln die Frage: „Seid ihr zufrieden? Hoffentlich!“ Sie waren sehr zufrieden, keinem fiel es ein, nach der Berufung ausgerechnet des Herrn Oberleutnants zu forschen. Die Fahrt war ein herrliches Erlebnis. Alle die Gestalten des russischen Romans, die sie schon lange kannten, zogen an ihnen vorbei: ein langbärtiger Pope schaukelt ein kleines Kind, zottige Russen in erdbeerfarbenen Hemden trinken aus Untertassen heißen Tee und schwitzen mächtig, und auf der Station Iwanowo gibt es gerade Musik, als sie ankommen.

Ein russisches Marschbataillon ging gerade an die Front ab. Soldaten, reich mit Blumen geschmückt, nahmen Abschied von ihren Familien — ganz wie auf der kleinen Station in Ungarn. Und ebenso wie dort konnte man auch hier die Drückeberger genau von den richtigen Soldaten unterscheiden.

Endlich, weit hinter Iwanowo, stiegen sie aus dem Zuge. Es lag hier ein kleiner Marktflecken, Kineschma. Im Tagesbefehl hatte es geheißen, daß man sich hier einschiffen und mit dem Schiff nach Makariew Weiterreisen solle. Der Fähnrich, der durch die staubige Stadt marschierte, konnte den Anblick der Wolga kaum erwarten. In der Stadt zeigten große Kinoplakate die Aufführungen für den Abend an,

und es fiel ihm auf, daß die Plakate die gleichen waren wie in seiner Heimat. Der Name des Lokals der Aufführung war mit Rotstift eingesetzt. Jetzt führte die Straße abwärts, und sie schritten einen Hang hinab, als plötzlich der riesige Fluß vor ihnen lag. Ein unerklärliches Gefühl wurde wach in ihm, als hätte er diese kleinen Händler, die in bunte Hemden gekleideten Kleinstädter ebenso schon einmal gesehen wie diese dickleibigen Kaufleute in flachen Mützen, Kutscher mit breiten Gürtelbänder und — den Traumfluß, die breite gelbe Wolga mit ihrem öligen Wasser... als kehre er jetzt in dieses Land, aus dem er einmal verschlagen worden war, wieder heim...

Dann saßen sie auf dem Schiff, das „Nikolaj“ hieß. Das Schiff zog dahin auf den ruhigen gewaltigen Gewässern der Wolga. Zwar reisten sie dritter Klasse, nur wer etwas verzehren wollte, durfte in das Restaurant zweiter Klasse.

Der Fähnrich hätte gar zu gern russische Fürstinnen gesehen oder mit wehmutsvollen Augen dreinschauende Nataschas, doch es saßen meist nur gierig schmatzende Geschäftsreisende an den Tischen. Den Popen mit seiner Frau und dem blauäugigen Kind kannte er schon von der Eisenbahnfahrt her. Da der Nebenfluß, die Unsha, viel schmaler war als die Wolga, mußten sie auf ein kleines Dampfschiff umsteigen, auf dem sich eine Anzahl armer Bauern befand. Das Wasser des Flusses war stark gesunken, das Schiff lief sich fest, alle mußten aussteigen, und die armen Passagiere, die Bauern bekamen ein Seil in die Hand, aber zuerst legten sich noch alle ins Gras, sie tranken Tee, suchten Sauerampfer, kauten daran, blickten die Fremden freundlich, beinahe sehnsuchtsvoll an, hätten gern deren Bekanntschaft gemacht. Endlich brachen sie auf, banden das Seil am Schiffsbug fest, stemmten ihre Schultern, und über die Fluren ertönte die bekannte, alte, herzer-

greifende, schöne Melodie. Ej uchnem. Im Takt zogen und ruckten die Bauern, auch er hielt das Seil, und mit unaussprechlichem Frohsinn zog er daran, ein glücklicher Mensch.

Bis Makariew lief das Schiff noch dreimal auf den Sand. Immer zogen sie es dem Seil weiter. Vom Ufer her winkte der breite sandige Strand, man begegnete den verlassenen Fischerbooten, kleinen Städten, einsamen Häusern am Ufer; Wälder kamen ihnen bei der Fahrt entgegen: sie sahen Fischer mit Netzen, wäschewaschende Frauen, badende Kinder, ab und zu auch eine Kirche mit vielen Türmen.

Jetzt hieß es: Offiziersversammlung. Auf dem Schiff erstattete Oberleutnant Koltár nach Verlesung der Namensliste den Rechenschaftsbericht vor seinen Kameraden, die ihn im Halbkreis umstanden — mit einer entsprechenden Distanz von den ehrfurchtsvoll staunenden russischen Bauern... Am Abend sollte die Reise zu Ende gehen, sie sollten heute noch in Makariew ankommen, wo sie vorläufig interniert würden.

Nähere Einzelheiten waren nicht in Erfahrung zu bringen, doch so viel stand fest, daß sie nur dann etwas durchsetzen konnten, wenn alle nach außen wie ein Mann auftraten. In der Einheit liegt die Macht, das heißt, in der Kommandantur. Nach innen sollten sie wie bisher ihre schöne Disziplin pflegen. Sie haben ihre eigenen Vorschriften, erkennen diese als bindend an, wollen keine fremden Götter, halten fest am alten Gesetz der Armee. Zum Schluß sagte Koltár, eigentlich sei der Oberleutnant Kömives der Rangältere, dieser wolle einige Unklarheiten bereinigen. Nun sprach Herr Oberleutnant Kömives... Draußen plätscherte das klare Wasser des kleinen Unshaflüßchens an die Ufer, stille Mönche

jäteten das Unkraut aus den Klostergärten, die schei-
dende Sonne übergießte die Landschaft mit Purpur,
das Netz eines Fischers verfang sich in ein halb ver-
faultes Floß — weit hinter ihnen dampfte bereits
der blumengeschmückte Zug von Iwanovo an die
Front —, hinter der Feuerlinie tagte ein Feldgericht
und verurteilte einen Spion zum Tode, der alsbald
an einer Esche hing, im Gefecht kugelten Soldaten-
leiber entseelt die Böschung hinab — — und hier
hat Herr Oberleutnant Kömives das Wort: „Hört!
Hört!“ Sein Wunsch ist nur das Kommando auch
offiziell dem Herren Oberleutnant Koltár zu über-
geben, der bis jetzt mit Umsicht und Energie usw.
„Wir dürfen nie vergessen, daß wir Offiziere sind.
Mit Würde und geziemender Trauer haben wir un-
ser Schicksal zu tragen, daß wir bei der Verteidi-
gung unseres Vaterlandes in die demütigende Gefan-
genschaft geraten sind.“ An die jüngeren Herren,
vom Fähnrich abwärts, hatte er eine besondere Bitte:
Er verkenne die natürliche Triebe der Jugend kei-
neswegs, aber er bitte die Herren, die Stimme des
Blutes auf ein Minimum hinabzuschrauben. Der pa-
triotische Schmerz müsse alles andere verstummen
machen. Anzustreben sei ein bescheidenes und
äußerst enthaltsames Leben. Den Damen gegenüber
ja nicht aufdringlich oder brutal sich benehmen.
Falls die Herren irgendwo eingeladen sind, dann
heißt es, sich höflich, rücksichtsvoll, gentlemanlike
aufzuführen... Ebenso sei der Genuß alkoholischer
Getränke nach Möglichkeit einzuschränken... Nach
diesem Sermon ergriff unerwarteterweise Oberleut-
nant Perényi das Wort, er sagte, es sei schon früher
seine Absicht gewesen, eine Erklärung abzugeben.
Hier werde stets davon gesprochen, daß Herr Ober-
leutnant Kömives das Kommando an Oberleutnant
Koltár abgebe. Da nehme es ihn gewaltig wunder,
daß niemand widerspreche. Denn er, Perényi, sei im

Ränge älter als Koltár und auch Kömives. Dies sei auch aus den vorliegenden Verzeichnissen feststellbar, und er habe immer darauf gerechnet, daß dieser Umstand von andern zur Sprache gebracht werden würde. „Wenn wir uns ans Reglement halten, dann müssen wir in erster Linie die Rangstufen respektieren.“ Er wünscht eine Erklärung... Im Generalstab daraufhin allgemeines Mißbehagen und Bestürzung. Schließlich ergriff Kömives das Wort und sagte, die Frage hätte sich außerhalb der Offiziersversammlung klären lassen, es sei bedauerlich, daß dies jetzt geschähe. Aber irgendwie müsse man zu einem Ende kommen. Nach einer Stunde werde die Offiziersversammlung von neuem eröffnet werden, jetzt sei sie geschlossen. Er hoffe auf eine friedliche und militärische Lösung der Frage. Nach einer Stunde fanden sich die Offiziere wieder zusammen. Diesmal übernahm Herr Perényi die Meldung und begann strahlend die Tagesordnung: Es handle sich um ein bedauerliches Mißverständnis. Weder Herr Kömives noch er selbst wünschen das Kommando zu führen. Diese Aufgabe erfordere einen Vollblutsoldaten, keinen Reserveoffizier. Es müsse ein Mann an die Spitze, der von Jugendtagen an militärische Disziplin gewöhnt sei. So übernahm feierlich Herr Oberleutnant Koltár das Kommando. Bei der Verlesung der Namensliste stellte es sich heraus, daß Leutnant Nagy nicht anwesend sei. Der jüngere Bruder dieses Herrn gab keine Auskunft, sondern sagte bloß lächelnd, zu gegebener Zeit werde sein Bruder schon zum Vorschein kommen. Jetzt sei er in Anspruch genommen. Er hatte sich nämlich mit einer Scheuerfrau in der Kajüte eingeschlossen. Oberleutnant Koltár klopfte energisch an die Tür, doch von drinnen kam es: „Eintritt verboten!“ Man rief den Kapitän, dieser aber lachte und sagte, er könne auch nicht helfen, das beste sei, den Armen in Ruhe zu

lassen. Aber dabei konnte man es nicht bewenden lassen, denn dieses böse Beispiel hätte die anderen demoralisiert. Endlich erschien der Leutnant und sagte sehr energisch, daß er sich derartige Einmischung dringend verbitte. Er behauptete, wegen solcher Privatangelegenheiten könne man niemand zur Verantwortung ziehen. Alle anderen aber waren entrüstet. Schließlich wurde ein Protokoll aufgenommen, und es hieß, in Makariew werde die Entscheidung fallen, falls sich Nagy weiterhin der Disziplin widersetze, werde man Mittel und Wege finden usw. Beim Lichte einer kleinen Lampe wurde eifrig an der Fertigstellung eines Protokolls gearbeitet. Aber bald mußte man die Arbeit unterbrechen, denn in der Ferne wurde der beleuchtete Landungssteg am Unsha-Ufer sichtbar, und es mußten die Vorbereitungen zum Aussteigen getroffen werden. Die Landung erfolgte in recht gepfeffelter Stimmung, die Ansichten über Nagy waren geteilt, freilich war die überwiegende Majorität für Nagy nicht eingenommen. Die lebhafteste Diskussion beherrschte die Offiziere so sehr, daß sie kaum die Zuvorkommenheit, des alten russischen Obersten würdigten, der höflicherweise zu ihrem Empfang erschienen war. Er wollte eine Rede schwingen, die Tränen traten ihm in die Augen, als er mit knarrender Stimme seine Empfangsansprache an die österreichisch-ungarischen Offiziere richtete. Der Dolmetscher sagte, der Oberst wünsche ihnen allen jeden Segen und alles Gute.

Der Sommer flog dahin wie ein leichtes Segelboot. Die fünfundsiebzig Mann wurden in Gruppen geteilt und in zwei Häusern einquartiert. Zuerst lernten sie, daß die weißen länglichen Kuchen, die sie zum Frühstück bekamen, Bulki hießen. Mittags be-

suchten sie das Gasthaus, wo sie andere russische Speisen kennenlernten und als Nachtisch Gefrorenes erhielten. Ihr Geld und ihre „Gebühr“ an Zucker erhielten sie regelmäßig. Sie durften in Begleitung einer Wache im Ort spazieren gehen... Der Fähnrich schrieb überschwengliche Briefe heim. Er gab ein Bild der Unsha, ihres klaren Wassers, ihres weiten sandigen Strandes, er beschrieb das Kloster mit den vielen Türmen.

Die ersten Antworten aus der Heimat begannen einzulaufen. Kurze, grüne Postkarten. In schneller Aufeinanderfolge erhielt er zwei. Die Karte seiner Familie rührte ihn. In kaum verhehlter Freude schrieben sie ihm — daß er nun geborgen sei! Daß er sich nicht mehr in dem furchtbaren Trubel befände...

Die andere Karte kam von seinem jüngeren Bruder, er las das ihm fremdartig anmutende Wort: „Mein lieber Bruder! Endlich kann ich meine Pflicht erfüllen. Die Menschen sollen nicht mehr vorwurfsvoll...“ Und was bedeutet dieses Wort? Daß der bisher vom Dienst enthobene Bruder sich freiwillig gemeldet hat und einrückt. „Ich habe es nicht ertragen“, schreibt er, „daß Du, der Frau und Kind hat, an der Front kämpfst — deshalb habe ich auf die Enthebung verzichtet, meine Freiwilligenausbildung ist im Zug, ich bin in der Unteroffizierschule, und mein Feldwebel ist recht zufrieden mit mir,“

Das also ist der jüngere Bruder, um den die Mutter immer so besorgt war.

Wer hat ihn so „vorwurfsvoll“ angeblickt? Ein Verpflegungsfuchs, ein Magazinverwalter, der die Stiefel austellt, ein Pensionist vielleicht, der nach dem Abendbrot die Landkarte auf dem Tischtuch ausbreitet und mit winzigen Fähnchen die Stellung absteckt?

Der Bruder muß ein gläubiger, ein reiner Mensch sein, und rein erscheint ihm auch die Welt. So sind die Helden. Und ihm ist an dem Ufer der Unsha ein Bruder zum erstenmal begegnet.

Matt ließ er die Karte aus seiner Hand sinken. Er fiel zusammen, man legte ihn aufs Bett und gab ihm Essig zu riechen... er stammelte, halb im Schlaf, halb im Fieber, etwas in ihm sei erschüttert, ein großer Zweifel habe sich seiner bemächtigt — daher seine Schwäche. Die anderen redeten ihm gut zu, morgen wäre alles wieder gut. Wahrscheinlich sei ihm das Baden in der Unsha schlecht bekommen...

Es wurde Herbst, und eines Tages brachte der Tagesbefehl merkwürdige Dinge. Die russische Obrigkeit hatte beschlossen, daß die Gruppe von Makariew nach Sibirien abgehen solle. Zum erstenmal begriff er den grausamen, scharfen Klang des Wortes Sibirien. Sibirien kannte er nur vom Titelblatt von Schauerromanen. Kosaken- Knuten, schwingend über eine Gruppe Nihilisten.

Der Oberst sprach ihnen Mut zu. Sie baten ihn, zu erwirken, daß sie doch länger am Ufer der Unsha verbleiben dürften. Es war unmöglich. Die Bevölkerung war aufgebracht, weil sich das Leben hier durch die Anwesenheit der Gefangenen sehr verteuert habe. In Sibirien sei alles viel billiger. In Sibirien würden sie es viel besser haben, tröstete der Oberst.

Nun saßen sie wieder auf dem Schiffchen, und in der Ferne entschwand die Sommerfrische des Glücks. Der alte Oberst konnte sich nicht von ihnen trennen. Winkte lange nach... Der neue Aufenthaltsort lag am Amurfluß, es war von einem Orte namens Chabarowsk die Rede.

In einer kleinen Stadt, Manturowo, stiegen sie ans Ufer. Bis zur Bahnstation hatten sie einige Kilome-

ter zu Fuß zurückzulegen. Es war ziemlich kühl. Die Ankunft des Zuges war auf eine späte Nachtstunde angesagt.

Es war Mitternacht geworden, als sie sich endlich müde und abgequält zu dem Geleise schleppten, wo ihr Zug stand. Sie waren eben dabei, ihn mit Ach und Krach zu besteigen, als der Obersleutnant Koltár erschien und verkündete, daß im Interesse der Truppe das Einsteigen verboten sei. Der Weg führe nach Sibirien, wo bekanntlich eine unmenschliche Kälte herrsche. Es sei keineswegs seine Absicht, daß die Offiziere die Reise in einem Viehwagen machten. Er übernehme jede Verantwortung, aber die Offiziere sollten ja nicht seinem Befehle zuwiderhandeln, sonst werde die Aktion keinen Erfolg haben. Der Oberst in Makariew hatte sie darüber aufgeklärt, daß Offizieren mindestens ein Abteil dritter Klasse zustehe. Er, Koltár, habe dem Stationsvorstand hier bereits gemeldet, daß die Offiziere angesichts der Viehwaggons korporativ in Streik träten. Sie wünschen einen Personenzug.

Großer Tumult. Der Stationsvorsteher erschien, ein unbeholfener, kleiner Provinzbeamter, schrie und zeterte. Er hatte zwei Eisenbahner bei sich, denen er befahl, das Gepäck der Offiziere in die Viehwaggons zu verstauen. Sie aber erklärten, lieber sterben zu wollen, als ein „Ochsenkupee“ zu besteigen.

Der Unglücksrabe von einem Stationsvorstand in seinem abgeschabten Gewande versuchte vergeblich, sie zu vertrösten, in seiner Ohnmacht wollte er ihnen vorgaukeln, in der nächsten größeren Station würden sie bessere Waggons gestellt erhalten, bis dahin Geduld, bitte!

Unmöglich. Niemand rührte sich. Sie legten ihr Gepäck auf die Erde und setzten sich darauf. Erregtes Schweigen. Jetzt begann der Vorstand zu drohen.

Sofortige telegrafische Meldung nach Moskau. Dann sollten sie sehen, was kommt. Zehn Minuten Bedenkzeit.

Nach zehn Minuten kam er wieder, aber die Offiziere bestiegen kein Ochsenkupee.

Jetzt sollte es Ernst werden. Schnaufend und giftig machte er sich davon, um seinen kleinen Wagen zu besteigen, der alsbald davonrollte. Oberleutnant Koltár hielt eine Offiziersversammlung ab. Bis jetzt, sagte er, sei der Streik erfolgreich gewesen. Sonst sei der Streik zwar kein Mittel, dessen sich der Soldat bedient, aber jetzt sei es das letzte Mittel gewesen. Die Offiziersehre gebietet es, daß wir jetzt nicht zurückweichen. Niemand, so hoffe er, werde so feige sein. Wenn es uns schon nicht beschieden war, auf dem Felde der Ehre zu fallen, so wird man hier im Gouvernement Wjatka, beim Bahnhof Manturowo, für die Ehre fallen, wir werden hier sterben für die makellose Reinheit unseres Portepees. Sie sollen wissen, daß es uns vor dem Tode nicht graut.

Auf der Landstraße wurde der kleine Wagen des Stationsvorstandes sichtbar, er bog in die Allee ein, die zum Bahnhofsgebäude führt, der Stationsvorstand stieg aus und ging in seine Kanzlei.

Nach kurzer Zeit staubte es wieder auf der Landstraße, und die Pferde und Lanzen russischer Kosaken hoben sich im Morgengrauen ab. Sie kamen zur Station geritten und stiegen ab.

Nun? Nanu? Sie kommen doch nicht zu den Gefangenen?

Sie marschierten in den Bahnhof, ein Unteroffizier ordnete sie in Reih und Glied, an der Schulter hatten sie das Gewehr, in der Hand die Riemenknote. Der Unteroffizier trat zu den Gefangenen: „Wer ist hier der Kommandant?“ Oberleutnant Koltár trat vor.

Der russische Unteroffizier forderte die Offiziere auf, sich zu ergeben und nicht weiter zu revoltieren. Sie sollten ins Ochsenkupee steigen, um unnützes Blutvergießen zu vermeiden. Oberleutnant Kol-tár entgegnete, der Truppe stehe es zu, über ihr Verhalten zu entscheiden, er wandte sich an die bestürzte Truppe und fragte, ob es jemanden gäbe, der sich der Aufforderung der Russen ergäbe oder ob sie durchhalten wollten? — „Durchhalten!“

Die Kosaken umzingelten sie. Griffen zum Gewehr, standen mit schußbereiten Flinten um die Österreicher herum. Einige sagten, bei einer allgemeinen Schießerei würden die Russen auch sich selbst verletzen, andere aber meinten, jetzt sei man in der Patsche. Nun handle es sich um die Ehre, gewiß, aber nun gäbe es keinen Rückzug mehr, und das Leben von fünfundsiebzig Mann hätte man nicht aufs Spiel setzen dürfen. Nun also. — Seinem Heldenschicksal kann niemand entgehen.

Werden sie blutend in den Staub sinken auf dem Bahnhof von Manturowo, zwischen dem zweiten und dritten Bahngleise? Herzbeklemmedes Schweigen. Jede halbe Stunde erhielten sie eine neue Aufforderung. Nach der dritten Aufforderung trat der Unteroffizier vor die Kosaken, und es ertönte die Kommando. Sie drückten die Augen zu.

Klirren, eine gewaltige Bewegung in den Reihen der Russen... als die Gefangenen angsterfüllt aufblickten, standen die Russen schon wieder in Doppelreihen, die Gewehre auf den Schultern, so marschierten sie zum Bahnhof hinaus. Übelgelaunt näherte sich ihnen alsbald der Vorstand und ließ ihnen dolmetschen, es sei ihm auf telefonische Anfordern gelungen, von der nächsten Station zwei Personenwaggons zu erhalten. In einer halben Stunde würden diese da sein. Bis dahin heiße es, sich in Geduld fassen...

Die Revolution war zwar siegreich vor sich gegangen, hatte sie aber doch verstimmt. Die düstere, verschlossene Stimmung löste sich nur langsam. Es waren doch Flintenläufe auf sie gerichtet gewesen, ihr Leben hatte auf dem Spiel gestanden — oder war alles nur ein ruhmloses Schauspiel, die Gewehre nicht geladen und die Phrasen verlogen und albern? Die Gewehre hätten aber ebensogut geladen sein können — wozu das Leben aber riskieren? — Wegen der Personenabteile? Hatte sie ihre Heldenbrust ungeladenen Gewehren entgegengesetzt, um als Siegespreis geheizte Abteile zu ergattern? Wird dieses große Abenteuer von Manturowo im offiziellen Kriegsbericht stehen?...

Der Zug näherte sich dem Uralgebiet. Armselige kleine Dörfchen lagen an der Strecke. Mageres Vieh schlotterte draußen umher. Abgezehrte Bauernweiber blickten traumverloren dem Zuge nach. Es wurde immer kälter, und plötzlich begann es zu schneien. An der Station Wjatka fiel der Schnee in dichten Flocken, und dabei war es der 3. September. Hier schnitt eine Frau Hafer oder Roggen auf dem Felde, die Sichel in dick behandschuhter Hand. Eine große Traurigkeit senkte sich auf aller Herzen, als sie aus dem Waggonfenster dies sahen. Wie soll es dann erst in Sibirien sein? Nun kletterte der Zug zwischen den Hügeln des Urals höher, aber die Berge waren noch nicht so hoch wie die Karpaten. Aber bald kam hier und da eine mächtigere Bergspitze, mit mächtigen Fichtenwäldern am Fuße, zum Vorschein. — Doch die Schauer des Uralgebietes (sie hatten majestätische Gebirgsmassive und starre Felsen, aus Gletschern emporragend, erwartet) zeigten sich nirgends.

Dabei wurde das Wetter immer milder. Sie kamen mit ihren Wächtern ins Gespräch und wurden in russischer Geographie und Länderkunde ausgebildet, sie hörten, daß der Schneefall in Wjatka eine seltene

Ausnahme sei, der Winter pflegte hier erst einen Monat später zu beginnen. In Sibirien werde es sicher noch wärmer sein.

Der erste Wächter entpuppte sich als sehr interessante Persönlichkeit, es war ein Tatar aus der Gegend von Irkutsk. Er hatte Weib, Kinder, Vater und Mutter daheim, und er bat sie, sie möchten doch von der nächsten Station ein Telegramm nach dem Dörfchen bei Irkutsk senden, damit die Seinen ihn an der Bahn erwarten könnten. Bei Ausbruch des Krieges war er noch als aktiver Soldat im Dienst und hatte seine Familie seit vier Jahren nicht gesehen. Er war sehr glücklich über seine Zuteilung zu dem Transport.

Es beruhigte sie sehr, einen lebenden Menschen neben sich zu wissen, der Sehnsucht nach dem Innern von Sibirien hatte. Das Telegramm ging ab, und der Mann dankte unter Tränen. Er machte sie aufmerksam, daß man in einer Stunde in Sibirien sein werde. „Wie kann man es wissen, daß man die Grenze Sibiriens überschreitet?“ fragten sie.

„Sehr einfach. Die Grenze geht durch die Mitte des Urals. Eine Steinsäule ist aufgestellt. Hier ist Europa — dort Sibirien.“ Sie stellten sich alle ans Fenster und lauerten auf die Säule. Das letzte Symbol des kultivierten Westens. Der Trennungsstrich von der Zivilisation, das Tor des Gefängnisses. Bei einer Biegung wurde sie endlich sichtbar: eine weiße, einfache Säule: sie stand neben dem Geleise, auf einer kleinen Erhebung. Der Zug piff, nahm Abschied von Europa, von dem Erechtheion in Athen, dem Eiffelturm, dem Kölner Dom, der Scala in Mailand, Torquemada und Dante, Goethe und Rainer Maria Rilke, dem Prager Judenfriedhof, vom Budapester Trabrennplatz, den flinken Zeitungsjungen auf den Budapester Boulevards, von Horatius Flaccus und dem schwarzen Bockbier. Sie starrten hinaus, und

bald konnten sie die schwarzen Buchstaben an der weißen Säule entziffern: Europa — Als der Zug vorbeigeglitten war und die Säule ihnen die andere Seite zuwandte, sahen sie, ebenfalls in schwarzen Lettern: Asia... Da war also schon Sibirien, das ungeheure Gebiet, das ebenso weit war wie ganz Europa, Rußland ausgenommen, dafür aber plus der Vereinigten Staaten...

Die Wälder hier sollten so ungeheuer mächtig sein, daß Ingenieure behaupteten, man könne sich mit den modernsten Maschinen an ihre Nutzbarmachung wagen, dreißig Millionen Mann hoch — und wenn diese Millionen Arbeiter mit ihrer Rodungsarbeit fertig wären, könnten sie von neuem beginnen, da bis dahin die Wälder wieder nachgewachsen wären. Es war Sibirien, wohin auf Befehl der Zaren im Verlaufe von vierzig Jahren eine halbe Million Verbannter auswandern mußte — Asien, Wiege und geheimnisvolle Truhe alles Dunklen...

Telegrafenstangen liefen die Schienen entlang, Vögel wiegten sich auf den Zweigen. Der Tatar hatte recht, das Wetter heiterte sich auf. Alles schwamm in Licht, und fröhlich salutierte der sibirische Weichenwärter vor seinem Häuschen...

Die Gefangenen hatten sich beruhigt, manch einer schnitt sich eine Scheibe Brot ab und aß. Es hieß, an den Stationen gäbe es heißes Wasser zum Tee. Auch darin hatte der Tatar recht, daß die Eier hier wesentlich billiger waren als in Europa, für eine Kopeke gab es zwei, bei einigem Feilschen auch vier. Kaufte sie man en gros, bekam man sechs. Für zwei- unddreißig Kopeken gab es gebratene Gänse, die sibirische Gänseverkäuferin öffnete den Bauch der Gans, damit man sähe, daß die Leber noch darin war, schön hergerichtet; die Leber hatte man für sich gebraten und in die Gans wieder hineingetan.

Auch Tücher gab's zu kaufen, Butter, Rinderbraten...

Der Fähnrich setzte sich ans Fenster, und seine Augen wurden feucht. Er konnte die Säule nicht vergessen. Man hätte sie in den Schulen zeigen müssen. Dazu der Text: Bitte, wohl aufzupassen! Auf dieser Seite ist Europa, auf der andern Seite Asien — und diesen kleinen Rohrstock da kann ich zum Beispiel aus Europa nach Asien hinüberstrecken — diese Wolke liegt mit einer Hälfte über Europa, mit der andern über Asien... Auch der Stationsvorstand dieser Station wäre ein lehrreicher Unterrichtsgegenstand, mit seinem asiatischen Rock voller europäischer Fettflecke. Gänse und Eier gibt es hier ganz wie anderswo, nur das eine ist bemerkenswert, daß die Eier billiger sind und daß die Leber loyal in die rosig und knusprig gebratene Gans hineingesteckt wird — von einem andern wesentlicheren Unterschied wissen jedoch weder Gänse, noch Büsche, noch Schuhe etwas — bloß das weise Menschengehirn hat den Unterschied ausgeklügelt. Auch die Verbannung ist nicht eine Folge der Naturgesetze, sondern nur eine Folge der Gesetze der Zaren.

Neben ihm grinste der tatarische Soldat, er verstand nicht, und der Dolmetscher erklärte es: „Der Mann fragt, ob du den Unterschied zwischen Europa und Asien siehst?“

„Sag ihm, ich sehe nichts. Was ist es?“

„Er sagt, daß es hier Gärten ohne Zäune gibt.“ Ja, das gibt es hier. Auch ein gewisser Rousseau hat darüber einiges Bemerkenswerte geschrieben — aber der Tatar dürfte kaum Rousseau gelesen haben hier ist der Boden Gemeingut, auch das müßte unterrichtet werden in Europa, wo die Flurgrenzen strengstens bewacht werden... Offenbar haben in Europa auf den Tataren die Zäune den stärksten Ein-

druck gemacht... Ist der Kerl wirklich so scharfsinnig? Hält er die Zähne vielleicht für wichtiger als die große Oper in Paris?

Jetzt fuhren sie bereits zwei Wochen durch Sibirien. In jeder Station erwartete man den Zug, brachte Wasser, auch in den kleineren Orten gab es Restaurationen, es gab Selterwasser, französische oder holländische Sardinien, Bonbons, Liköre, kalten Braten... Man sah auch größere Orte. Schon von weitem brach sich die Sonne an den mit Metall gedeckten Dächern der Klöster. In den Städten sah man die elektrischen Straßenbahnen fahren, sie sollten genau so „einfache“ und „Umsteiger“ haben wie in Europa, und der tatarische Wachtsoldat behauptete, Irkutsk sei viel schöner als alle Städte Europas. Überall schien es Automaten zu geben, in Omsk wie in Brünn, in die man ein Geldstück einwirft, um dafür als Gegengabe Schokolade und Kölnischwasser zu erhalten. Überall werden den Reisenden am Ende des Bahnsteigs die Karten abgenommen. Auch Reistorten gab es, ganz genau so zubereitet wie in den Küchen der Heimat.

Übrigens gab es großes Theater in der Station, in welcher der Tatar von seiner Familie erwartet wurde. Mit welchem Freudengeheul fielen sie einander in die Arme! Auch Derartiges müßte in den Schulen unterrichtet werden. — Auf dem Angarflusse glitten kleine Segelboote dahin. Der zweiwöchigen Reise folgte ein ganzer Ruhetag. Man konnte die Passagiere des Eilzuges nach Wladiwostok bestaunen, unter denen besonders ein junges russisches Mädchen auffiel — sie saß, mit einem leichten Seidensweater geschmückt, im internationalen Speisewagen und griff zerstreut nach dem Senfbehälter. — Endlich fuhren sie weiter, dem berühmten Baikal zu. Der Tatar winkte seiner Familie zu und

gab das Versprechen ab, daß er auf der Heimreise hier wieder Station machen wolle. Er begleite bloß die Herren Kriegsgefangenen über den Baikalsee, an das Ufer des Gelben Meeres. In vier Wochen werde er zurück sein, vorher jedenfalls noch einmal telegrafieren.

In einer mandschurischen Station gab es etwas Ungewohntes: es hieß, der Zug würde zwei Stunden halten, und man dürfe in die Stadt. An der Station standen außer Mietwagen auch Rikschas. Leichte Wägelchen aus Strohgeflecht, von Chinesen gezogen. Der Chinese sah den Fähnrich an, und dieser winkte ihm zu: „Fahr mich, wohin du willst — in die Stadt!“ Bald jagte der Kuli dahin, als wäre es ein Sport, ein Rennen. Plötzlich blieb der Chinese vor einem Laden stehen und sagte etwas, auf das Geschäft deutend, und grinste dazu: „Paprika!“ Der Fähnrich winkte verdrießlich und verärgert dem Chinesen zu: „Fahr mich wieder zurück!“ Und das menschliche Roß geloppte hurtig nach dem Bahnhof zurück. Der Fähnrich streckte sich in der kleinen Karosse aus und dachte: Ich bin hier ein Fremder und kriegsgefangen, aber den Karren ziehe nicht ich, sondern ich sitze stolz da, und ein anderer muß ihn ziehen. Einst wurden den Madjaren nach einer verlorenen Schlacht die Ohren abgeschnitten, und die griechischen Seeräuber haben ihre Gefangenen an die Galeeren gekettet... jedenfalls müssen sich die Zeiten gründlich geändert haben. Man hätte ihn auch wilden Tieren in der Arena zum Fraß vorwerfen können. Es ist doch etwas an den Errungenschaften der Humanität... Warum aber hat der Kuli, zwar mit fremdem Akzent, aber doch verständlich und deutlich das Wort „Paprika“ ausgesprochen? Gewiß hat er ihm, dem Fähnrich, damit etwas Angenehmes sagen, ihn mit einem Heimatklang erfreuen wollen. Offenbar wird in der ganzen Welt von Ungarn nur das eine

weiterverbreitet, daß der Paprika dorthier stamme, wie von Sibirien nur das eine bekannt ist, es sei dort sehr kalt. Der Chinesenkuli bezeichnet mit dem Worte „Paprika“ das ganze weite Ungarn, die Könige aus dem alten Hause Arpáds, den Tokaierwein, die Pester Kettenbrücke, die Puszten, den Helden Zriny, das zwölfte Landwehrregiment, Honvéd, die Revolution von Anno achtundvierzig, Kossuth und die russische Freiheit — alles heißt für ihn „Paprika“. Nichts ist dümmmer als der Versuch, ein Volk so zu charakterisieren. Eine Nation. Was kommt dabei heraus? Gulasch.

Im Eisenbahnwaggon erfuhr er dann, daß, so grotesk es anmutet, doch in dem Laden des sibirischen Fleckens Kuenga Paprika zu haben sei.

Sie hatten die Müdigkeit von soundsoviel tausend Werst in den Gliedern, als sie endlich landeten. Ein kleines Fischerdorf lag am Ufer des Ussuri. Dies war ein mächtiger Nebenfluß des Amur. Hier sollte das Lager sein. Jenseits des Fischerdorfes sahen sie rote Ziegelgebäude.

Diese Bauwerke waren ihnen nichts Neues, die Zarenregierung ließ an allen Ecken und Enden von Rußland solche Kasernenstädte errichten, die Kirchen waren auch nur solche Ziegelsteingebäude von roter Farbe.

Bald wurde ein riesiger Bretterzaun sichtbar. Über die Planken waren drei Reihen scharfgezackten Stacheldrahts gespannt. An kleinen Ecktürmen stand je ein Wachtsoldat mit aufgepflanztem Bajonett. Vor dem Eingang zum Lager machte man halt, und der russische Führer klingelte. Die Tür öffnete sich. Mann für Mann ward gezählt und eingelassen. Eine Kon-

trolle dagegen, daß sich jemand unbefugterweise ins Lager hineindränge.

Im Hof des Lagers wurden sie von alten Insassen, Kriegsgefangenen, erwartet. Man musterte sie mit außerordentlicher Neugier — alles war auf der Suche nach bekannten Gesichtern. Im Hofe gab es ein großes, saubergehaltenes Rasenrondo und einen Tennisplatz. — Er stand traurig da, als ihn ein spitzbärtiger Fähnrich, der eine pergamentähnliche Hautfarbe hatte, hochof freute (aber nicht ohne ein gewisses Zeremoniell) ansprach: „Servus! So treffen wir uns wieder! Kennst du mich nicht?“ Er erkannte einen alten Mitschüler, Landsmann und Militärkameraden, von dem er sich nach der Offiziersprüfung getrennt hatte und den er jetzt, zehntausend Kilometer von der Heimat entfernt, wiedersah.

Kaum war er mit ihm ins Gespräch gekommen, als ein Kommando erging. Sie mußten in Reih und Glied antreten. Vom Lagergebäude näherte sich ihnen ein älterer, wohlbeleibter Herr im Rang eines Majors, in soldatisch strammer Haltung einherkommend, einen Spazierstock in der Hand. Koltár trat vor und meldete: „Vierundsiebzig kriegsgefangene Offiziere aus Makarijew, fünf Mannschaften.“ Der Major salutierte, wandte sich ihnen zu, hieß sie willkommen. Er hielt eine kleine Rede, er hoffe, die Herren würden sich hier wohl fühlen. Bis jetzt habe Ordnung und Disziplin hier geherrscht, ein jeder sei bestrebt gewesen, das Schicksal seiner Kameraden hier erträglich zu gestalten. Nun möchten von den neuen Offizieren seine herzlichen Begrüßungsworte in Erwartung gemeinschaftlichen Wohlergehens entgegengenommen werden. Jeder möge sich ein Plätzchen aussuchen. Wer seinen Platz nicht findet, dem wird man morgen einen besorgen. Morgen soll auch eine Offiziersversammlung stattfinden. — Sie gingen auseinander. Man stellte sich gegenseitig vor, knüpfte

Bekanntschaften an. Ein Kadett umarmte seinen älteren Bruder, den er seit Jahren nicht gesehen hatte.

Man erfuhr, daß der Name dieses chinesischen Fischerdorfes vor dem Kriege „Pie-li-ka“ gewesen sei. Es gab noch zwei andere Lager hier, doch waren diese streng voneinander getrennt, nur in Begleitung einer Wache konnte man mit dem Nachbarlager in Verbindung treten.

Hier gab es große Säle, für die Ranghöheren auch kleine Einzelzimmer. Die subalternen Offiziere wohnten zu dreißig bis vierzig zusammen; in einem kleinen Zimmer Aufnahme zu finden, ist für einen Subalternen nicht leicht, erzählte man unserm Fähnrich. Aber das ist weiter nicht schlimm, in den größeren Sälen herrscht ein freier, demokratischer Ton. In den kleineren Zimmern kommandiert der Zimmerälteste, und der Ton ist dort keineswegs ungezwungen. Ein handschriftliches Nachrichtenblatt existiert noch nicht, ist aber im Werden, bis dahin wird aber die russische Zeitung jeden Abend vorgelesen. Im unteren Stockwerk gibt es einen Raum, wo nur junge Leute wohnen, oben gibt es einen Saal, wo nur Österreicher hausen, keine Ungarn. Dann gibt es ein Zimmer, hier wohnen nur Schullehrer, doch davor möge sich der Fähnrich in acht nehmen, denn diese Herren singen immerfort, geigen, debattieren und deklamieren und machen Laubsägearbeiten mit Fleiß. Daher herrschte dort schreckliche Unordnung. Ebenso sei vor dem Saal der Leute mit künstlerischen Neigungen zu warnen. Da hätte einer über seinem Lager einen mächtigen Sonnenschirm aufgespannt, an dem er zwei Jahre ununterbrochen gearbeitet habe. Das Quartier eines Malers ist von mächtigen Kulissen umgeben. Er wohnt eben auf dem Land, das „Land“ besteht nur aus Latten und bepinselter Leinwand. Auch ein anderer Raum, an dem man eben vorbei-

gekommen ist, kann nicht empfehlenswert genannt werden. Dort wohnt Leutnant Schenk, der fortwährend an den Saiten einer großen Gitarre herumklimpert. Doch er zupft keine Melodie heraus, sondern er hält nur während des Lesens das Instrument im Arm und greift sich ab und zu einen Akkord... ganz unerwartet, selbst zu Zeiten, wo von Amts wegen eigentlich alles mäuschenstill zu sein hat, erklingt bisweilen ein geisterhafter Ton. Das ist gut nur für Österreicher, für Ungarn nicht. Übrigens ist auch der Saal, wo der junge v. Goldegg wohnt, nicht das Rechte. Es ist ein vornehmer, blutjunger Österreicher. Er parfümiert sich unentwegt und hat stets Puder, Kölnischwasser und ähnlichen Kram bei sich. In diesem Zimmer wohnen lauter Leute mit affektierten Manieren. Das beste Zimmer wird das sein, wo er, der alte Bekannte Gyula, wohnt. Dort gibt es auch noch ein leeres Bett, das sofort belegt werden kann... „Ich möchte ans Fenster...“ Gyula riet ihm aber ab. „Dort ist es im Winter sehr kalt. Hier neben dem Ofen ist es zwar dunkler, aber im Winter wird es sehr angenehm sein.“

Dann wurde er zum Tee eingeladen. Und bei dieser Gelegenheit kam er in seinen Saal, wo Bett neben Bett stand. Zwischen den Betten befand sich je ein Nachtkästchen. Das war die ganze Einrichtung. Drei bis vier Betten waren immer durch Mattenvorhänge zusammengefaßt. Solcher Verschlänge gab es etwa zehn, und in einen davon führte man ihn. Ein Offizier mit Namen Kleiser war hier Hausherr. An seiner Weste trug dieser Kleiser ein silbernes Abzeichen. Mit seiner athletischen Figur, hemdsärmelig, ein Kerl mit gewaltigen Muskelmassen, machte Kleiser den Eindruck einer wahren Kraftnatur.

„Bitte, sag mir, was für ein Abzeichen trägst du da?“

„TAC... Temeswarer Athletik Club.“ Sie tranken Tee, aßen Lachs mit Butter, und Kleiser stellte die Frage: „Was gibt es denn Neues daheim?“

„Zu Hause? Nichts Besonderes...“

„Einen guten Rat will ich dir aber geben... Weißt du, es ist besser, du sagst nicht jedem, daß du vom zwölften Regiment bist.“

„Warum? Soviel ich weiß, ist doch jeder Soldat stolz auf sein Regiment...“

„Aber auf das zwölfte nicht. Hast du denn von der Abstimmung nichts gehört?“ Man erzählte ihm nun unter vorsichtigem Geflüster, daß die Zwölfer eines schönen Morgens bemerkt hätten, daß sie eingeschlossen seien. Statt einen Durchbruch zu versuchen, Stimmten sie ab. In einer Offiziersversammlung stellten sie unter Stimmenmehrheit fest, daß sie eingeschlossen seien, und gaben ihre Stimmen dafür ab, daß sie sich gefangengegeben wollten. Nur ein einziger Oberleutnant ging nicht darauf ein, sondern hieb sich für seine Person durch, kam glücklich durch die Linien...

„Aber ich war gar nicht dabei!“

„Wird schon so sein... Aber es wird eben doch jedem Zwölfer zur Last gelegt. Der Kommandant ist ganz zusammengebrochen, er arbeitet Tag und Nacht an einer großen Denkschrift, in der er alles auseinandersetzt. Die bereitet er für das Rechtfertigungsverfahren vor, das jeder von uns bei der Rückkehr in die Heimat zu bestehen haben wird. Da muß er sich verantworten, daß er nicht aus Feigheit in die Gefangenschaft gekommen ist...“

Soso. Der Fähnrich war recht sehr verstimmt.

„Hier am Ofen ist mein Platz?“ Er nahm seine Decke und den Binsenkorb mit seinen Habseligkeiten. Er dankte schön für die erwiesene Gastfreundschaft

und setzte sich auf die eiserne Bettstelle, die noch nicht mit einem Strohsack versehen war. Die Eisenstäbe dienten ihm vorläufig als Lagerstatt.

Es wurde Abend, und die alte Petroleumlampe sandte mit traurigem Summen ihr mattes Licht aus. Herr Groß las die neuesten Nachrichten aus dem Chabarowsker Tageblatt vor, worauf Herr Adjutant Pogany den Tagesbefehl verkündete. Dann rüstete sich alles zur Nachtruhe. Jemand brüllte: „Lüften!“ Daraufhin taten sich die Fenster auf und blieben zehn Minuten offen. Dann legte der Fähnrich die Decke aus dem Lager in Darnica und einen leeren Strohsack auf die Eisenstäbe, deckte sich mit seinem Mantel zu. Morgen, das stand bereits im Tagesbefehl, sollte sein Strohsack gefüllt werden. Er schlief ein, doch alsbald wurde er geschüttelt, an der Nase gezupft. Er erwachte. Er hatte gerade davon geträumt, daß daheim im Garten junge Bauernmädchen in großen Eisenkesseln Pflaumen zu Powidel einkochten, der Geruch der Herbstpflaumen versüßte die Luft, vom Gemüsegarten her ertönte langgezogen ein Ruf... was zum Kuckuck will man den jetzt mitten in der Nacht von ihm haben? Was ist? Was gibt es?

„Bitte, Kamerad, nicht schnarchen!“

„Zum Teufel nochmal! Bin ich deshalb über die Front nach Ostsibirien gekommen, damit Sie mich an der Nase zupfen? Scheren Sie sich zum Teufel!“

„Ich kann nicht schlafen, wenn Sie schnarchen.“

„Was denken Sie sich? Sind Sie allein auf der Welt? Glauben Sie denn, daß nur Sie nicht schnarchen? Es wacht noch so mancher! Warum schnarchen Sie denn nicht mit?“

„Aber Sie stören das ganze Lager!“

„Marsch!“

„Was, Sie unterstehen sieh mir ‚Marsch‘ zu sagen? Mir?“

Der Fähnrich sprang aus dem Bett, ergriff im Dunkeln das Hemd des Gegners über der Brust und schüttelte ihn fest. Der andere begann loszubrüllen. Zündhölzer wurden angezündet, und die Leute riefen in deutscher Sprache: „Ruhe!“ Warum deutsch??! Ernüchtert ließ er das Hemd seines Feindes fahren. Der ganze Vorfall begann ihm leid zu tun. Er wagte nicht, wieder einzuschlafen. Es war gewiß eine Viecherei, sich deshalb so aufzuregen. Aber da kommt man so einige dreizehntausend Kilometer her, ist körperlich zu Tode ermüdet, geistig erledigt, unterwegs hat man sich erkältet — und hat man sich hier zur Ruhe gelegt, wird man nachts überfallen, weil das Schnarchen verboten ist.

Wer der Gegner war, ist ihm schleierhaft. Mit dem Schlaf war es jedenfalls nichts mehr, und er warf sich die ganze Nacht erregt umher... Morgens blickte er sich neugierig um. Viele lächelten ihn an, und von der dritten und vierten Boxe wurde er befragt: „Nun was war denn in der Nacht los?“ Ein bläßlicher Jüngling mit einem schwarzen Schnurrbärtchen glotzte ihn wütend an und sagte haßerfüllt: „Die Herren werden schon erfahren, was los war. Ein schnöder Überfall. Verübt an einem wehrlosen kranken Menschen...“

„Sehen Sie, Kamerad!“

„Mit Ihnen habe ich nichts zu reden. Das wird durch meine Sekundanten erledigt werden.“

„Was Sekundanten? Was haben die zu erledigen?“ Er hatte keine Ahnung.

Nach dem Tee gingen sie auf dem Hofe spazieren, dann kehrte er in den Saal zurück. Da standen vor seinem Bett zwei sauber gekleidete Leutnants. Im allgemeinen waren die Offiziere hier mit ihrer Kleidung sehr herunter, ihre Flanellanzüge oder braunen Samtjacken waren abgeschabt, die Beinkleider geflickt, die Halskragen mit den zerfledderten Rangab-

zeichen waren verschlissen. Diese Leutnants aber hatten sich in Gala geworfen. Sie nickten Herren Kleiser zu und dieser nickte zurück. Der Fähnrich setzte sich auf sein Bett, da klopfte ein Leutnant höflich an die Kante des Nachtkästchens.

„?“

„Gestatten?“

„Was denn?“

„Das wir eintreten...?“

„Natürlich, Bitte darum...“

Die zwei Leutnants drängten sich auf dem schmalen Raum zwischen den Betten vorwärts, blieben vor seinem Bett stehen, verbeugten sich, stellten sich vor: „Wir haben Sie aufgesucht, um im Namen unseres Mandanten, des Herrn Fähnrich Mihály Szilágyi, für die ihm heute nach zugefügte Beleidigung Genugtuung zu verlangen.“

„Also deshalb haben sich die Herren in Gala geworfen? Deswegen am Nachtkästchen angeklopft? Ach ja, bitte schön. Ich will meine Sekundanten schicken.“

Die Leutnants verbeugten sich wiederum und entfernten sich. In den andern Boxen gab es weder Zeichen von Neugier noch von Überraschung. Alle hatten gehört, was geschehen war, und dennoch taten sie, als wäre dies in einem verschlossenen Raume vor sich gegangen. Es zwinkerte keiner auch nur mit einem Auge. Ist das ein Witz, ist es Ernst? Wird er sich mit Szilágyi zu schlagen haben? Auf Pistolen? Ist es möglich, hier in einem chinesischen Fischerdorf, hin und her gerissen zwischen Verzweiflung und Hoffnung, hinter demütigen Gittern und Mauern, von der Kugel eines Kameraden getroffen zu werden? Für die Ehre seiner schnarchenden Nase? Nun, er bürstete seine Uniform aus und ging mit dem gleichen Ernst zu der Kleisersehen Boxe hinüber. Ohne

sich hinzusetzen, begann er in zeremoniöser Form: „Ich bitte dich, mein Sekundant zu sein in dieser Affäre, die ich, wie du wohl weißt, mit Fähnrich Szilágyi auszutragen habe.“ Nebenher erwähnte er, daß man im Lager von Makariew weder Säbel noch, leider, Pistolen bewilligt erhalten hätte. Interessant, nicht?

Er erhielt keine Antwort, denn der Adjutant meldete eben die Offiziersversammlung. Sie eilten in den Hof, formierten sich aber nicht in Reih und Glied, sondern in einem großen Kreis. Einem Husarenrittmeister wurde vom Oberleutnant Koltár Meldung erstattet. Der Rittmeister stand in seinem mit goldener Verschnürung besetzten Waffenrock unter ihnen, aber er hatte keine roten Husarenhosen an, sondern grüne, wie die russischen Offiziere. Er begrüßte die Offiziere und führte sie zu den andern. Hier wiederholten sich die Meldungen, aber vor dem Major. Dieser stellte sich in die Mitte und eröffnete die Versammlung. „Bitte, meine Herren, machen Sie es sich nur bequem...“ Neben dem Fähnrich stand ein magerer Ulan, er hatte eine goldbetreßte blaue Bluse und zerrissene Pantoffeln an. Er besaß zwar rote Hosen, doch es hingen da allerhand unmotivierte Bänder auf die Hosen hinunter. Der Fähnrich sah ihn an, aber der Ulan mußte diesen Blick mißverstanden haben, denn er trat zu ihm, schlug die Pantoffeln aneinander und sagte, während er ihm freundlich die Hand reichte: „Baron Fest“... Er wagte nicht, sich laut vorzustellen, sondern flüsterte nur. Denn die Versammlung war schon im Gange. Der Baron fragte ihn, ob er in Algebra bewandert sei? „Ach nein. Bin beim Abitur gerade in Mathematik durchgefallen...“ Der Baron wurde ganz betrübt, die Algebra war sein ganzes Vergnügen. Der Major ließ die Offiziersversammlung wissen, daß er mit der Meldung des Oberleutnants Koltár sehr zu-

friedensei. Er spreche der Kommandantur der Gruppe Makariew seine ganze Hochachtung aus. Über die gestern angekommenen Herren könne er noch keine Meinung äußern, obgleich ihm der bedauerliche Zwischenfall von heute nacht auf Saal 4 zu Ohren gekommen sei. Hoffentlich sei der Fall der Aufregung und der Erschöpfung nach der langen Reise zuzuschreiben. Er bitte die betreffenden Herren, die Angelegenheit in militärischer Weise auszutragen und ihm dann Bericht zu erstatten. Ferner: Um drei Uhr werde man Stroh bringen, dann können die Herren aus Makariew ihre Strohsäcke füllen. Bis zur endgültigen Regelung in puncto Offiziersburschen möchten die Herren dann eventuell die Hilfe der Burschen der anderen Herren diesmal in Anspruch nehmen, damit sie sich nicht mit dem Füllen der Strohsäcke zu bemühen hätten... Der Major trug dies alles deutsch und ungarisch vor. Dann dankte er ihnen, ebenfalls zweisprachig, für die Aufmerksamkeit, die sie seinen Darlegungen entgegengebracht hätten. — — —

Der Fähnrich empfand Vertrauen zu dem Baron. Er fragte ihn nachher: „Bitte, sage mir, wie wird denn hier duelliert? Auf Säbel? Auf Pistolen?“

„I wo... Gar nicht.“

„Was bedeuten dann diese Ehrenhändel?“

„Ja, man nimmt ein Protokoll auf, und die Satisfaktion wird dann in der Heimat gegeben...“

„Zu Hause?“

„Zu Hause. Wie hast du dir's denn gedacht?“ Der Baron erzählte, daß die Ehrenhändel nicht ausgetragen worden wären, weil die Russen keine Säbel bewilligen wollten. Man war um die Erlaubnis eingekommen. Fechkurse abzuhalten, aber die Russen hatten dies als Vorwand erklärt. Neuerdings war man um die Erlaubnis eingekommen, mit Holzsäbel zu kämpfen — in leichteren Fällen könnte das Kom-

mando ein für allemal die Gültigkeit von Holzsäbel deklarieren... Es konnte dann, und das wäre doch wünschenswert, wenigstens ein Teil der Ehrenhändler noch hier im Lager erledigt werden.

„Ich bin bereit, den Szilágyi um Verzeihung zu bitten... Glaubst du, daß dies genügt?“

„Natürlich... sehr richtig!“ — Die Versöhnung sollte noch am selben Tage stattfinden. Der arme Szilágyi war ein kränklicher brustleidender, sehr ordnungsliebender Mensch, hochbeglückt, daß alles sofort ins reine gebracht werden sollte. So geschah es auch.

Am selben Nachmittag füllte der Fähnrich eigenhändig seinen Strohsack, was ihm nur unter der Voraussetzung gestattet werden sollte, daß er es „aus Passion“, nicht aber als Berufsarbeit tue, welche letztere hier strengstens verpönt war... Nachher besuchte er den Redakteur der Sibirischen Lagerzeitung, Herrn Bela Erek. Die Wohnung des Herrn Chefredakteurs befand sich ebenfalls in einem Massenquartier, war aber durch eine Matte abgesondert von den Lagerstätten der andern. Eine Art kleines Zelt ohne Dach. Draußen gab es den Lärm der großen Welt, die kriegsgefangenen Offiziere spielten Karten, konjugierten russische Zeitwörter, bereiteten sich zu der Staatsprüfung vor. In der kleinen Redaktion aber wurde die Tradition gepflegt, ein fieberhaft gesteigertes Kulturleben entwickelte sich hier, man debattierte über literarische Probleme. Der Redakteur war ein kleiner, lebhafter, aber schon etwas älthlicher Fähnrich, dem besonders die politische Leitung des Blattes oblag. Begeistert setzte er gerade auseinander, wie herrlich klug ein Artikel sei, den ein gewisser Filetor im „Russkoje slowo“ geschrieben habe. Aber es gab auch andere Beiträge: Nachrichten, Gedichte, Novellen, die wichtigsten Beschlüsse der Offiziersversammlungen. Die Kriegsgefangenen er-

warteten das Erscheinen des handschriftlich verfaßten Exemplares der Zeitung stets mit großem Interesse. Zwei Kopien wurden kalligraphisch angefertigt. Diese Zeitung war ihnen eine wirkliche Kulturtat, ein wichtiges Bedürfnis...

In diesen Tagen inspizierte ein General das Lager. Es war ein „abgesägter General“, ein berühmter Meister im Rückzugsgefecht dessen Rückzüge im Russisch-Japanischen Kriege klassisch gewordene Musterbeispiele waren und in allen Kriegsakademien der Welt gelehrt wurden — nun hatte man ihn aus unbekannten Gründen in der Blüte seines Schaffens abgesägt und dazu verurteilt, mitten im Kriege die Gefangenenerlager zu inspizieren und sonst nichts zu tun. Hier erklärte er, im großen und ganzen sei er mit dem Lager zufrieden. Daß die Gefangenen sich der Disziplin und dem Kommando ihrer eigenen Vorgesetzten unterwürfen, sei ein erfreuliches Zeichen. Er sei also mit den Gefangenen zufrieden. Aber es gäbe da Wachtpersonen die bedenklich nach Branntwein röchen. Wie sei das möglich? Bei einem Torwächter seien sogar deutliche Zeichen von Betrunkenheit wahrzunehmen! Der russische Lagerkommandant, Hauptmann Waleski, erblaßte. Der General war aber mit seinen Gedanken schon weit weg... bei irgendeinem genial erdachten Rückzug in der Gegend von Lublin. Die Gefangenen verdolmetschten einander aber mit großer Genugtuung die Rüge, die der gestrenge Lagerkommandant erhalten hatte. Er war ein kluger Mann. Kaum war der General fort, als er den Gefangenen einen Vorschlag zur Güte machte: Branntwein darf zwar nicht ins Lager, aber er weiß, daß sich die Gefangenen immer welchen beschaffen, solange sie eine Menge Geld besitzen. Er will wissen, woher der Branntwein kommt. Er erlaube den Offizieren einen mäßigen Alkoholgenuß, aber nur unter der Bedingung, daß die russische

Mannschaft nichts davon abbekommt. Falls er einen Russen in betrunkenem Zustand antrifft, wird er die Offiziere streng bestrafen. Dieses Übereinkommen wurde anerkannt. Es trat ein großmäuliger Skythe hervor, erklärte, er erzeuge den Schnaps selbst. In unverdrossener Arbeit habe er einen kleinen Apparat hergestellt, er lasse in geleerten Petroleumkannen gedörrte Pflaumen gären. Die Produktionsfähigkeit seines Apparates betrage einen Liter täglich. Er stelle 45% Alkohol her. An der Kühlröhre seien in letzter Zeit wesentliche Verbesserungen angebracht worden. Und zwar an Hand der fachmännischen Beratung des k. und k. Finanzbeamten Sándor Novák. Das Eigentumsrecht an den Apparat gehöre ihm und drei anderen Kadetten. Sie stellten den Alkohol zum eigenen Gebrauch und zur Bewirtung ihrer Gäste her. Der Hauptmann ließ sich die Maschine zeigen und belobte den Tausendkünstler, legte ihm aber ans Herz, den Mannschaften auch nicht einen einzigen Tropfen abzugeben.

In demselben Ort gab es noch drei Lager, doch waren die andern recht weit von dem ihren entfernt. Das eine lag einen halben Kilometer weit ab. Wenn die Gefangenen dort etwas bei einem Spiel allzu laut wurden, hörte man sie bis hierher. Trotzdem waren sie so weit voneinander geschieden, als stünden die Grenzen feindlicher Staaten dazwischen. Ihr Lager hier hieß der Sechser-, das benachbarte der Siebnerpavillon. Jedes Lager hatte einen Stabsoffizier als Kommandanten. Die „Siebner“ war ein Plebejerpavillon, dagegen war das dritte Lager, aus unbekannten Gründen „Baubezirk“ genannt, ein exklusives, vornehmes Lager. Man mußte mindestens Leutnantsrang haben, um dort aufgenommen zu wer-

den, ein Kadett kam höchstens dann hinein, wenn er lungenkrank war. Hier kommandierte natürlich ein hoher Herr, ein Oberst. Die Bewohner der Lager kannten einander kaum, es war kein seltener Fall, daß nahe Verwandte jahrelang einer in des andern Nachbarschaft wohnten, ohne einander zu sehen. Jetzt sollte gerade diese Frage gelöst werden. Die Frage der Besuche nämlich, die Frage der Bäder, der Spaziergänge. Die Russen waren nicht abgeneigt, die Kriegsgefangenen ohne Bewachung in die benachbarten Pavillons, in die Bäder, in die Umgegend gehen zu lassen. Auf diese Mitteilung hin, die der Major Steiner, der Lagerkommandant, den versammelten Offizieren machte, erhob sich, ganz unmilitärisch, ein wahnsinniges Jubel- und Hurrageschrei. Dem Major war anzusehen, daß ihn ein solches Benehmen peinlich berührte. Er verfehlte nicht, hinzufügen: Das Zugeständnis der Russen sei nur scheinbar so human. „Wir sind nicht gewohnt, den Russen Gutes zuzutrauen, es ist nur zu natürlich, daß auch hinter diesem Antrag russische Schlaueit und asiatische Unmenschlichkeit lauert. Es ist ein gemeines Spiel mit den Freiheitswünschen der Gefangenen. Man neckt den Löwen, der in einen Käfig gesperrt ist. Es handelt sich nämlich darum, daß die Russen diesen geringen Schatten wahrer Freiheit an gewisse Bedingungen knüpfen.“ Bedingungen, die, dessen sei er gewiß, weder ein Offizier der k. u. k. Armee noch der verbündeten k. deutschen noch der verbündeten k. osmanischen Armee akzeptieren werde. Die Russen bestehen nämlich darauf, daß jeder Offizier, der von dieser Vergünstigung Gebrauch machen wolle, sein Ehrenwort verpfände, daß er keinen Fluchtversuch unternehmen werde. Totenstille folgte dieser Darlegung. Alle hatten das Empfinden, daß sie am liebsten in den Ruf: „Großartig! Einverstanden!“ ausbrechen möchten. Doch hatte sie der entschiedene

Ton des Majors eingeschüchtert. Alle erwarteten artig einen Befehl, einen Fingerzeig von oben, von der Behörde. Da trat ein Kadett vor und erklärte mit Erzklang in der Stimme, daß er im Namen des gesamten Standes der Kadetten das Wort ergreifen gedenke und der Zustimmung aller Kadetten sicher sei. Er glaube, es sei richtig, wenn zuerst die Jünglinge ihrer Entrüstung über den schmierigen Antrag der Russen Ausdruck verleihen. Die Kadetten wiesen einstimmig den mit Honig bestrichenen Leim der Russen zurück. Dasselbe erklärten nunmehr auch die Leutnants der Infanterie, die Ulanen und Dragoner, ein Preuße im Namen der Gardeoffiziere, die Hauptleute und Rittmeister, und endlich kam auch ein Bim-Baschi zu Wort, der im Namen der glorreichen osmanischen Armee sprach. Alle: Zu solchem Preise sei die Freiheit nicht wünschenswert. Der Lagerkommandant dankte gerührt für diesen Entschluß. Es scheine niemand vergessen zu haben, was er dem Vaterlande schuldig sei. „Jeder Gedanke des gefangenen Soldaten ist auf Befreiung gerichtet, und wir, die wir hier beisammen sind, können feierlich die Erklärung abgeben, daß wir im Gegenteil bei jeder sich darbietenden Gelegenheit die Flucht ergreifen werden. Diesem Gedanken darf nicht entsagt werden.“

Dieser Vorfall hatte die Gemüter mächtig erregt — aber auch bedrückt. Seufzend lehnten die Offiziere sich über die nägelgespickten Drähte. Sie hatten sich selbst die Tore versperrt. Möglich, daß die Russen nicht so niederträchtige Hintergedanken gehabt hatten. Sie wollten ihnen einfach etwas Luft lassen? Es ist doch eigentlich schön, daß sie zu ihrem Ehrenwort so viel Zutrauen haben... Aber was hilft es? Es muß weiter heißen: Massenquartier, Massenspaziergänge, Massenbesuche. Man kann von den Russen nicht verlangen, daß sie für dreitausend Gefan-

gene dreitausend Wachtposten bereitstellen... Die Spaziergänge spielten sich so ab, daß zwanzig langbärtige, bewaffnete Russen eine Anzahl Gefangene in ihre Mitte nahmen und diese hinausführten. Es gab im Dorf ein warmes Bad nach russischer Art. und auf diese Wohltat wollten sie nicht gern verzichten.

Als sie einmal vom Bade zurückkehrten, kamen sie auf die Landstraße. Neben der Straße rollten zerlumppte Leute einen Eisenbahnwaggon auf Schienen. Kaum waren die Offiziere in die Nähe des Waggons gekommen, als die Männer schnell die rechte Hand zu den formlosen, zerschissenen Kappen hoben. Sie salutierten wie besessen. Es waren auch österreichisch-ungarische Kriegsgefangene, freilich Mannschaften. Ein Haufen abgezehrter, mit fieberhaft glänzenden Augen um sich blickender, dürrer Burschen, die mit den Füßen lebhaft trampelten; die Fußbekleidungen hatten sie dick mit Stroh umwickelt und konnten sich doch nicht schützen vor dem furchtbaren Frost bei der schweren Arbeit im Freien. Sie blickten die Offiziere an, als wären es Götter, zu deren Füßen sie hinzusinken nicht einmal wagten... Jeder Offizier spendete den Leuten ein paar Kupfermünzen, und sie dankten mit einem Blick, der demütig ihnen die Hände küßte. So demütig bedankten sich diese Leute, der Rest der Todeslegion von Limanowa, die letzten der „roten Teufel“.

Der Fähnrich kam im Lager an. Er konnte nicht Ruhe finden... Weiß man das in der Heimat? Hat man dort eine Ahnung von dem Jammerschicksal dieser heldenhaften Männer? Sind die Spalten der Blätter davon erfüllt? Sehr bald bekam er eine Zeitung aus der Heimat zu Gesicht. Sie ging von Hand zu Hand. Gierig verschlang er den Inhalt: Reprise des „Walzertraum“... Glänzender Erfolg. Dann ein geharnischter Artikel auf der ersten Seite: Unbe-

dingte Forderung, die aus Österreichern und Ungarn bestehende gemeinsame Kommission, die Delegation, sofort einzuberufen zur Schlichtung der diesbezüglichen Belange... Sodann: Baron Ambrózi. wurde ernannt... Erfolgreiche Kämpfe bei Korytnica... mit geringen Opfern zurückgeschlagen... strategisch günstige Linie geschaffen usw.

Offenbar hatten aber auch die höheren Offiziere mit Entsetzen Kenntnis von dem elenden Schicksal der kriegsgefangenen Mannschaften erhalten, denn Major Steiner berief jetzt eine Offiziersversammlung ein und eröffnete diese, mit einem Trauerflor um den linken Arm. Mit zitternder Stimme verkündete er: Ein schwerer Schicksalsschlag. Ich habe ein offizielles Schreiben des Chabarowsker Lagerkommandanten, der uns schon vor einigen Tagen mit seiner sehr traurigen Tatsache bekannt machen wollte, die sich bisher nur als Gerücht erhielt, nun aber Wirklichkeit geworden ist. Unser Kaiser, Seine Majestät der König von Ungarn ist gestorben. Für das Lager wird eine Trauer von sechs Wochen angeordnet. Sodann handelt es sich darum, daß das Offizierkorps dem neuen Kaiser den Treueid leiste... Die Offiziere brachen wie aus einer Kehle in den Ruf aus: „Éljen! König Karl lebe hoch! hoch! hoch!“

Am nächsten Morgen begab der Fähnrich sich in den Mannschaftsraum, in dem die Offiziersburschen wohnten, die je drei Offizieren zugeteilt waren. Auf dem Hof lag weißer, makelloser Schnee. Im Mannschaftsraum gab es drei Pritschen übereinander. Der ungewohnte Besuch genierte die Burschen, die sich gerade wuschen. Zwar herrschte hier dumpfe Luft — aber im ganzen war Ordnung und eine gewisse Reinlichkeit. Die Leute hatten ja stets etwas zu essen, bekamen ihre Kost aus der Offiziersmenage, wußten kaum mehr vom Leiden als er selbst. Aber die anderen kriegsgefangenen Mannschaften! Man zeigte

ihm Postkarten, welche die Burschen von Landsleuten, von Verwandten erhalten hatten. Da war von einer Murmaneisenbahn die Rede. Dort erkrankten die Leute allesamt an Skorbut, die Zähne fallen ihnen aus, ihre Glieder werden brandig, sie zerfallen bei lebendigem Leib. „Schreib du meiner lieben Frau“, steht in einem Brief, „sie hat vielleicht meinen Brief nicht erhalten. Auf meine Rückkehr sollen sie nicht warten, hier muß ich sterben... Wir sehen hier weder Sonne noch ein Stück Brot, sind lebendig begraben... Statt Brot bekommen wir ungebackenes Zeug aus Hirse, es ist schwarz und klebt wie Pech, daran kauen wir..., Es ist nicht zu ertragen. Sobald das Tauwetter beginnt, gibt es alle Tage Begräbnisse. Im Winter ist es unmöglich, die Toten zu beerdigen, so sammeln wir unsere lieben Toten bis zum Frühjahr, dann verscharren wir sie. Ihr habt es gut, ihr kennt die Knute nur vom Hörensagen, aber wir...!“

Plötzlich schrillte ein scharfer Pfiff durch den Raum — es klang ebenso wie der Pfiff einer Lokomotive auf einer kleinen Station. Dann kam ein Klingeln, als ob ein Schaffner zum Einsteigen läute. Betroffen stand der Fähnrich da, er konnte den Sinntrug nicht begreifen. Jetzt schrie eine schallende Stimme: „Einsteigen!! Richtung Irkutsk, Moskau, Czernowitz, Lemberg, Budapest, Balaton-Füred... Einsteigen... Der Zug steht auf dem zweiten Geleise...“ Weinend, singend, unter ohrenzerreißendem Lärm wirbelte die Mannschaft von den Pritschen... dann kam ein kurzer scharfer Pfiff, Knarren, Ächzen, langsames träges Pusten, die Abfahrt, das rhythmische Brausen der fahrenden Lokomotive... immer rascher wurde das Pusten, das Zuggeratter immer leiser, bis es entschwand. Die armen Gefangenen blieben in der Mitte ihrer Baracke stehen und flüsterten verzweifelt: „Also wieder zu spät gekommen...“

Die drei Offiziersburschen aber, die Lautimitatoren,

machten sich schleunigst auf die Suche nach warmem Wasser zum Rasieren für die Herrn Offiziere.. und dieses herzerreißende Spiel trieb die Mannschaft Morgen für Morgen...

Es gibt vielerlei Leid, und es ist nicht zu bestreiten, daß auch die Offiziere leiden. Es gibt ja verschieden geartetes Leid, Leid wegen der Gefangenschaft, wegen der Trennung von den Angehörigen, wegen der Ungewißheit über die Zukunft und ein Leid wegen der Kost. An sich ist zum Beispiel Lachs ein großer Leckerbissen. Nun soll aber einmal einer versuchen, jeden Tag Lachs zu essen: gekocht, gebacken, gebraten, paniert, gespickt, gedünstet, geräuchert, mariniert, als Gehacktes, als Konserve. Der Amur und der Ussurifluß sind unerschöpflich an Lachs. Zu unerschöpflich... Einmal hatte der Koch den prachtvollen Einfall gehabt, Schweinskarbonaden aufzutischen. Aber dieses Gericht war ungenießbar, denn auch das Schweinefleisch hatte durchdringenden Lachsgeschmack — kein Wunder, denn hier werden die Schweine nur mit Lachs gemästet. Auch die Gänse und Hühner füttert man damit. Möglicherweise langweilt es auch die Schweine, stets rosafarbenen Lachs und Kaviar zu fressen, Delikatessen, die man daheim mit Gold aufwiegen würde. Auch die Ananaskonserven werden einmal bald zum Ekel. In den Läden von Chabarowsk gibt es nie Pflaumenkonserven. Warum? —

So brauchte jeder ein Narkotium. Nicht ohne Grund spielten die Burschen das Heimkehrspiel. Jeder hält sich eine Illusion hin, um sich selbst zu täuschen. Einer fabriziert Reitgerten, ein anderer eine Baßgeige, die aus siebentausend Teilen besteht. Auch die sibirische Zeitung dient diesem Zweck. Nicht anderes als die Stenografie, die Alkoholdistil-

liermaschine und die französische Sprache oder die Zivilprozeßordnung, die manche eifrig büffeln. Könnte man auf Fischfang ausgehen, könnte man für die Seinen Brot verdienen — dann würde so mancher sich nicht mit dem Erlernen der chinesischen Sprache abplagen an Hand einer Chinesenfibel, die ganze sechs Rubel kostet und deren Schriftzeichen auf Fließpapier gedruckt werden. Und auf dem gleichen Papier muß man das Nachzeichen der Buchstaben versuchen. Dabei ist es im Laufe der Jahre keinem einzigen gelungen, die chinesische Schrift zu erlernen. —

Trotzdem galt es als Schande, an einem Tage nichts gelernt, an dem Prachtstück einer Handschuhkassette nicht weitergeschnitzt, im Roman „Lady Hamilton“ nicht weitergelesen zu haben. Auch die Schriftsteller arbeiteten fleißig; wenn sie auch nur an einem einzigen Tage die Literatur vernachlässigten oder es versäumten, in der Redaktion zu erscheinen oder an ihrem Werk weiterzudichten, dann rief man aus der Nachbarbox vorwurfsvoll hinüber: „Dein Roman wird aber auch nie fertig werden!“ Es gab auch Leute, die sich für eine musikalische Laufbahn vorbereiteten, sie mußten fleißig üben, und abends, wenn die Boxen geheimnisvoll raunten und summten, da strich sich Oberleutnant Rademacher die langen Haare aus der Stirn, setzte sich an sein Nachtkästchen, legte ein langes Brett darauf, auf welches er schwarze und weiße Tasten gemalt hatte, und seine Finger glitten verträumt über diese gemalten Tasten hin. Sein Gesicht war durchgeistigt, manchmal schüttelte er ärgerlich den Kopf, wenn er danebengegriffen hatte, oder er begann auf dem Klavier seine eigenen Kompositionen von neuem.

Es gab auch blinde Schreibmaschinen, auf denen, auf unsichtbarem Papier, unsichtbare Gesuche ge-

tippt wurden. Wahrscheinlich wurden diese Gesuche und Eingaben vorschriftsmäßig abgefaßt, denn jeder schrieb sie nur für sich und hatte allen Grund, sich selbst sachgemäß zu betrügen. Auch an kleinen Telegrafienapparaten mangelte es nicht, die genau so klapperten wie die echten Morseapparate. Ein Draht war mit diesen Apparaten nicht verbunden, es war eben drahtlose Telegrafie... Aber auf ihr schwang sich nichts in die Welt hinaus.

Man darf nur auf kleinen grünen Postkarten Kunde geben von sich selbst. Der Postoffizier, Oberleutnant Almoslino, holt sie ab, bringt sie in den „Baubezirk“, wo sich die Postzentrale befindet. So oft Karten kamen, konnte man es nicht begreifen, warum die Angehörigen daheim sich so kurz faßten. Jede Postkarte hatte etwas Verdächtiges. Warum schreibt meine Frau heute englisch — warum sind die Zeilen so weit auseinander? Sollte sie vielleicht? Sie berieten sich flüsternd untereinander; es gab Chemiker unter ihnen, sie hielten die Karten über die Lampe, rieben die Schrift mit einem feuchten Tuch ab, brachten sie mit chemischen Reagenzien in Kontakt — ob vielleicht doch noch eine Geheimschrift darunter zum Vorschein käme?

Jetzt lag vor dem Fähnrich eine Postkarte seines Vaters. Nicht anders als die andern hatte er sich mit der Karte sofort in die Box zurückgezogen, sie dort lange wortlos, sinnend verschlossenen Blicks betrachtet. Jetzt sah er die ihm wohlbekannten, regelmäßigen, in die Länge gezogenen Buchstaben vor sich. Er dachte, wie dumm von den Kameraden, sich über den Geheimsinn den Kopf zu zerbrechen... was war solch eine Karte anderes als eine kleine Ermutigung? Seine Blicke verirrten sich wieder auf das kleine grüne Blättchen, aber jetzt verfinsterte sich das helle Fenster, er schüttelte sich wie im Fieber-

frost, sein Herz schlug schwer und wild. Tränen sickerten ihm aus den Augen. Ein Kadett fragte ihn mitleidig aus der Nachbarbox: „Hast du eine schlimme Nachricht erhalten?“

Er versetzte tonlos: „Ja, meine Mutter ist gestorben.“

Der Kadett hielt es nicht für taktlos, hinüberzukommen und die Karte, die herabgefallen war, aufzuheben und durchzulesen. „Du... es steht aber kein Wort über deine Mutter da. Woher hast du das?“

Der Fähnrich seufzte und blickte zum Fenster hinaus. Was ist da zu erklären? Wozu sich lächerlich machen? Sein Vater ist ein ordnungsliebender, ja pedantischer Mann. Er hat einen kernigen präzisen Stil, und der logische Zusammenhang zeigt sich in jedem Buchstaben. In seiner letzten Karte hat er geschrieben: „Du bist unser lieber Sohn.“ Jetzt schreibt er: „Du bist unser teurer Sohn.“ Er ist sonst aus hartem Holz, und Rührung zeigt er selten. Zum Schluß schreibt er hier: „Es küßt Dich Deine Frau, Dein Söhnchen, Dein Dich liebender Vater.“ Die Mutter fehlt, und der Vater pflegt sonst nichts zu vergessen. Sie muß im Oktober gestorben sein, denn in der Karte vom September hieß es noch: „Es küßt Dich Deine Mutter, Deine Frau“ usw. Steht das vielleicht in einer Ziffernschrift da? Ach was Ziffern! Ganz deutlich ist es zu lesen. Teure, gute Mutter! Er hätte sie beim letzten Besuche der Heimat noch sehen können, sehen sollen, müssen. Jetzt setzte er sich hin, um die Karte zu beantworten, nahm eine grüne Postkarte, und seine Tränen flossen, als er hinmalte: „Mein teurer, guter Vater!...“ Der Brief lautete nicht anders als sonst, nur daß er am Schluß nicht hinzufügte: „Meinen Handkuß an die liebe Mutter.“ Dies durfte er jetzt nicht mehr hinschreiben.

Auch sein Bruder hatte ihm wieder geschrieben: Stolzerfüllt. Er habe die Offiziersprüfung mit Erfolg bestanden, und nun würden sie bald an die Front abmarschieren.

Auch sonst gab es viel Überraschungen. Jeden Tag wurde ein Friede geschlossen, ein erhebender Sieg gefeiert — es waren Gerüchte. Es ging auch das Gerücht, in der Heimat werde Brot aus Sägespänen gebacken, und man sollte bald alle Pferde aufgegessen haben. Bald hieß es so von den Russen, bald von den Mittelmächten. Bald war es bei der einen, bald bei der anderen Partei mit dem Menschenmaterial zu Ende.

Der Lagerkommandant hatte freundlicherweise erlaubt, im Lager einen kleinen Laden einzurichten, und diese Gerüchte kamen stets aus diesem Laden, denn die Einkäufer und die Verkäufer stellten eine Art Brücke zu der Außenwelt dar und kamen nicht nur mit Lachskonserven und Ananaskompott beladen nach Hause, sondern auch Nachrichten brachten sie in großer Menge. Der Laden hieß russisch Lawka, und so wurde er auch unter den Gefangenen genannt. Aber die Nachrichten der Lawka stillten nicht vollkommen die Sensationslust der Gefangenen. Es erregte viel Freude, als die Nachricht kam, man werde ein Lagerwitzblatt, die „Lebendigen Blätter“, herausgeben. In dem Blatte, der allerersten Blüte ortsibirischer Gefangenepoesie, war ein leiser revolutionärer Ton zu hören. Man zog gegen den Rangälteren los: „Alles rafft, erwischt, verschlingt er. der Rangältere...“

Das Blatt sprach übrigens auch davon, was sonst ein jeder verschwie, was aber doch in jedem Mann hier loderte: von Frauen: Knie waren darin zu sehen, gekräuselte Dessous, Frauenschuhe und Hüften. Die Frauen waren meist im Profil abgebildet (Baron Fest

war ein beliebter Zeichner), und der Busen kam zur Geltung. Angeblich verstand sich der Baron nur auf das Zeichnen im Profil. Und nur von rechts nach links. Alle Frauen blickten nach links. Ein Leutnant hatte aus seinem Triäder, bevor er ihn an die Russen abgeliefert hatte, eine Linse herausgeschraubt und behalten. Jetzt wanderte diese von Hand zu Hand als Vergrößerungsglas — durch dieses Glas beguckten sie die Frauenzeichnungen — arme verhungerte Garde. Wie gerne wären sie für die mit Rotstift und Blaustift kolorierten Damen gestorben, diese Phantasiestalten, die dank der Zeichnergabe des mathematikliebenden Ulanen alle ein kleines Täschchen, Ridikül genannt, in der linken Hand hielten.

Manche Offiziere, besonders die ungarischen Honvéds, die Landwehr, standen auf Seite der freiheitlichen Zeitschrift, behaupteten, die gemeinsame Armee atme noch den Geist eines Grafen Metternich. Andere machten das Bedenken geltend, daß es im Hinblick auf die jüngeren Offiziere eine gewisse Gefahr wäre, eine Zeitung gewähren zu lassen, die vielleicht die niedrigen Instinkte aufstachle. Der Hauptmann aber entschied, daß ihn jede kulturelle Regung freudig stimme, daß die jungen Leute die Feuerprobe bestanden hätten und ruhig das Leben kennenlernen dürften.

Die Gemüter hatten sich noch nicht beruhigt, als eine neue Sensation kam. Ein Oberleutnant Novák hatte ein Theaterstück geschrieben. Es hieß: „Cyklamen“ und war von Andor Gábor. Er hatte es aus dem Gedächtnis neu verfaßt, und schon waren fleißige Hände daran, es zu vervielfältigen. Es verlautete sogar, daß das Stück demnächst zur Aufführung gelangen werde. Diese Pläne wurden von der Kommandantur gebilligt, und am nächsten Tage befand sich

im Lehrsaal eine Ankündigung des Oberleutnants Nývák, in der er sich als Theaterdirektor unterzeichnete. Jüngere Herren, die sich zur Darstellung von Prosarollen oder Gesang eigneten, wurden verlangt. Das ganze Lager war in Erregung: niemand rief abends: Ruhe! Sie debattierten lebhaft und vergnügt.

Die Entscheidung des Theaterkomitees, dem die Auswahl der Spieler oblag, erregte allgemeine Überraschung. Lakner, ein baumlanger Fähnrich, voller Sommersprossen, mit gebogener Nase, spärlichem Haarwuchs und weinerlicher Stimme, war auserwählt worden. Er sollte die dramatische Heldin sein. Auch die Wahl eines gewissen Udvárdy erregte Befremden. Es war ein hinkender Pseudofähnrich, ein etwas verwelkter Knabe. Ein Fuß war ihm bei Brest-Litowsk zertrümmert worden. Seitdem hinkte er. Was für Rollen wollte man ihm zuteilen? Muß er alle hinkenden Frauen kreieren? Aber: Pista Nagy — das ist gut! Ein angenehmer, hübscher Junge. Aber von diesem heißt es, er werde nur kleine Rollen bekommen: Dienstmädchen, eine Dame usw. Die Lawkanachrichten hatten ihre Anziehungskraft verloren. Friede?! Ja, das kennen wir schon. Friede bis Mittag. Wenn er bis jetzt hat auf sich warten lassen. Der Friede, soll er auch noch so lange warten, bis man wenigstens die erste Vorstellung gesehen haben wird. Die Dramenheldin, Leo Lakner, nannte man von nun an nur Leonie Lakner, den Pista Nagy aber Iza, dem Udvárdy gaben sie keinen Namen, sondern riefen ihn einfach: Tante Udvárdy. Der Redakteur der Lagerzeitung verhandelte gemütlich mit dem Direktor des Theaters; er sagte, die Bühne könnte stets auf die Hilfe der Presse rechnen. Das Theater sei die feste Burg der Kultur. Man werde Hand in Hand, einander unterstützend, im Dienst des hehren Zieles vorwärtsschreiten.

In diesen Tagen kam die Verständigung der Lagerkommandantur, daß im Auftrage des „Roten Kreuzes“ eine Gräfin Kinsky eben aus der Heimat angekommen sei und im Verlaufe ihrer Besuche der Kriegsgefangenenlager auch dieses Lager besuchen werde. Eine gewaltige Erregung bemächtigte sich des ganzen Lagers. Ein lebendes Wesen aus der Heimat! Der zärtliche Blick einer aristokratischen Dame, im Namen aller zu Haus gebliebenen Lieben ausgesandt!

Ein Kadett, der gerade seine zerrissene Bluse flickte, ließ diese Arbeit sein. „Werde doch nicht dumm sein. Justament stelle ich mich in zerrissener Bluse vor die Gräfin hin und verlange eine neue.“ Manche machten sich an lange Briefe, welche sie durch die Gräfin heimschicken wollten. Ein Kadett sagte, die Gräfin hätte Besitzungen in der Nähe seines Heimatortes. Möglich, daß die Gräfin seine Frau kennt. In diesem Fall hoffte er bestimmt, die Gräfin werde ihm Aufschluß geben über das Rätsel. Das Rätsel bestand darin, daß seine Frau, obwohl er bereits vier Jahre abwesend war, einem Kinde das Leben schenken konnte. Gibt es dagegen keine Maßregeln?

Aber am nächsten Tage wurde bekanntgegeben, daß niemand eine Einzelbitte tun solle. Man wollte der Gräfin die Bitte gemeinsam unterbreiten. Man wollte nur das verlangen, was dem Interesse des ganzen Lagers diene. Ebenso würden die Beschwerden gegen die russische Kommandantur gemeinsam überreicht. Nun gab es ein Putzen und Aufräumen, jedermann rasierte sich, bürstete die Kleider, jener Kadett nähte nun doch den Riß seiner Bluse, der sich mittlerweile schon bedeutend erweitert hatte. Vor elf Uhr rannten Boten durch die Säle und mahn-ten zur Bereitschaft. Endlich erklang, pünktlich um elf Uhr, wie besprochen, das Klingeln am Tor des Lagers. Die russischen Wächter öffneten weit das Tor.

Gräfin Kinsky trat über die Schwelle des Lagers, gefolgt vom russischen Kommandanten und einigen höheren russischen Offizieren. Erwartet wurde sie von dem österreichisch-ungarischen Kommandanten, dem Major. Nach kurzen Begrüßungsworten bog die Gräfin in den ersten Saal ein. Jeder Offizier stand vor seinem Bett in strammer „Habtacht-Stellung“ und wandte schnell der Gräfin den Kopf zu. Die Gräfin war eine leibhaftige Frau, und zwar nicht alt und häßlich, sondern jung und hübsch. Leuchtende Anmut — alles an ihr war überirdisch. Ihre Halbschuhe, ihre Strümpfe, ihr Taschentuch, ihre Haare, soweit man sie unter der Haube erkennen konnte, ihre schmucken Rote-Kreuz-Auszeichnungen — alles an ihr frauenhaft — fürstinnenhaft. Lächelnd blieb sie an der Schwelle des Zimmers stehen. Sie hielt sich gerade, sie warf einen Blick auf jeden Gefangenen, einen auf alle zusammen.

Sie nickte mit dem kleinen Kopf, auf dem eine schwarze Haube mit weißen Bändern saß — und Wärme durchflutete die Herzen der Männer. Keiner wollte es, um dieses einen Augenblicks willen, bedauern, nach Sibirien gekommen zu sein. Nun durchschritt sie allein den Saal, gab jedem die Hand, und dann begann sie ungarisch zu sprechen: „Ich bringe den tapferen unglücklichen Kämpfern Grüße der Heimat. Die Grüße Seiner Majestät, des inzwischen verewigten Kaisers und Königs. Es war sein Wunsch, daß Sie Ihr Schicksal mit Ergebung tragen sollten. Man wird die Umstände, unter denen Sie in Gefangenschaft gerieten, wohlwollend beurteilen. Auch war es sein Befehl, daß Fluchtversuche nicht unternommen werden sollten. Derlei würde die Lage der Zurückgebliebenen verschlimmern und könne nur in den seltensten Fällen von Erfolg gekrönt sein.“ Der Major gab ein Zeichen, daß ein „Éljen“-Ruf ausge-

bracht werden könne. Die Offiziere taten es mit Feuer, und die Gräfin huschte in andere Säle hinüber.

Noch war der süße Duft der Gräfin nicht verflogen, als eine Offiziersversammlung anberaumt wurde. Man verkündete: Die Gräfin werde einen großen Bogen herumreichen lassen, auf dem jeder eine Botschaft von zehn Worten an die Seinigen schreiben dürfe. Im übrigen habe die Gräfin Fühlung mit den Konsuln Heedblom und Conger genommen und werde dafür sorgen, daß in Bälde ein größeres Quantum Tuch und andere wichtige Dinge den Gefangenen geliefert werden. Man sei sich nur nicht ganz im klaren, woran der Bedarf am dringendsten ist. Vorderhand sei verfügbar ein größerer Posten chinesischer Decken und Stiefel sowie allerhand Kleinkram, wie Scheren, Nagelbürsten, Rasierseife, Zahnpulver. Das Lager solle auch Schokolade, Dörrobst, Eipulver erhalten, auch Obstkonserven für die Kranken. Die Gräfin, setzte ferner eine gewisse Summe für das Offiziersorchester aus. (Ein Offizier hat eine Baßgeige hier fabriziert, die herrlich klingt. Alle Anerkennung dem Künstler!)

Auch die Offiziersküche und das neugegründete Offizierstheater sollen bedacht werden. Obzwar das nicht hierhergehöre, solle doch erwähnt werden, daß für die Mannschaften etwas Geld ausgeworfen werde und sie zum kommenden Weihnachtsfest ein kleines Liebesgabenpaket mit 20 Kopeken bar, einigen Stück Würfelzucker und einem Briefchen Insektenpulver erhalten sollen. Ferner werde mitgeteilt: „Das Rechtfertigungsverfahren in der Heimat wird beeinflußt werden davon, inwieweit die Offiziere sich in der Gefangenschaft der Disziplin gefügt haben. Es wird angenommen, daß jeder, der in der Gefangenschaft Disziplin gewahrt hat, auch vor dem Feind seine Pflicht getan habe. Man muß nur den Befreiungs-

tag, die Zeit des Friedensschlusses abwarten, und auch in diesem Punkte hat die Gräfin uns eine große Freudennachricht überbracht, über die aus begreiflichen Gründen vorläufig nichts mehr gesagt werden kann. Hoffentlich wird das Gesagte genügen. Sodann hat die Gräfin gestattet, einige Bitten allgemeiner Natur ihr zu unterbreiten. Bitten, die die Wohlfahrt des ganzen Lagers betreffen, sind gemeint, und zwar sind höchstens drei solcher Bitten frei. Ferner wird die Gräfin Darlehen verteilen. Jeder möge nur soviel beanspruchen, als seine Angehörigen ohne Schwierigkeit zurückzuerstatten imstande sind. Denn das Rote Kreuz wird die Summen bei den Angehörigen einkassieren. Über 50 Rubel soll der Betrag womöglich nicht hinausgehen.“ Jetzt trete eine Pause von zehn Minuten ein, zwecks Beschlußfassung über die drei Bitten, die mit Stimmenmehrheit entschieden werden sollen.

Was soll man erbitten? Wenn einer Frau und Kind und Vater und Mutter daheim hat, soll er dann bitten: „Wir möchten nach Hause gehen!“? Was soll das heißen? Es ist, als ob ein Ertrinkender sich alles wünschen darf, nur das eine nicht: daß man ihn aufs Trockene bringe.

Jetzt war die Pause von zehn Minuten abgelaufen, und man mußte sich äußern. Jemand murmelte etwas von Büchern. Der Kommandant sagte, diese Bitte könnten sie getrost fallen lassen, denn durch Vermittlung des schwedischen Roten Kreuzes werde das Lager ohnehin in den Besitz „eines größeren Bücherbestandes“ gesetzt werden. Freilich nur deutsche Bücher. Die Beschaffung von ungarischen Büchern sei zu schwierig. Aber die Gefangenen hätten ja genug Zeit, und es würde ihnen nur gut tun, wenn sie ihre Kenntnisse der deutschen Sprache auffrischten. Ein Fähnrich stellte den Antrag, es möge die Frage der Boykotte entschieden werden. Einer der Fälle sei

einfach: Ein Leutnant habe Ohrfeigen ausgeteilt, was unbedingt den Verlust seiner Offiziersranks zur Folge haben müsse. Aber der andere Fall? Der Leutnant Király habe falsch gespielt. Eigentlich ging alles auf Intrigen zwischen Aktiven und Reserveoffizieren zurück. Die Russen wollten sich nicht einmischen und wollten nicht den Standpunkt anerkennen, daß die beiden Offiziere ihren Offiziersrang verloren hätten und aus dem Offizierslager ins Mannschaftslager hinausgestoßen werden müßten.

Der Major war dafür, die Gräfin nicht mit diesen Angelegenheiten zu belästigen. Es ist richtiger, die glückliche Rückkehr nach Hause abzuwarten. Bis dahin: Geduld!

Leutnant Jungmann, ein kleiner gedrungener Tscheche, rückte damit heraus, an die Gräfin die Bitte zu richten, die Zahl der „Mehlspeistage“ zu vermehren. Einer wöchentlich sei zu wenig. Und gerade die Tschechen, die daheim die berühmten böhmischen Knödel aßen, litten unter dem Übermaß von Fisch. Keineswegs wolle er diese Frage als Nationalitätenfrage aufbauschen und deshalb nicht unbedingt an den Knödeln festhalten, aber es wäre wirklich das mindeste, daß man zweimal wöchentlich Mehlspeise erhalte. Wenn er an das Offizierskorp eine Bitte richten dürfte, wäre es die, der eine von diesen Tagen möge ein Knödeltag sein. Dies war die Stunde, da die Gaumen und Zungen aller Anwesenden von einem großen Lachsekel befallen wurden, und der Antrag des Leutnants wurde mit einem Brummen der Zustimmung aufgenommen. Also die erste Bitte an die Gräfin: „Mehlspeistage“.

Zweite Bitte? Wieder Leutnant Jungmann. Fünfundsiebzig Prozent aller Herren liefen Schlittschuh. Bis jetzt konnte man die Burschen nicht dazu bekommen, Wasser zu Eisbahn zu schleppen, denn mancher ihrer Herren lief nicht. Wegen der ewigen

Kabbeleien in diesem Punkt, angesichts des gemeinsamen Anspruchs eines Offiziersburschen für drei Offiziere, hatte man sich darauf geeinigt, daß das Wasserschleppen zu den Arbeiten gehöre, die von Offizieren verrichtet werden können ohne Verletzung der Standesehre. Aber vielleicht könnte man jetzt durch die Gräfin bei den Russen durchsetzen, daß russische Soldaten das Wasserschleppen besorgten, selbstverständlich gegen Entgelt.

Man gestand einander, daß dieser Antrag mordsblöd sei. Wegen des Wassers gab es keine Unannehmlichkeiten. Von den Chinesen wurde für Geld soviel Wasser geschleppt, als man brauchte. Da man aber andere Wünsche nicht hatte, kam auch dieser Antrag durch. Nun war die letzte Bitte übrig. In dieser letzten Bitte konnte alles Leid, alles Klagen zusammengepreßt werden, alle Sehnsucht der Verbannten im fernen Sibirien. Alle empfanden den ungewohnten Ernst des Augenblicks. Schicksalsrad. Jungmann meldete sich zum Wort. Alle hatten das Gefühl, der Streber Jungmann, mochte er im Unrecht sein oder nicht, hätte jetzt eine Glückssträhne, dagegen sei nicht aufzukommen. Jungmann führte, hatte die Massen hinter sich. Mit den Mehlspeistagen hatte er den Geist der Zeit erfaßt. Jungmann erklärte mit größter Überlegenheit, daß sich eine herrliche Gelegenheit zur Erledigung aller Ehrenhändel böte. Die Gräfin müsse gebeten werden, alle Protokolle in die Heimat mitzunehmen, so könne jeder gewiß sein, daß er seinerzeit die Akten zur Hand haben werde. In gewissen dringenden Fällen könne dagegen von daheim hierher in die Gefangenschaft ein offizieller Bescheid gesandt werden. Das war die Katastrophe. Das war Sedan. Es ließ sich nichts dagegen machen. Der kleine Fettwanst hatte gesiegt, und trauervoll, im Innersten gebrochen, stimmten alle dem Leutnant Jungmann zu.

Die Gräfin kehrte nachmittags programmgemäß ins Lager zurück, doch gab es keinen festlichen Empfang mehr. Sie ging geradewegs ins Zimmer der Kommandantur, und der Adjutant rief dann diskret aus den einzelnen Zimmern verschiedene Offiziere heraus. Ein Neffe des Botschafters Graf Czernin, der Herr Leutnant von Goldegg, und andere Kavalleristen wurden herausgerufen. Auch ein Oberleutnant Pick, was die Juden mit großem Stolz erfüllte. Es gab zwei Picke im Lager, einen armen und einen reichen. Gerufen wurde der reiche. Ein Mann, der im Lager seine Geschäfte leitete und sich's dank seinen großen Geldmitteln recht gut gehen ließ. Sonst gab es im Lager keine bedeutenden sozialen Unterschiede, da jeder den gleichen Sold empfing, aber Trinker und Kartenspieler gerieten manchmal in Not, und aus diesen bildete sich ein Hofstaat für den reichen Pick. Dieser wurde nun den internen Beratungen der Gräfin zugezogen, der Baron Fest hingegen, der Ulan mit den Filzpantoffeln, nicht. Diesen hatte die Aristokratie anscheinend aufgegeben.

Übrigens wurde von der Unterredung später doch etwas bekannt. V. Goldegg hatte sich beschwert, daß er „L'Illustration“ nicht regelmäßig erhielt, und die Gräfin sollte sich dies vorgemerkt haben. Der Rittmeister mit den Russenhosen sagte, um den v. Goldegg zu übertrumpfen, es sei ihm äußerst peinlich, mit grünen Hosen herumzulaufen; auch dies notierte die Gräfin, und der Rittmeister versäumte nicht, darauf hinzuweisen, sie möge selbst auf die Farbe achten, das gewöhnliche russische Rot sei nicht das richtige; knallrot müßten sie sein. Und sie antwortete, sie wüßte sehr wohl den Unterschied und werde das richtige besorgen. Dann handelte es darum, daß jemand für die Summen, welche die Offiziere erhalten sollten, Bürgschaft leisten müsse. Wer sonst, wenn nicht Pick? Und dieser mit Freuden: Ja!

Die drei Wünsche seien ganz verrückt formuliert gewesen, hätten aber der Gräfin gut gefallen. Der dritte, die Heimbeförderung der Ehrenhändler, sei bis jetzt in jedem Lager vorgebracht worden. Es werde höchstens mit den zwei Mehlspeistagen Schwierigkeiten haben, dafür aber würde es die Angehörigen daheim beruhigen, wenn sie erführen, daß es den Gefangenen relativ gut ginge und sie keine anderen Sorgen hätten.

Dann wurde das Geld verteilt. Es gab nur wenige, die an den Betrag von 50 Rubel herankamen. Es gab sogar Leute, wie einen gewissen Mevicky, die ihr erspartes Geld, 64 Rubel, durch die Gräfin heimsandten. Dieser Mann hatte sich diese Summe kopekenweise zusammengespart, abends und morgens verrichtete er ein Gebet vor den Fotografien seiner Familie. Dabei erzählte er, früher hätte er mit seiner Frau sehr schlecht zusammen gelebt, und es hätte bisweilen Hiebe gesetzt — aber den Rest seines Lebens wolle er der Anbetung der Seinen widmen. Er fürchtete, sie befänden sich im tiefsten Elend. Er würde gerne sterben, wenn er ihnen dadurch helfen könnte.

Jetzt reiste die Gräfin ab, und es trat Ruhe ein.

Die nächste Nummer der „Lebendigen Blätter“ strotzte von Bosheiten. Auf einem Bild streckte ein Haufen zerlumppter Gestalten flehentlich die Hände aus, die Gräfin gab ihnen jedoch nur einen Lachschwanz. Das war noch das sanfteste von allen. Deshalb überraschte die Nachricht, die Kommandantur hätte die Nummer verboten und das Exemplar konfisziert, niemanden im Lager. Es gab auch solche, die es von dem Blatte nicht schön fanden, die wohlthätige Gräfin beleidigt zu haben. Aber das Bild, das

die Konfiskation begründet hatte, war doch zu skandalös. Die Gräfin war in ihrer ganzen Schönheit dargestellt und vor ihr stehend ein zerlumpfter Gefangeneneutnant, der die Gräfin schmachtenden Blickes anstarrte, während ihm der Speichel aus dem Munde rann. Dazu der Text: Gräfin: „Kann ich Ihnen behilflich sein, Herr Leutnant?“ Leutnant (schmachtend): „Nichts leichter für Sie, Gräfin.“

Aber alle diese kleinen Kämpfe verschwanden vor der Tatsache, daß das Theater bald eröffnet werden sollte. Selbst die Kartenspieler gerieten in Unruhe. Unter diesen Kartenspielern waren zwei, die sehr hoch spielten, freilich nur auf dem Papier, oder besser gesagt auf einem schwarzen Täfelchen, auf dem sie die Spielverluste notierten.

„Drei Millionen vierhundertzwanzigtausend neunhundert und vier.

„Stimmt, davon gehen aber seit gestern ab: Vierundneunzigtausend dreihundertzwanzig.“

„Ja.“ Aber jetzt langweilte sie auch das hohe Spiel.

Bis zum Tage der ersten Vorstellung herrschte größte Geheimnistuerei. Weder die Schauspieler, noch die technischen Arbeiter, noch das Personal der Theaterschneiderei verrieten das geringste. Der große Saal war abgesperrt, nur die Theatermitglieder durften eintreten. Auf der Bühne wurde eifrig gezimmert. Das Orchester hielt Proben ab. Am Tage der Vorstellung erfolgte die Ausgabe des Tagesbefehls schon zu Mittag. Am Abend würde alles im Theater sein, dies setzte die Behörde voraus. Diese Behörde war auch gesonnen, die Konfiskation des Blattes „Lebendige Blätter“ rückgängig zu machen, bloß jene berüchtigte Nummer sollte nicht wieder auftauchen.

So kam der Abend heran. Bei dem Fähnrich meldete sich der Redakteur Elek, und der Fähnrich wurde aufgefordert, eine Kritik der Aufführung zu

schreiben. In der Lagerzeitung sollten sich nicht weniger als drei Artikel mit dem großen Ereignis befassen. Ein Mitarbeiter soll den Leitartikel schreiben, ein anderer wird die übliche Kritik bringen, ein dritter soll ein Augenmerk besonders auf die Aufnahme im Publikum richten. „So will ich dir eine von den drei Freikarten, die dem Blatt zukommen, übergeben.“

„Danke. Aber soll der Eintritt nicht umsonst sein? Wozu dann die Freikarte?“

„Ob gratis oder nicht — der Zeitung gebühren Freikarten. Versteht sich.“

An den Eingängen standen Arrangeure, durch Armbinden gekennzeichnet, um jeden an seinen Platz zu führen. Der Fähnrich wurde in die erste Reihe geleitet, wo Armstühle aufgestellt waren. Auf den übrigen Plätzen gab es nur kleine Schemel. Diese aber mußte sich das „Publikum“ mitbringen, und so war männiglich mit diesen Schemeln unter dem Arm angerückt. An die Armstühle waren Zettel angeheftet: „Herr Major, Mannschaftskommando“, „Herr Chefarzt“, dann drei Stühle: „Presse“.

Endlich ertönten auf den Instrumenten der Lagerkapelle die Klänge des berühmten Sibirischen Galopps. Dann teilte sich der Vorhang, und die erste Aufführung begann: „Cyklamen“ von Andor Gábor, einem Budapester Theaterschriftsteller. Leo Lakner, Leonie genannt, spielte die weibliche Hauptrolle. Er trug ein Kleid mit weiten modernen Ärmeln, hatte ausgeschnittene Lackschuhe, berückend war sein Halsausschnitt. Als er gar die Knöchel zeigte, als er mit leiser, manierterter Stimme sprach, flüsterte und balzte, als er den Kopf zurückwarf und als dann ein Kuß erfolgte — ging eine Welle stiller Bewegung durch den Saal. Als aber die Udvardy mit ihrem ausgestopften Busen auftrat, zu dem sie als dralle Kö-

chin verpflichtet war, als sie mit hoher Frauenstimme meckerte und kreischte, fanden sie die Offiziere „Fabelhaft! Ein Prachtstück einer Köchin! Herrlich!“

So war denn, als der Vorhang fiel, das ganze Publikum, angefangen vom Kommandanten bis zu den Zaungästen aus dem Mannschaftsstande — alles ein rasendes Gebrüll der Freude, des Jubels. Hätten sie ihren Willen durchsetzen können, hätte das Stück von Anfang an sofort wiederholt werden müssen.

„Welch eine Künstlerin — diese Leonie! Ein gereiftes, geläutertes, begnadetes Talent!“ „Izy Nagy ist eine wahre Schönheit — eine Frau... auch in Budapest war die Aufführung nicht besser.“ „Und diese Udvárdy! Auf der ganzen Welt, Berlin eingeschlossen, gibt es keine bessere komische Alte.“

Er begab sich auf die Bühne zwischen die Kulissen, war er doch Journalist. Gratulanten drängten sich an Gratulanten. Die Bühne war voll duftenden Parfüms, und ein Oberleutnant verschlang die — den Iza Nagy, der auch jetzt weiterlispelte mit Blicken. Herr Lengyel, ein beliebter Beamte aus Budapest, der die Kostüme für Iza gearbeitet hatte, musterte Iza zärtlich. Kaum hatte aber Iza den Kritiker erblickt, als sie auf ihn zuflog und, anmutig knicksend, ihn fragte: „Wie hat Ihnen mein Spiel gefallen, Herr Redakteur?“

„Entzückend: Wirklich entzückend!“

In den Augen der Iza blinkten Freudentränen, und plötzlich lag sie an seiner Brust! Wie seltsam! Die parfümierte Perücke der Iza kitzelte seine Augenwimpern, ihre ausgestopften Brüste berührten ihn und ebenso ihre Hände, die weich waren wie die eines Mädchens. „Ich bin so glücklich, soooo glücklich,“ schluchzte sie an seiner Brust.

Mastixgeruch — Schminkeduft, alles farbig, eine Petroleumlampe beleuchtete von unten her die Gesichter. Auf der linken Wange der ersten Heldin sah

er die Narbe, die eine russische Kugel dort hinterlassen hatte. Die Aufführung sollte wiederholt werden für jene, die bei der ersten Vorstellung nicht anwesend waren, und auch für die Insassen der anderen Lager. Dantcek arbeitete fieberhaft an einer Cymbel (auch an einer Roulette). Die Kommandantur unterstützte alle derartigen Bestrebungen aufs wärmste. Im Waschraum hielten die Musiker ihre Proben ab. Der Lagergeistliche arbeitete an einer neuen Predigt, ein Oberleutnant bestellte aus Chabarowsk ein Gobelinmuster, das er mit unzählbaren winzigen, punktförmigen Stichen ausarbeitete.

Es war wie ein Sonnenaufgang der Künste und Fertigkeiten, Vortragende, Zeichner, Komponisten und Sänger kamen zu hoher Achtung, sie wurden von der wohligen Atmosphäre zärtlicher Aufmerksamkeit und gelinder Schwärmerei umgeben.

Und wer sollte etwas daran finden, wenn man Künstlern Liebesgaben reichlicher als anderen zuteilte? Jetzt lächelte man nur darüber, wenn Iza mit blaß geschminkten Wangen bei dem Chefarzt erschien, um sich Dörrobst verschreiben zu lassen. Natürlich mußte der Arzt mitlachen, er tätschelte die Bäckchen der Iza Nagy, gab ihr das Backobst und außerdem eine Büchse pulverisiertes Eigelb. Auch einige aktive Offiziere schlugen sich zum Theatervolk, musizierten und schlossen sich der Arbeitsgemeinschaft an. Das war etwas Neues: Arbeitsgemeinschaft zwischen aktiven Offizieren und Reserveoffizieren.

Natürlich blieb es immer so, daß die Darsteller, besonders die Träger von Frauenrollen, anders behandelt wurden als bloß nach ihrem militärischen Rang. Sie waren es ja, die dem Spiel die neuartige Würze gegeben hatten. Man konnte sonderbare Szenen beobachten. Die dramatische Heldin griff in ihrer Garderobe zu ihrer kurzen englischen Pfeife, zün-

dete sie an, und der Duft des amerikanischen Tabaks (bezogen durch den Konsul durch Vermittlung der Gräfin) verbreitete sich zwischen den Kulissen, die aus den Decken der kriegsgefangenen Offiziere kunstvoll verfertigt waren. Übrigens war der Tabak auf Raten gekauft und noch nicht bezahlt worden. Auf der linken Seite des Gesichts schimmerte die Kugelnarbe in der Wange der ersten dramatischen Heldin wie ein Schönheitsgrübchen. Rückwärts, am Nacken aber, wo die Kugel sich ihren Ausschuß gebahnt hat, bedeckten Spitzen den zarten Hals männlichen Schauspielerin. Sie war bei Luck bei einem Nahkampf gefangengenommen worden. Und wenn ein Hauptmann die Garderobe der Künstlerin verläßt, schlägt sie die Absätze der aus ungeschlachten Stiefeln kunstvoll fabrizierten ausgeschnittenen Damenschuhen zusammen und salutiert stramm. Illusion. Illusion. Beim gewohnten Morgenspaziergang konnte man hier und da hören: „Küß die Hand, große Künstlerin!“ Jene antworteten anfangs nur spöttisch, nach ein paar Tagen hatten sie es sich aber angewöhnt, sich zierend, mit hoher Fistelstimme zu antworten: „Grüß Gott, lieber Junge!“

Nach der Wiederholung des Stückes, die man besonders dem vornehmen „Baubezirk“ zu Ehren veranstaltet hatte, wuchs die Verehrung der Künstlerinnen noch bedeutend. So war es weiter nicht verwunderlich, daß eines Morgens Iza Nagy vom Spaziergang in größter Aufregung heimkam und sich schluchzend auf ihre chinesische Decke warf. Sie hatte Migräne, sie bekam Krämpfe, war ganz außer sich und zitterte. Ihre auf sie sonst so stolzen Boxkameraden umstanden bestürzt das Schmerzenslager der kleinen Künstlerin und vermochten aus dem Weinen und Lamentieren erst nach geraumer Zeit herauszubekommen, was eigentlich geschehen war.

Ist's nicht sonnenklar, daß man einer solchen Künstlerin nicht von oben herab „Servus!“ zurufen kann. Wenn überhaupt, dürfen sich dieses „Servus“ höchstens die Kollegen von der Bühne gestatten, schlimmstenfalls auch die Herren von der Presse, wenn es auch von denen als freche Vertraulichkeit angesehen werden muß! Aber die andern hatten die beliebte Künstlerin zuerst zu grüßen, nicht? War das nicht selbstverständlich? Auch wenn sie nicht „Küß die Hand“ sagten oder, was sehr gebräuchlich war: „Küß ihre lieben Händchen, Künstlerin!“ War doch alles sonnenklar? Wie konnte es dann diesem Herrn Leutnant Székely einfallen, eine Iza Nagy zur Rede zu stellen, warum sie ihm nicht die Ehrenbezeigung leiste? Jetzt soll man sie in Ruhe lassen, sie schwört, sie werde nie wieder auftreten. Bei der nächsten Vorstellung sei nicht auf sie zu rechnen.

Der Major höchstselbst kam herein, um Iza zu trösten, und binnen kurzem schickte er Herrn Leutnant Székely herein, der auf höheren Befehl der Künstlerin abbitten sollte. Es war sicherlich eine männliche und mutvolle Tat, wenn er lächelnd, unter rasendem Applaus der Umstehenden, die weichen Händchen der Iza Nagy ergriff und an seine Lippen führte. Diese Genugtuung beruhigte sofort die Künstlerin, deren Gesicht vor Freude erstrahlte und die nun die Glückwünsche strahlend entgegennahm. Abends hatte sich ein großer Kreis von Verehrern um die Box der Künstlerin versammelt. Aber gegen Mitternacht verabschiedete sie die Besucher höflich und tat ganz verschämt: „Kinder, löscht die Lampe aus! Ich würde mich schämen, mich bei Licht auszukleiden.“

Man hätte glauben können, daß der Erfolg des Theaters die anderen kulturellen Bestrebungen ganz in den Hintergrund dränge. Doch dies war nicht der

Fall. Denn das Theater gab sämtlichen Künstlern und Schriftstellern nur den Ansporn zu noch eifrigerer Tätigkeit, und auch dem Sport brachte man erhöhtes Interesse entgegen. Früher hatte die Lagerkommandantur den Plan gehabt, die vom Kasernenhof her gefürchteten Gelenksübungen als Leibesübungen allgemein wieder einzuführen, was an dem Widerstand besonders der Reserveoffiziere gescheitert war. Jetzt bildete sich eine freiwillige Riege zur Sportbetätigung. Es war sogar schon die Rede davon, daß man nach Ablauf des Winters große Sportfeste veranstalten werde.

Ältere Offiziere hielten fachwissenschaftliche Vorträge, und die aktiven Offiziere besuchten sie. Hierbei wurden die Ergebnisse der Kriegserfahrungen auseinandergesetzt. Ein Zwang zum Besuch dieser Vorlesungen bestand indes nicht. Immerhin konnte jedem Offizier die Erlangung derartiger Kenntnisse von Nutzen sein, der Krieg ging ja unverhindert heftig weiter, und es war sehr gut möglich, was dann tatsächlich eintrat, daß bei Erlangung eines Sonderfriedens mit den Russen die heimgekehrten kriegsgefangenen Offiziere neuerdings an die Front gehen mußten.

Aber das Theater ging doch den meisten vor. Auch die im „Siebener-Pavillon“ veranstalteten Kabarettvorträge konnten damit nicht wetteifern. Noch auch die Künstlerkurse, der Stenografiekurs oder der Lehrkurs über das neue Zivilgesetz. Die Schauspieler lebten, schon weil ihre Boxen unter den anderen verstreut lagen, kein abgeschlossenes Leben. Mitten unter den anderen Kameraden hausten sie und die Sänger, Musiker, das Personal der Schneiderwerkstatt, der Kulissenmaler, der Vorhangzieher, der Souffleur, der Inspizient. Aber die einen gingen etwas selbstbewußter umher, waren übrigens den anderen gegenüber nicht sehr mittheilsam und wisperten meist

untereinander. So behandelten sie verschiedene Angelegenheiten nicht ohne Heimlichtuerei.

Nun gab es seltsame Gebräuche im Lager, und die Kommandantur hatte vor diesen Sitten oder Unsitten bis jetzt ein Auge zugedrückt. Es kamen nämlich regelmäßig chinesische Sanitätsleute ins Lager, die den Schmutz und Unrat aus dem Lager in großen Tonnen herausbeförderten. Diese waren von einigen Offizieren bestochen worden, die Chinesen brachten die Tonnen — aber in ihnen war manchmal ein entschlossenes chinesisches Mädchen eingeschmuggelt worden. Es war Geschmackssache, sich der Gunst einer derartigen Weibsperson zu freuen, auch ein teurer Spaß. Es mußte die Tonne auch wieder hinausbefördert werden, und die Kosten waren nicht unbeträchtlich. Iza Nagy aber, Leonie Lakner und andere Künstlerinnen verleiteten den andern diese chinesischen Unglücksweiber, und schließlich wurde dem unsauberen Handel ein Ende gesetzt. Leonie Lakner hatte es zur Sprache gebracht, daß dergleichen eines Offiziers unwürdig sei und daß derartige Gepflogenheiten eine Herabwürdigung des weiblichen Geschlechts darstellten. Als man den Reservatbefehl der Kommandantur verlas, in welchem das strengste Verbot des Weiberschmuggels ausgesprochen war, sahen die Künstlerinnen einander triumphierend an und sagten erleichtert: „Na, endlich! Gott sei Dank!“ Nur von ganz wenigen wurde dies mit einem Lächeln aufgenommen. Iza aber legte seine Hand auf den Kopf eines blonden Kadetten und spielte zerstreut mit seinen Locken. Ein Augenblick der Selbstvergessenheit einer Künstlerin, die im Zufallsglück einer flüchtigen Sekunde eine winzige Huld verschenkt...

Im Lager war bis jetzt die Klatscherei unbekannt gewesen. Man hatte zwar ab und zu gemunkelt, aber jeder war für sein Wort eingestanden; nun aber ging

das Gerede los. Mehrere Insassen des Lagers erhielten plötzlich Frauennamen. Besonders einigen jüngeren Leutnants und Fähnrichen, die hübsch waren, erging es so, daß sie eines Tages öffentlich von jedem „Mimi“ oder „Gisi“ genannt wurden. Die Leute stießen einander an, zwinkerten mit den Augen und sagten: „Sieh dort, die Gisi.“

„Was? Bist du bei Trost?“

„Seit einer Woche nennt sie das ganze Lager so. Dieser kleine österreichische Backfisch ist das Lackerste in dieser Gesellschaft.“ Diese Gisi war wirklich eine pikante Erscheinung. Sie war ein kleiner kraushaariger österreichischer Kadett mit braunem Gesichtchen. Nie hatte die Gisi Malunterricht genommen. Aber sie wohnte jetzt neben Malern in ihrer Box, und nun nahm sie Malunterricht. Jedenfalls, das eine war sicher, daß bei der Kunstaussstellung des Lagers auch das Porträt Gisis zu sehen war. Der Künstler hatte sie mit einem spanischen Schal abkonterfeit. Auf einem andern Bild war sie gar als Zigeunermädchen zu sehen und trug einen runden Kamm im krausen Haar.

Der Fall des Hauptmann Fuchs war ein wahrhaft komischer Fall. Er wurde offen besprochen. Er hatte einen Burschen und dieser Offiziersbursche verstand sich aufs Paukenschlagen, weshalb man ihn in das Orchester eingereiht hatte. Im „Baubezirk“ war es schon lange bekannt, daß Fuchs, ein reichsdeutscher Offizier, seinem Burschen sehr zugetan war. Er hatte oft mit zärtlicher Teilnahme zugesehen, wie sein Schützling im Orchester die Pauke bearbeitete. Der Bursche war ein Tiroler Junge mit rosigen Wangen, dem wohl anzumerken war, wie sehr er verwöhnt wurde. Da geschah es, daß der Zimmergenosse des Hauptmanns starb und man einen anderen Offizier an seiner Stelle einlogieren wollte. Aber der Hauptmann rannte verzweifelt umher und richtete Bittge-

such an das Kommando, man möge ihm den Burschen in sein Zimmer einlogieren. Das wurde der Kommandantur zu viel, und es hieß, der Oberkommandierende, ein Oberst, werde selbst die Entscheidung treffen. Aber Fuchs wandte sich an den russischen Hauptmann, und dieser sagte mit spöttischer, ironischer Betonung: „Sehen Sie, meine Herren, Sie beklagen sich immer, daß ich Ihre Wünsche nicht erfülle, und verleumden mich geradezu. Aber ich will im Gegenteil den Wunsch dieses alten Kriegers erfüllen und verordne hiermit, daß er keinen neuen Zimmerkollegen erhält, sondern daß ihm der Bursche zugeteilt werde und bei ihm wohne.“ Das war so ziemlich das einzige Mal während all der Jahre, daß der russische Kommandant Waleski einen Wunsch, ohne Schwierigkeiten zu machen, erfüllte.

Da war ferner ein Budapester Bankbeamter, der sich intensiv mit der Damenschneiderei beschäftigte. Er ging öfter in die Stadt, um die neue Mode zu studieren, und wurde nun statt Josef Josefine, Tante Josefine, genannt. Sie wußte immer neue Klatschgeschichten. Wenn sie einer Künstlerin ein neues Kleid anprobierte, blieb sie vor ihr stehen und betrachtete ihr Werk mit zur Seite geneigtem Kopfe voll Entzücken. Dann nahm sie die Stecknadeln aus dem Mund, zwinkerte mit den Augen und sagte: „Süß! Nicht?“ Sie überbrachte auch Grüße an die Künstlerinnen, und man konnte ihnen durch sie kleine Geschenke zukommen lassen.

Die Künstlerinnen hatten nichts lieber, als wenn man ihnen Blumen sandte. Freilich sind Blumen in Sibirien im Winter teuer. Josefine war es auch, die vorschlug, daß die Künstlerinnen im „Graf von Luxemburg“ nicht mehr in billigen Strümpfen und Batistwäsche auftreten sollten. Denn es hängt viel von der Illusion ab. Ihre Auffassung trug den Sieg

davon, und sie wurde ermächtigt, für die Damen Seidenkombinationen und seidene Strümpfe anzuschaffen, sowie ihnen Seidenstrumpfbänder aus der Stadt mitzubringen. Sie wollte auch neue künstliche Busen anschaffen, aber das Komitee verwarf diesen Vorschlag. Denn die alten Brüste waren noch ganz brauchbar. Auch neuer Puder wurde nicht bewilligt, es gab noch amerikanischen Porzellanpuder. Der langbeinige Fähnrich Leonie, der blutarme Kadett und der Kadettaspirant, sie alle klatschten in die Hände, als Tante Josefine, mit den Herrlichkeiten beladen, erschien, sie stammelten Koseworte ins Ohr der dicken Tante Josefine, die nach getaner Arbeit den Kopf müde in die Hände stützte und plötzlich in Gedanken versank: „Mein Gott... mein Gott: Was machen jetzt wohl meine armen Kinder in Budapest, Josefsring 54, drei Treppen hoch... und meine arme Frau... ob sie wohl zu essen haben?... Mein Gott... dieser Krieg...“

Soviel stand jedenfalls fest, daß von dieser Zeit an sich die Völker in ihren kulturellen Bestrebungen gegenseitig unterstützten, und es wurde sogar besprochen, daß am Silvesterabend eine Kabarettvorstellung in beiden Sprachen, der deutschen und der ungarischen, stattfinden sollte. Denn diese Sprachen verstand hier ein jeder. Selbst die türkischen Offiziere konnten ein wenig Deutsch. Die Lagerkommandantur nützte die Stimmung für das Theater gründlich aus. Denn sie hatte richtig gefühlt, daß diese Art Zerstreung und selbst ihre Nebenwirkungen als Ablenkung von manchem Trüben und Schweren dienten. Das Volk brauchte nicht nur Brot, es mußte auch seine Spiele haben. Das Theater war unantastbar, war der Stolz der Nation (der ungarischen) und bildete einen Gegenstand des Neides für die anderen Abteilungen.

Eines Tages kam ein Kamerad namens Bödy zu dem Fähnrich und fragte ihn: „Nicht wahr, du hast an der Universität Soziologie studiert?“

„Ja, allerdings — so etwas Ähnliches...“

„Ich weiß nicht, ob das, was ich meine, Soziologie heißt... ich denke an eine Wissenschaft, die davon handelt, in welcher Weise sich das Gemeinschaftsleben der Menschen abspielt. Gibt es eine Regel, ein Gesetz, kraft dessen ein Mensch mehr besitzt als der andere? Wozu Geld, Handel, Reklame?“

„Was die Reklame betrifft, so muß der Kaufmann Reklame haben. Wozu aber der Handel als solcher dient? Nun ja, er verteilt Güter und Waren.“

„Ja, gewiß, doch es dreht sich um einen anderen Punkt. Ich weiß natürlich ganz gut, daß der Handel in der heutigen Form der Gesellschaft notwendig ist — aber gibt es keine Theorie für eine einfachere Verteilung der Güter? Schließlich ist es ja keine so schwere Aufgabe, zu verteilen, was schon fertig ist... Gibt es denn keine einfachere Form der Verteilung als den Handel? Und welche Wissenschaft befaßt sich mit dieser Frage? Da gibt es zum Beispiel hier im Lager die Kommandantur. Die hat alle möglichen Zimmerreglements, Lagervorschriften — im Grunde aber ist und bleibt es die Hauptsache, daß unser Essen zu Mittag fertig ist, daß jemand da ist der für uns kocht, daß Holz für den Winter da ist, daß jemand zur Verfügung steht, um es zu fällen und hierher zu schleppen. Aber was soll die Kommandantur? Hat sie den Roggen gesät, aus dem das Brot gebacken ist, hat sie das Holz im Walde gefällt? Die ganze Wohlfahrt des Lagers hängt nicht von uns ab, die wir doch ganz verständig und intelligent sind, und ebensowenig von den Produzenten, sondern nur von der Kommandantur, die statt unser, statt der Intelligenten und Verständigen, die Weisungen trifft und Verordnungen erteilt. Ich bin nur ein

einfacher Volksschullehrer und unterrichtete in Friedenszeiten das A b c und weiß, wie schwer jede Entwicklung ist, wie schwierig es ist, den Menschen das Lesen und Schreiben beizubringen. Ist es nun möglich, daß im Laufe einer fortschreitenden Entwicklung die Menschen auch ohne Kommandantur auskommen können? Und welche Wissenschaft löst diese Fragen — oder werden sie nur in Romanen behandelt?“

„Alle diese Fragen können nicht in einem Atemzug erklärt werden. Es gibt keine Frage, die nicht von der Wissenschaft beantwortet würde. Freilich ist es dann wieder eine Frage, ob die Antwort der Wissenschaft stimmt oder nicht. Gut, wir wollen uns also mit diesen Fragen befassen.“

Der Fähnrich entdeckte in der Offiziersbibliothek das Lehrbuch der Nationalökonomie von Philippowitsch, und nun studierte er Seite für Seite, Satz für Satz mit Kamerad Body.

Bödy war nicht immer leicht zu befriedigen, er war ein starker Kopf und verstand zu denken. Auf die Einwände erklärte der Fähnrich: „Die Soziologie ist nicht ganz so simpel, mein Lieber. In der Gesellschaft gibt es außer der Wirtschaft noch andere wichtige Faktoren: die Religion, die Moral, die Verhältnisse des Über- und Untergeordnetseins, es gibt ererbte Gesellschaftsformen, die nicht einfach über den Haufen geworfen werden können, es gibt einen Machtwillen, eine Arbeitsdisziplin — ein Kapital gibt es, das in ethischen Werten besteht...“

„Daran denke ich auch, aber trotzdem hat diese Lehre und hat dieses Buch einen Haken. Es erscheint mir sonderbar, daß hier alles so dargestellt wird, als müsse es sich von selbst verstehen. Es wird alles in dem Sinne besprochen, wie das Bestehende noch mehr befestigt werden könne. Derartiges gibt es sonst in keiner Wissenschaft. Stelle dir nur vor, daß

in einem Buche die Lungenschwindsucht gelehrt würde, und zwar so, daß man nicht davon spräche, wie die Lungenschwindsucht aus der Welt zu schaffen wäre, sondern davon, wie man aus einem unbedeutenden Lungenleiden ein in alle Ewigkeit währendes, in aller Welt berühmtes Lungenleiden hervorzüchten könne ... Stelle dir vor, daß es dem Arzt gar nicht einfiele, daß das Lungenleiden an sich nicht existieren dürfe. Und so ist es hier. Ein großer Bevölkerungszuwachs wird als günstiges Symptom gewertet! Aber was dann, wenn es ein Bevölkerungszuwachs von hungernden Menschen ist, die sich mit den schon besitzenden teilen und mit ihnen kämpfen sollen?“

In der Nachbarbox wohnte ein netter junger Bursche namens Lacy, der sich Tag für Tag zu den Diskussionen pünktlich einfand. Er schien nach den Weisheiten der Volkswirtschaftler zu dürsten. Er bat um die Erlaubnis, den Vorträgen folgen zu dürfen, und machte sich fleißig Notizen. Er konnte stenografieren und notierte sich sogar die Debatten. Er mußte ganze Nachmittage mit diesem Studium verbracht haben, denn am nächsten Tage vermochte er alles genau herzusagen. Ein paar Tage nachher schien allerdings sein Interesse etwas nachgelassen zu haben. Er kam wohl noch zur Stunde, ließ sich aber nicht mehr über das Vorgetragene prüfen, machte sich keine Notizen mehr, und es kam auch vor, daß er einmal eine Stunde versäumte. Bei einer solchen Vorlesung meldete er sich zum Wort, als gerade von wirtschaftlichen Fragen die Rede war:

„Aber erlauben Sie, der Magen ist nicht alles, man braucht auch Kultur...“

„Freilich, gewiß braucht man Kultur... Wir hier zum Beispiel studieren Nationalökonomie...“

- „Das genügt nicht. Es genügt nicht, sich bloß das Gehirn vollzustopfen. Auch das Auge muß was ha-

ben, den Geschmack muß man bilden, auch eine unterhaltende Kultur ist nötig, zum Beispiel das Theater... Ich zum Beispiel... man hat mir in der letzten Zeit erlaubt, an den Proben teilzunehmen. Das Theater trifft Vorbereitungen zum Silvesterkabarett...“

„Mizzerl, zur Probe!“ Der „Josefine“ hatte von der Tür des Saales energisch den Lacy gerufen, dieser stand errötend von seinem Bett auf, verneigte sich und eilte mit Tante Josefine zur Probe. Er kam nicht mehr zur Stunde. Die Kultur hatte ihn den nationalökonomischen Studien abtrünnig gemacht... Einmal war er länger in seinem Bett liegengeblieben, und als die Stunde bereits im Gange war, schlummerte er noch. Da erschien ein Reichsdeutscher mit Monokel und fragte teilnahmsvoll:

„Was gibt's Kleine?“ Und die beiden begannen ein so intensives Gewisper, daß man die nationalökonomische Lektion nicht zu Ende lernen konnte. Body meinte, daß diese Jungen, die eben die Stufe der Geschlechtsreife erreicht haben, aber noch völlig naiv und unerfahren sind, unentrinnbar in diese Art Leben verfallen. Die natürlichen Begierden, die menschlichen Leidenschaften, durch eine vieljährige Askese nur verdrängt, nicht unterdrückt, bestehen auf ihrem Recht — das Theater ist nicht an allem schuld; es war nur der Funke, der das Pulverfaß in die Luft gehen ließ...

Das Silvesterkabarett hatte glänzenden Erfolg. Das Kommando hatte im letzten Augenblick „Damenbedienung“ gestattet, so daß bei dieser Gelegenheit auch jene in Frauenkleidung auftreten konnten, die nicht auf der Bühne beschäftigt waren. Bühnenkünstler wollten freilich mit diesen Dämchen nicht verkehren, aber im Kreise der unteren Chargen gewann

die „Damenbedienung“ unbedingt große Beliebtheit. Lacy hatte Erfolg. Ein Lautimitator hatte während der Vorstellung das Surren des Aeroplans nachgeahmt, dann das zischende Geheul einer Granate. Schließlich brachte er — ein Glanzpunkt seines Zauberkünstlerprogramms — eine große Kiste herbei und demonstrierte dem Publikum, daß sie leer sei. Dann deckte er die Kiste zu, öffnete sie nach allerhand Hokuspokus und zauberte, zur größten Überraschung des Lagers, in roten Stiefeln, kurzem Röckchen und straffen Seidenleibchen — den Lacy hervor.

So von oben herab betrachtet, hätte das Lager den Eindruck erwecken können, als ob es ganz und ausschließlich irdischen Genüssen und Interessen anheimgefallen sei. Daß es nichts anderes gäbe als künstlerische und lagerkulturelle Bestrebungen, Ehrenhandel, Mehlspeisetage, Theaterklatsch, Bühnenintrigen und Debatten. Und dann die alte Frage, wer eigentlich der „Ranghöhere“ sei. Ein böser Zauber schien das ganze Lager in Bann zu halten — als ob jede echte Verbindung mit der anderen Welt zerrissen sei. Bloß dann, wenn der Postoffizier Almoslino erschien, um einen großen Haufen Karten aus dem Vaterland auf den Tisch herabzuschütten, gab es eine tiefe Stille, eine Ergriffenheit, die etwas Düsteres an sich hatte. Grüne und gelbe Postkarten waren auf den Tisch gefallen, grüne für die Ungarn, gelbe für die Österreicher. Jetzt wurden, als ertöne die Posaune des Jüngsten Gerichtes und als würden die Namen der Toten aufgerufen, die Namen aufgerufen, und jeder Gerufene eilte zum Tisch hin, tief bewegt, voll Angst und Hoffnung.

In diese Zeit fiel es, daß kurz nacheinander zwei Fluchtversuche unternommen wurden. Dem Tausendkünstler Aladar Dantcek war bis jetzt alles ge-

glückt: eine Baßgeige, ein Branntweinkessel, eine Violine aus sechs- oder gar siebenhundert Bestandteilen: ihm war es gelungen, einen Theaterreflektor aus ausrangierten Petroleumlampen herzustellen; auch der Vorhang des Theaters war sein Werk. Jetzt war der Tausendkünstler seit vier Wochen in äußerst wichtige Beratungen vertieft. Kam jemand in die Nähe, verstummte er und seine Boxkameraden. Allgemein herrschte die Ansicht, es würde zu einem gigantischen Jux, zu einer großartigen Lagerüberraschung kommen. Vielleicht planten die Leute mit Dantcek an der Spitze eine Drehbühne? Eines Tages inspizierte der russische Hauptmann Waleski mit dem österreichischen Oberst das Lager — der Oberst war zu Pferd, der Hauptmann lief mit seiner mächtigen Aktentasche hinterdrein. Plötzlich gab es etwas Unvorhergesehenes: Der Oberst sank mit seinem Pferd in eine Schneegrube und wäre beinahe verschüttet worden. Es herrschten vierzig Grad Frost. Der Schnee mußte bei dieser Temperatur so hart gefroren sein, daß man mit einem Pferd getrost darüberreiten konnte. Waleski, mit Nachforschungen beauftragt, kehrte nach kurzer Zeit zu dem vorausreitenden Oberst zurück und sagte sehr freundlich, es hätte nichts zu bedeuten, eine Grube Schnee, sonst nichts. Aber Waleski berief unverzüglich das ganze Lager zusammen und sagte zu den Offizieren in großer Unruhe und Bestürzung folgendes: er hätte von den Offizieren mehr Klugheit erwartet. Jeder Fluchtversuch, das müsse das Lager wissen, sei der größte Unsinn. Wozu sei unter dem Schnee eine große Grube gegraben und unter dem Schutz des Schnees der Bretterzaun durchbrochen worden? Wäre der Oberst nicht zufällig gerade heute diesen Weg geritten, wären vielleicht ein paar Unglücksraben heute geflohen! Er halte sich selbst für einen klugen Mann, der seinen praktischen Vorteil im Auge habe, und nehme

das gleiche von den Offizieren an. Selbstverständlich würden die Flüchtlinge erschossen. Mit einem solchen Schluß würde hier draußen nicht viel Wessens gemacht, und keine Katze würde sich darum kümmern. Daran liegt es also nicht. Aber das Wichtigere für ihn sei, daß er, sobald der Fluchtversuch bekannt würde, seine Stellung verlieren würde. So liege die Sache. Er stelle ohne weiteres fest, daß nur Dantcek und kein anderer als der Urheber des Planes in Betracht komme. Es werde bei diesem Offizier sofort eine Leibesvisitation vorgenommen werden. Im übrigen bringe er folgende Tatsachen zur Kenntnis der Offiziersversammlung: Nachts herrschen im Freien fünfundvierzig Grad Kälte. Am Ussuri und Amur sind Wachtposten aufgestellt. Aber selbst gesetzt den Fall, der Unglücksrabe könne auch nach China durchschlüpfen, so sei noch ein Streifen von fünfundzwanzig Kilometer Konventionalgebiet, innerhalb dessen Kosaken patrouillieren. Und in China? Die Herren würden sich doch nicht einer Täuschung hingeben, sondern sicher wissen, daß man wegen eines Paares Stiefel in China jedem Flüchtling kaltblütig die Kehle durchschneide. Was also ist ein Fluchtversuch wenn nicht hundertprozentige Viecherei?

Es folgte die Leibesvisitation bei Dantcek, die folgende Gegenstände zutage förderte: Einen zerlegbaren und in der Tasche tragbaren Kahn, ein Paar aus Holz verfertigte Schlittschuhe, einen primitiven Dolch und einen halb gefüllten Sack mit trockenem Brot, das ausreichen sollte bis in die Wüste Gobi, bis nach Indochina, ja vielleicht bis nach Persien...

Der zweite Fluchtversuch wurde unternommen von Ernst Wurm, einem reizenden jungen Österreicher, der der Liebling der Ungarn war. Er spielte Theater und hatte in verschiedenen deutschen und ungari-

schen Stücken kleine Rollen erhalten. In der letzten Rolle hatte er einen Backfisch zu geben, der stets die Worte: „Wenn das Mama wüßte...“ zu sagen hatte.

Er war ein fleißiger junger Mensch, der eifrig studierte und die Rolle nur auf Drängen seiner Kameraden übernommen hatte. Er war ein herzensguter Kerl geblieben, eine kindlich reine Natur, welcher das eigenartige Gefangenleben hier nichts anzuhaben vermochte. Eines Tages aber war Ernst Wurm aus dem Lager verschwunden. Niemand wußte, wie.

Russische Holzfäller brachten die Nachricht, daß sie am Ussuriufer einen Kadetten getroffen hätten, der sie angefleht hatte, ihn nicht zu verraten. Er hatte ihnen Geld gegeben, sie sollten ihm den kürzesten Weg nach China zeigen. Die Patrouille machte sich auf die Suche und fand den kleinen Kadetten am Ussuri bei einem Baumstamm erfroren auf. Er hatte einen primitiven Schlitten neben sich, aber der Vorrat an Nahrung, mit dem er bis nach China hatte kommen wollen, lag nicht neben ihm. Am rechten Bein fehlte die Wickelgamasche. Der Mann, der den Reisevorrat geraubt hatte, mußte ihn wohl mit der Wickelgamasche erwürgt haben. Die Leiche des Ermordeten war gefroren... Im Lager gab es am nächsten Tage ein tristes Leichenbegängnis. Der Rangälteste des Saales 6 begann die Trauerrede mit den Worten: „Wenn Mama das wüßte...“ So wurde denn der Kadett begraben.

Auf dem Heimweg vom Grabe gerieten zwei österreichische Leutnants in Streit über die Frage, ob dem Kadetten auch die Hosen ausgezogen worden seien, nachdem man ihn ermordet habe. Der andere Leutnant fragte seinen Kameraden, wieso er auf diesen Gedanken komme, da antwortete der erste, daß Ertl (ein Oberleutnant und Vorsitzender des Wohlfahrtskomitees) in dem Hauptbuche des Komi-

tees auf der Seite: „Ernst Wurm“ ein Paar Hosen eingetragen habe... Offenbar hatte man der Leiche neue Hosen verabfolgen müssen... Wie sonst könne man es sich erklären? Es herrscht kein so großer Überfluß an Kleidungsstücken, daß wir die Toten neu einkleiden können, andererseits will man sie auch nicht nackt ins Grab legen ... Das ist die einzige Erklärung...

„Hihihi! Die einzige? Was folgerst du schon daraus?“

„Wieso? Sollte er... der Ertl —?“

Der eine lachte spöttisch, der andere versank in Gedanken. Wohlfahrtskomitee. Ein Mitglied hat amerikanischen Tabak gehamstert, ein anderer ein Tuchwarenlager... Die Aktiven und die Hocharistokraten haben es leicht. Es gibt Aktivenfonds. Die Gräfin soll eine große Summe hinterlegt haben, die ausschließlich aktiven Offizieren zugute kommt. Sie soll gesagt haben, daß die Reserveoffiziere sich leichter helfen können, die können von ihren Angehörigen daheim etwas erhalten. Auch sind unter den Reservisten so verschiedenartige Elemente untereinandergemischt — ein aktiver Offizier aber muß standesgemäß leben... Und dann bekommen sie Zuwendungen aus dem „schwarzen Fonds...“

Es gibt nicht nur schwarze Fonds, sondern auch andere, Steuern aller Art. Begonnen hat es damit, daß man den Offizieren die Not der Mannschaftsgefangenen in den schwärzesten Farben gemalt hat. Nun gut, diesem Fonds wollte sich niemand entziehen. Aber mußte das Geld usw. durch die Kommandantur gehen? Nicht, daß man es der bejammernswerten Mannschaft mißgönnte, aber wäre es nicht praktischer gewesen, wenn man jedem Offizier solch einen Mannschaftssoldaten zugeteilt hätte, damit er ihn mit etwas Geld und den alten Kleidern versorge? Dann wäre die Mannschaft diesen Offizieren dankbar

und nicht dem Lagerkommando. Zu einer wirklich ausreichenden Versorgung der Leute reichen die Kräfte der Offiziere ohnehin nicht aus. Es müßten wahrheitsgetreue Berichte in die Heimat gehen, nicht aber frisierte Darlegungen: Die Lage der Mannschaft sei wohl traurig, doch hätte sie sich auf die Intervention der Kommandantur und auf die erfolgte Hilfeleistung der Offiziere bereits gebessert...

Steuern über Steuern. Dabei rechnet der Fähnrich die gemeinsame Anschaffung von Petroleum oder Fleisch nicht als Steuer, obgleich sich niemand ausschließen kann. Aber es geht zu weit, daß die kriegsgefangenen Offiziere die Mannschaften zu versorgen haben. Das ist Pflicht des Staates. Und doch will man für die Mannschaften alles Erdenkliche versuchen. Die Mannschaft steht da im grauenhaften Winter, diesen Menschen muß geholfen werden... Dann kommt die Kirchensteuer, der sich auch die Juden nicht entziehen wollen, um zu zeigen, daß sie keine Religionsunterschiede kennen. Dann der unbedingt nötige Beitrag zu den Kosten der Bäder. Milchfonds für Kranke. Es wäre grausam, ihn zu verweigern. Arzneifonds. Raschehilfefonds. Für einen verschämten Armen, der ohne Verschulden in Not geraten ist. Allgemeiner Fonds für verschämte Arme. Holzreserve. Heimreisefonds. Reservekasse. Beitrag zu den dringlichen Ausgaben der Lageradministration. Und der — schwarze Fonds.

Vor einiger Zeit hatte man davon gemunkelt, die Kommandantur hätte erfahren, daß die Russen Beschwerde darüber führten, in Deutschland würden die russischen Offiziere schlecht ernährt und gehalten. Daraufhin wollten die Russen hier Vergeltungsmaßnahmen üben. Man würde die hier inhaftierten Reichsdeutschen etwas beschränken. Aber dabei wird es nicht bleiben. Gemein, wie die Russen (nach Angabe der Kommandantur) schon einmal sind, wer-

den sie auch die österreichisch-ungarischen Offiziere hernehmen, obgleich es den in Österreich-Ungarn inhaftierten russischen Offizieren relativ gut geht. Man wird hier allgemein alle haftbar machen, wird allen die Badeerlaubnis entziehen, die Fleischration auf zwei Pfund monatlich reduzieren, das Theater einstellen, die freie Versorgung von Heizmaterialien nicht mehr gestatten.

In der Offiziersversammlung wird gesagt, das ratsamste sei, einen sogenannten freien Dispositionsfonds oder schwarzen Fonds zu gründen und ihn der Einsicht und der freien Verfügung des Kommandos anzuvertrauen. Wir leben schließlich in Rußland, hier kann man mit Geld alles machen. Die Kommandantur versagte sich nicht, erklärte jedoch, es sei eine schwere und gefährliche Aufgabe. Es sei lebensgefährlich — aber die Kommandantur wolle dieses Risiko auf sich nehmen. Die Offiziere sollen 50 Kopeken pro Kopf und Monat abliefern, je nach Bedarf auch mehr.

Die unternommenen Maßnahmen mußten tatsächlich erfolgreich gewesen sein, denn die Repressalien unterblieben. Funktionierte also der „schwarze Fonds“? Natürlich. Aber der leise Schatten eines Zweifels war geblieben. Im Laufe der Zeit mußten sich beträchtliche Summen angesammelt haben. Ein sehr verwickeltes Budget. Aber es hat niemand die Pflicht der Rechnungslegung über dieses Geld, schon deshalb nicht, weil es ja ein schwarzer, illegaler Fonds ist. Es war eine verwickelte und reichverzweigte Verwaltung. Das Volk bezahlte seine Steuern, und wenn jemand etwas benötigte, lag die Entscheidung bei dem Lagerkommando. Oder bei dem Wohlfahrtskomitee, dem Bekleidungskomitee, der zentralen Kulturgemeinschaft — oder der allgemeinen Wirtschaftsverwaltung. Alle diese Behörden hatten ihre Präsidenten und Vizepräsidenten, desgleichen je

einen Sekretär, einen Schriftführer, Rechnungsrevisor, einen Kassierer und sonstige Organe. Alle arbeiteten im Interesse der Lagerinsassen, ließen sich die Belange der einzelnen in selbstloser Weise angelegen sein und hatten deshalb ein gewisses Anrecht, eigene Wünsche eher erfüllt zu sehen als die anderen. War es nicht selbstverständlich, daß sie untereinander ihre eigenen Angelegenheiten schneller zu erledigen vermochten? Unter den Behörden hatte sich eben eine Art staatsbeamtlicher Solidarität entwickelt.

Zwischen den aktiven und den Reserveoffizieren, zwischen den hoch und den niedrig geborenen, gab es auch hier große Unterschiede. Zwar glichen sich die Aktiven nicht alle. Es waren auch Männer darunter, die eher Zivilisten hätten abgeben können. Da gab es einen Oberleutnant, einen sanften Menschen, der Stenografie lernte und es gelegentlich nicht verschmähte, sich zu den Juristen zu setzen, wenn diese Zivilrecht studierten. Auch existierten Magnaten, die es lieber mit den gewöhnlichen Sterblichen hielten. Von dem Mathematiker Baron Fest gar nicht zu reden. Aber da war auch einer, genannt „Väterchen“, ein zwei Meter langer Hocharistokrat. Er hatte einen langen Bart; seinen wahren Namen hatten alle vergessen. Väterchen ging im Sommer nach Möglichkeit in Schwimmhosen umher und hielt seine gezähmte Krähe auf dem Zeigefinger der linken Hand, auch bei den Offiziersversammlungen. Er war der Onkel des Statthalters, des Banus von Kroatien. Aus einer kleinen englischen Pfeife rauchte er den gemeinen russischen Tabak, die Machorka, den er in dem Lederetui seines Feldstechers an einem Riemen um den Hals trug.

Ein eigentlicher Beruf oder Broterwerb war bei den Gefangenen ausgeschlossen, und so mußten sie sich beschäftigen, so gut sie es konnten. Es gab Offiziere, die sich während pünktlich eingehaltener Bürostunden hinsetzten, Kassebuch und Journal in ihrer Box führten und bisweilen seufzten, wenn sie größere Summen in die imaginäre Provinz kreditieren mußten.

„Kennst du nicht eine gewisse Firma Gebrüder Meyersohn in Dorozsma?“

„Nein. Warum fragst du?“

Der imaginäre Geschäftsmann schüttelte den Kopf, runzelte die Stirn, sagte aber nichts. Dann schrieb er der Firma Meyersohn, daß er unter den heutigen schwierigen Verhältnissen auf eine größere Vorauszahlung rechnen müsse. Die Firma Meyersohn sei neu. Sie möge es nicht als Mißtrauensbeweis ansehen, aber sie werde wohl einsehen, daß er bei diesem Geschäftsprinzip bleiben müsse. — Es gab auch solche, die gar zwei Geschäfte besaßen, Filialen eröffneten oder das eine oder andere Zweiggeschäft, wenn es nicht gedieh, auflösten. Im März wurden in den Boxen Bilanzen verfaßt, manche meldeten Konkurs beim Handelsgericht an oder verteilten prächtige Gratifikationen unter ihre Beamten und träumten von einer Vergrößerung ihrer imaginären Unternehmungen.

Unter den Gefangenen gab es Geizhalse und Verschwender. Sparmeister, die Würfelzucker hamsterten und sogar die Bildchen der Bonbonpackung aufbewahrten. Sie selbst aßen keine Bonbons, sie verlangten bloß die Bildchen von den anderen...

Ein Landwirt hatte an der wolhynischen Front eine Wagenkette gefunden von der Art, mit der man Ochsen vor den Wagen spannt, eine mächtige, schwere Kette, die acht Kilogramm wiegen mochte. Diese Kette hatte er über sechzehntausend Kilometer weit

mit sich geschleppt und machte kein Geheimnis daraus, daß er sie nicht etwa als Symbol herumtrage, sondern mit in die Heimat nehmen wolle, wo er sie gut verwenden könne in seiner Wirtschaft.

Es gab Schwätzer und Witzbolde... So hörte der Fähnrich einmal folgendes Gespräch zwischen Offizieren über Iza Nagy, die Schauspielerin des Theaters:

„Nun sag mir einmal, welcher Künstler hat dir am bestengefallen?“

„Mir, mein Junge, gefällt die Iza Nagy am besten...“

„Und was gefällt dir so sehr an ihr?“

„Mir, Was mir an ihr gefällt? Gott weiß... vielleicht... vielleicht, daß sie so häuslich ist...“

In diese Zeit fiel eine große Überraschung. Die abendliche Vorlesung der russischen Zeitung brachte eine Sensation. Der Vorleser blickte lächelnd um sich, bevor er begann, und das dann sehr selbstgefällig, als wäre er der Anstifter und Spiritus rector des Ganzen:

„In St. Petersburg ist ein mächtiger Aufruhr entstanden. Auch die Garnison hat sich empört und der Revolution angeschlossen...“

Dem Fähnrich fiel dabei an, daß man ihm auf der Hochschule stets in den Vorlesungen über Staatsrecht erklärt hatte, daß man Empörung beileibe nicht mit Revolution und diese ja nicht mit einem Freiheitskriege verwechseln dürfe.

„Man hat sämtliche Minister gefangengenommen“, fuhr der Vorleser fort, „der Eisenbahnzug des Zaren ist zwischen Moskau und Petersburg angehalten worden. Demonstranten haben die neuen Minister ernannt.“

Jetzt sind es wieder Demonstranten, dachte der Fähnrich, der genaue Jurist.

„Der neue Minister des Äußeren ist Miljukow, der sich in seiner Dumarede folgendermaßen geäußert hat: „Das neue Ministerium ist nicht vom Volk, sondern von der Revolution ernannt. Hätte das Volk die Minister ernannt, so hieße das so viel, als daß wir das Land dem Feinde preisgeben. Denn das Volk, die Masse handelt unbewußt, kennt seine eigenen Interessen nicht und hatte sich für Beendigung des Krieges eingesetzt. Die Revolution aber will die glorreiche Beendigung des Krieges, keinen Schmachfrieden. Obgleich die künftige Staatsform des russischen Reiches noch nicht feststeht, muß das gegenwärtige Staatsoberhaupt den Platz räumen, die Revolution will Alexander Michailowitsch auf dem Throne der Romanows sehen.“

An diesem Tage hatte die Zeitungsvorlesung einen riesigen Erfolg, bloß der alte Hauptmann Hégyi saß mürrisch in seiner Box und murmelte: „Ich nehme Wetten gegen zehnfaches Geld, daß wir weitere zwei Jahre hier bleiben.“

„Aber Onkel Hégyi! Die Revolution ist ausgebrochen!“

„Hab's gehört. Die Revolution, die zum Zwecke der Weiterführung und glorreichen Beendigung des Krieges ausgebrochen ist...“

Aber am nächsten Tag erschien der russische Kommandant Waleski strahlenden Gesichts. Seine Mütze hatte er mit einer roten Kokarde geschmückt. Er sagte, daß die russische Nation einen mächtigen Beweis ihrer Lebenskraft gegeben habe. Die echt russische Auffassung habe gesiegt. Rußland schreite nun dem Lorbeerhaine des endgültigen Sieges dank seinem unerschütterlichen Siegeswillen entgegen. Der Weg der Demokratie sei betreten, der nationalen Demokratie, die das Volk zum Sieg und Heil führen werde.

Der russische Kommandant brüstete sich damit, daß die ersten Errungenschaften der Revolution schon ins Leben getreten seien, vom heutigen Tage an werde der General nicht mehr mit „Eure Exzellenz, Eure Gnaden“ angesprochen, sondern einfach: „Herr General!“ Die Soldaten mußten die Offiziere nicht mehr auf der Straße grüßen, sondern nur im Dienst und wenn die Offiziere in Gala erschienen. Im übrigen werde in der Lage der Kriegsgefangenen keine ungünstige Wendung eintreten. Ihre bisherigen Rechte blieben unangetastet. Die siegreiche Revolution werde die körperlichen und geistigen Bedürfnisse der Gefangenen zu befriedigen suchen...

„Wird es nicht etwas Freiheit geben?“

Waleski hatte darauf nur ein feines Lächeln: „Wir können keine Sicherheit für Ihre Sicherheit übernehmen, wenn wir Sie freilassen!“

Der Vorleser berichtete allabendlich von großen Straßenkämpfen, von Artilleriefeuer gegen den Kreml, vom Erwachen des Hundertsechzig-Millionen-Volkes, vom brausenden Orkan der Volksseele — aber innerhalb der Pfähle des Lagers blieb alles still. Hoffnungslos. Die Theorie Onkel Hégysis wurde allmählich zur Wahrheit. Von der Revolution war nichts zu merken.

Im Lager entwickelte sich eine andere Revolution, eine kleine, aber verhältnismäßig wichtige Umwälzung. Es handelte sich um einen gewissen Pillitz, dann um einen Laufer und Schlacht. Diese drei waren geradewegs aus Kamtschatka im Lager angelangt. Pillitz war ein Kadett von ungeheurer Körperkraft, Laufer ein bebrillter, dünner, junger Kadett, Schlacht ein fahler Österreicher. Alle drei waren zerlumpt, hatten kein ganzes Hemd am Leibe, besaßen auch sonst keinerlei Habseligkeit. Nur Laufer hatte einen Haufen beschmierten Papiere, ein Bündel von zwei Kilo Gewicht, das er immer unter dem

Arm mitschleppte. Mit Mühe und Not ergatterten die drei je eine chinesische Decke. Auch ein Paar Stiefel gab es, doch entsagte Pillitz diesen Stiefeln zugunsten Laufers, und Laufer verzichtete ebenfalls. Schließlich verblieben die Schuhe dem Schlacht. Die drei hatten ein Jahr im Mannschaftsstande verbracht, da man ihren Offiziersrang nicht hatte anerkennen wollen. Man hatte sie mit Schwerarbeiten nach Kamtschatka geschickt. Laufer erklärte, diese Zeit sei für ihn in Anbetracht seiner soziologischen Studien sehr lehrreich gewesen, doch wäre der kleine kränkliche Mann dabei fast zugrunde gegangen. Nun freuten sie sich der Wärme, des warmen Essens, doch mußten sie tagsüber in den Betten liegenbleiben, konnten sich nicht hinausrühren, da sie nichts anziehen hatten. Endlich erhielten sie zwei Hemden, dann aber erklärte Ertl, der Verwalter aller Magazine und Herr über die Liebesgaben, er sei mit seinem Vorrat zu Ende, könne nichts mehr geben, das Magazin sei leer. Nun warteten sie einige Wochen geduldig, dann spazierten sie zerlumpt und halbnackt, wie sie waren, durch das Lager. Sie jammernten nicht, aber die zerschlissenen Fetzen, die von ihnen herabhingen, sprachen statt ihrer. Auch der Fähnrich empfing ihren Besuch, sie erschienen in seiner Box und sagten ihm, sie hätten gehört, er beschäftige sich mit Sozialwissenschaft. Als sie gegangen waren, suchte der Fähnrich den Oberleutnant Ertl auf: „Herr Oberleutnant, warum bekommen diese Leute keine Kleider?“ Ertl beteuerte hoch und heilig, daß alles ausgegangen sei. Er habe gestern den letzten Sweater ausgegeben, und dieser hätte bereits 17 Rubel gekostet.

„Warum haben Sie den Sweater nicht einem von den dreien gegeben?“

Ertl starrte ihn an. Einen Sweater zu 17 Rubel? Wovon sollten sie ihn bezahlen? Sie seien nicht ein-

mal für eine Kopeke gut. Alles wird immer teurer, der Sold reicht kaum für den Lebensunterhalt. Wie kann man solchen Leuten teure, feine Ware auf Borg geben?

Der Fähnrich geriet in furchtbare Wut und Erbitterung. Aber er bezwang sich und fragte nach seiner Schuld.

Ertl machte ein freundliches Gesicht: „Der Herr Fähnrich will seine Schulden bezahlen? Da ist eine neue blaue Uniform, Kölnischwasser, eine Nagelschere, vier Paar Unterbeinkleider, dann Kleinigkeiten, Rasierseife, dies und jenes, alles in allem 62 Rubel 86 Kopeken.“ Er, der Fähnrich, könne von Glück reden, habe alles noch zu einem Termin gekauft, als es billig war. Jetzt könnte er die Sachen nicht mehr für das Doppelte erhalten, habe gut spekuliert.

Habe ich denn spekuliert? fragte sich der Fähnrich. Haben denn die Amerikaner, von denen die Ware stammt, jetzt die Preise erhöht?

Er sagte: „Sie irren gewaltig, Herr Oberleutnant. Ich werde nicht eine Kopeke bezahlen, ehe diese Kamtschadalen ein menschenwürdiges Gewand erhalten...“

„Aber Sie haben doch Ihr Ehrenwort gegeben, zu bezahlen, Herr Fähnrich! Wenn Sie nicht zahlen wollen — gut. Ich werde es am nächsten Ersten von Ihrem Sold abziehen lassen. Regen Sie sich nicht auf, Herr Fähnrich, ich werde zu dem Geld kommen ...“

Im Lager verbreitete sich schnell die Nachricht von dem Zusammenstoß. Bisher hatte niemand gewagt, den schrecklichen Ertl anzugreifen.

Bald kommt der Monatserste, und an diesem Tage wird man wohl seinen Schuldanteil von der Gage in Abzug bringen, ohne ihn zu fragen. Wird man das?

Gegen Mitternacht kam ein Hauptmann namens Benkö in den Saal, weckte ihn behutsam und sagte

ihm, er solle sich anziehen und ihn in das Waschzimmer begleiten. Hier kochte bereits auf einem Spiritusbrenner der schwarze Kaffee, einige zur Partei Benkő gehörende Gefangene machten sich mit einer Maschine zu schaffen, auf der sie eine Art Rum herstellten. Der Hauptmann erklärte dem Fähnrich, sein Vorgehen sei ein beherzter, männlicher Schritt gewesen, man dürfe sich Eigenmächtigkeiten nicht gefallen lassen, müsse sich die Potentaten vom Halse schaffen. Hoffentlich halte er fest. Der Hauptmann werde ihn unterstützen, öffentlich könne er sich zwar nicht ins Mittel legen, aber seine moralische Unterstützung sei ihm, dem Fähnrich, sicher. Er, der Hauptmann, bekenne sich nicht zu sozialistischen Ideen, da er gar nicht wisse, worin der Sozialismus bestehe, doch sei die Stellungnahme für die Kamtschadalen und gegen Ertl richtig.

Sie tranken Kaffee mit Rum, dann Rum ohne Kaffee und riefen „Hoch!“ Sie ließen auch die russischen Posten hereinkommen, diese brachten Gäste mit, einer war Mitglied des Orchesters. Ein Russe erbot sich, Würste zu besorgen. Dann gab es großes Schmausen und Trinken, die Russen faßten sich ein Herz und sangen lauschend Revolutionslieder, auch die Ungarn sangen, der Hauptmann sang mit der ganzen Gesellschaft und den russischen Wachtposten, alles umarmte einander, sie schwuren einander ewige Treue: „Hurra! Durchhalten! Treue für Treue! Fürchte dich nicht, Bruderherz! Éljen!“ Sie weinten, schluchzten, und zum Schluß verbrüderten sie sich, die russischen Soldaten mit den roten Kokarden hier — auf der andern Seite der adlige Ulanenrittmeister, der Hauptmann, der Redakteur und der Soziologe. Sie schwuren dem Oberleutnant Ertl Rache.

Am nächsten Tage wurde die ganze Gesellschaft zum Rapport befohlen. Aber der Hauptmann hatte

Weisungen gegeben, und in diesem Sinne verantworteten sie sich.

„Ist es wahr, daß Sie im Waschzimmer mit den russischen Mannschaften gezecht haben? Wie können Sie das rechtfertigen?“

„Der Ort dient nicht zu jeder Zeit als Waschraum. Ein paar Herren benutzen ihn als Speiseraum, so daß er schon seit geraumer Zeit nicht als Waschraum zu betrachten ist. In einem Waschraum wäre es für einen Offizier tatsächlich unpassend, zu trinken. Wenn aber der Raum zum Essen taugt, warum dann nicht zum Trinken auch? Freilich haben wir auch den Wachen was zu trinken gegeben, aber bloß deshalb, um uns mit ihnen anzubiedern und vielleicht etwas in militärischer Hinsicht Wichtiges in Erfahrung zu bringen.“

„Haben Sie mit ihnen Revolutionslieder gesungen?“

„Natürlich, aber nur, um ihr Vertrauen zu gewinnen. Übrigens liegt es auch im Interesse der Heimat, wenn hier in Rußland der Revolutionsgeist immer mehr um sich greift. Dieses Ziel ist edel. Wir haben nicht angenommen, daß es strafbar ist.“

Der Hauptmann mußte gleichlautend ausgesagt haben, denn alle wurden unbehelligt entlassen.

Jetzt kam der Monatsbeginn. Das Buch, in dem die Bezüge jedes einzelnen eingetragen waren, wurde umhergereicht. Hier war eine Rubrik: Bestätigung der Bezüge. Auch alle Arten von Ratenzahlungen und Abzügen waren hier vermerkt. Jeder hatte zu unterschreiben. Dies galt als Quittung.

Man brachte dem Fähnrich das Buch zur Unterschrift: „Ich unterschreibe nicht. Ich bitte zu melden, daß ich nicht gesonnen bin, für den Kram in Raten abzuzahlen. Ich glaube nicht, daß die Sachen bezahlt worden sind; man soll mir nachweisen, daß die Amerikaner das Zeug nicht umsonst geliefert ha-

ben. Dann erst zahle ich.“ Alle glaubten, damit sei die Sache erledigt. Der Fähnrich hat nicht unterschrieben, er bekommt also kein Geld.

Am Abend stellte sich heraus, daß die Sache doch verwickelter war. Die Russen leisten bloß dann Zahlung, wenn alle Offiziere unterschrieben haben, die Kranken ausgenommen, für die ein anderer unterschreiben darf. Wenn aber jemand seine Unterschrift mit Willen verweigert, ist das ganze Buch ungültig. Man müßte ein neues Buch anlegen, in dem der Name des Verweigerers fehlt — diesem aber zahlen die Russen dann das ganze Geld aus, ohne Abzüge und Raten.

Es war der Kommandantur sehr unangenehm, daß dies an den Tag gekommen war. Was soll nun werden? Jeder kann jetzt seine Unterschrift verweigern, kann sich sein Geld von den Russen holen — die „freiwilligen“ Beiträge hören dann auf.

Die Kommandantur verheimlichte die Sachlage, der erwähnte Hauptmann machte sie publik. Er meinte, die ganze Ordnung würde zwar umgestürzt, aber die geheimen Fonds müßten jetzt an den Tag kommen. Das Lager kann nach eigenem Gutdünken Verfügungen treffen, entreißt der Kommandantur die Gewalt und richtet sich nach demokratischen Prinzipien ein.

Die Offiziere schwankten — sie wußten nicht, wie weit ihre Macht reichte. Am nächsten Tage erklärte Ertl mit sieghafter Überlegenheit, daß er aus geheimen Fonds und anderen Reserven jedem zwanzig Rubel anweise. Ausgenommen freilich sei derjenige, durch dessen Verschulden der Sold des ganzen Lagers nicht behoben werden könne. Hoffentlich werde der Betreffende seine törichte Handlung bald bereuen und nachgeben. Aber nach einer halben Stunde hatte auch er das Geld in Händen. Der Hauptmann hatte es ihm übergeben und dabei geraten, durchzuhalten.

Er möge nur ruhig bleiben, er werde immer mindestens soviel Geld haben wie ein anderer. Er brachte ihm noch außerdem 20 Rubel für den Fall, daß er unvorhergesehene Ausgaben habe. Es wäre gut, das Lager durch Flugzettel vom Vorgefallenen zu unterrichten und den Streik zu motivieren. Von dieser Revolution sprach man im ganzen Lager mit großem Enthusiasmus. Alle harrten der kommenden Dinge. Bald fanden sich drei mutige Kadetten ein, die sich mit dem Fähnrich solidarisch erklärten — sie wollten keine Kopeke für die erhaltenen Liebesgaben zahlen.

Der Fähnrich wollte ein Manifest verfassen, schritt zwischen den Bettreihen vor der kleinen Box hin und her und diktierte dem Kadetten: „An die Kameraden!“ Es wurde in dem Manifest ausgeführt, das Hauptunrecht bestehe darin, daß man für die Liebesgaben den Offizieren Geld abnehme. Es sei noch manches andere nicht in Ordnung. Z. B. der falsche Rang des Kommandanten. Dann die leichtfertige Verteilung der Waren aus dem Fürsorgemagazin. Gefordert werde die Ablösung der Fürsorgeoffiziere, Herabsetzung der allgemeinen Abgaben und genaue Rechnungslegung über diese, ausgenommen den schwarzen Fonds. Außerdem sei die Mißwirtschaft bei der Zuteilung von Milch, Zucker, Konserven usw. zu beenden. Diese Dinge dürften ausschließlich den Kranken zukommen.

Das Manifest wurde in zahlreichen Exemplaren hergestellt. Das Kommando konnte nicht verhindern, daß es an den Wänden der Säle angebracht wurde. Der Major konnte der Bewegung nicht Herr werden und sandte in den „Baubezirk“.

Der Oberst erschien, hielt eine Offiziersversammlung ab, hörte die Klagen an und beschwichtigte die Gemüter. Er sagte, unter den Forderungen sehe er

vieles, was gebilligt werden könne. Er hätte nicht geglaubt, daß die Forderungen so bescheiden wären.

Der Major wurde abgelöst, man stellte an seiner Statt einen kleinen, angenehm lächelnden Alten an, von dem es hieß, er sei unerhört schlau. Oberleutnant Ertl mußte abtreten, obgleich der neue Major die Bemerkung fallen ließ, man hätte ihn auf seinem Posten belassen können. Denn sämtliche Raten werden erlassen. Es hieß, das Einkassieren der Teilzahlungen sei vorläufig überflüssig, da in den verschiedenen Fonds Geld genug angesammelt sei. Jedermann solle nur monatlich eine Kopeke abgeben, um dadurch zu dokumentieren, daß die Schuld wirklich bestehe und der Anspruch einbringlich sei, wenn es darauf ankommen sollte. Eigenartig berührte eine andere Bemerkung des neuen Kommandanten. Es sei ihm gemeldet worden, die ganze Aufregung sei entstanden wegen der Kameraden Pillitz, Laufer und Schlacht, und deshalb habe er in dieser Stellungnahme einen im Grunde edlen Leitgedanken erblickt. Aus Versehen offenbar sei diese Forderung in dem Manifest nicht erwähnt worden. Aber er, der neue Kommandant, sehe sie als gerecht an und habe den Kameraden aus anderen Lagern Kleidungsstücke verschafft.

Die Offiziere blickten einander verwundert an. Tatsächlich war ja die Revolution wegen Pillitz, Laufer und Schlacht entstanden, und doch hatte man sie im Manifest völlig vergessen. Sie bekamen jetzt ein Paar Beinkleider und einen chinesischen Mantel, doch reichten dem zwei Meter langen Pillitz die Beinkleider nur bis an die Knie.

Deshalb konnte er sie nicht tragen und blieb auch weiter im Bett liegen. Er sagte, er würde abwarten, bis er noch ein Paar Beinkleider erhalte, dann werde er aus den zweien ein Paar sich machen lassen.

Unterdessen verkündete der Vorleser die sonderbarsten Nachrichten aus der Zeitung: „In Petersburg forderten 15 000 Arbeiter und Soldaten die Absetzung Miljukows. An der Russenfront hat jede Ordnung aufgehört. Die Russen sind über ihre eigene Artillerie hergefallen und haben sie gezwungen, das Feuer einzustellen. Die russischen Kommandeure treten der Reihe nach ab mit der Begründung, daß die Macht ihnen entglitten sei. Ein Divisionskommandeur, der auf die eigenen Leute die Waffe richten wollte, wurde erschossen. Die Soldaten rauben, sie sprengen die Brücken, die Militärmagazine brennen. Die Panzerautos feuern auf die eigenen Truppen. Bei Tarnopol schlagen zwei deutsche Kompanien eine russische Division in die Flucht. Eine ungeheure Masse von zurückflutenden Soldaten strömt in das Innere Rußlands. Die Leute tragen mächtige Fahnen: „Nieder mit dem Krieg!“ Von der Verwirrung bei den Truppen kann man sich keine Vorstellung machen. Man mußte die Todesstrafe wieder einführen. Die friedlichen Bürger werden ausgeraubt. An der Rückzuglinie füllen sich die Gräben mit Menschenleichen und Pferdekadavern. Die Türen der Magazine in den Städten werden von den Soldaten mit Handgranaten gesprengt. Das Ural-Regiment 112 hat den Gehorsam verweigert und fraternisiert mit dem Feind. Diesen Zusammenbruch haben gewissenlose Agitatoren verschuldet, die sich Bolschewisten nennen. Wer aber die Leute sind und was sie wollen, ist bis jetzt nicht geklärt. Es scheint, daß die Deutschen ihre Anführer gedungen haben. Das wichtigste ist, diese Bolschewisten mit ihrer Parole „Nieder mit dem Krieg!“ mundtot zu machen. Mehrere sind schon in Haft genommen worden.“

Solche Nachrichten las Simi Groß vor. Sie boten etwas Hoffnung, daß die Befreiung bevorstünde. Daheim würde es den Offizieren, so glaubten sie, hoch

angerechnet werden, daß sie im Lager sich den revolutionären Elementen ferngehalten hätten. Sie haben die Disziplin bewahrt. Man hat sogar eine Zelle eingerichtet, in der straffällige Offiziere auf das Urteil des eigenen Kommandanten eingesperrt werden können, und nennt diese „Autonomie“ einen Fortschritt. Der russische Kommandant hat seinen Soldaten die gefangenen Offiziere als Muster hingestellt. Die Gefangenen geht es nichts an, was die Russen tun. Um die Dinge in der Heimat kann man sich nicht kümmern, denn seit dem Ausbruch der Revolution kommen überhaupt keine Postkarten mehr an. Die russischen Zeitungen bringen über die Kriegssereignisse der Militärmächte nur sehr spärliche Nachrichten. Man muß das Ende abwarten.

Es wurde ein sehr schönes Sportfest vorbereitet, das auch Scherznummern enthielt: Sacklaufen, Fladenessen, Topfzerbrechen, Old-Boy-Wettrennen, Veteranenlauf, an dem nur Offiziere über fünfzig Jahre teilnahmen. Die hervorragendste Nummer sollte das Fußballmatch bilden. Bei dieser Gelegenheit warfen manche den Vorschlag auf, daß zwei ausgezeichnete Budapester Spieler teilnehmen sollten. Nur eine Schwierigkeit war dabei — sie gehörten dem Mannschaftsstande an. Der eine war der Trainer der Mannschaften, ein sehr intelligenter Mensch, aber beide waren Offiziersburschen — wie sollte diese Schwierigkeit überbrückt werden? Das Komitee sprach bei dem neuen Major vor und schilderte die Sachlage. Er antwortete, auch ihm liege das Gelingen der Veranstaltung am Herzen, und er werde versuchen, eine Lösung zu finden. Die Frage wurde zur allgemeinen Zufriedenheit in der Weise gelöst, daß zu Beginn des Spieles sich die beiden Leute bei dem Major zum Rapport meldeten und um die Erlaubnis ansuchten, mit den Herren Offizieren spielen zu dürfen. Der

rangälteste Stabsoffizier erteilte diese Erlaubnis, und hierauf schlossen sich die Burschen dem Team an. Am Ende des Spieles meldeten sie sich in gleicher Weise ab und dankten für die Erlaubnis. Der Erfolg war zum großen Teile ihnen zu verdanken, denn der Pavillon 6 schlug mit 7 : 2 die Insassen des „Baubezirks“ und des Pavillon 7. Das Old-Boys-Rennen fiel recht ulkig aus. Die Old Boys mußten beim Rennen um einen Pavillon herumkommen, aber die Zuschauer warteten vergebens. Endlich begaben sich ein paar Leute hin, und es stellte sich heraus, daß die Old Boys sich friedlich niedergelassen hatten, um zu schmausen. Erst nach dem Essen liefen sie weiter. Mit schallendem Gelächter wurden sie begrüßt, als sie hinter dem Pavillon zum Vorschein kamen.

Mit dieser komischen Episode nahm das Sportfest ein Ende. Die dreitägige, aufregende Unterhaltung hatte die Offiziere erschöpft. So kam es, daß sie schläfrig, teilnahmslos und müde dem Oberleutnant Groß zuhörten, als dieser abends die Zeitung vorlas. In der letzten Zeit waren die Nachrichten recht eintönig geworden. Diesmal war es die dritte Division, die ohne Befehl den Rückzug angetreten hatte. — Gegen das Regiment 135, das den Gehorsam verweigerte, wurde ein Freiwilligenbataillon eingesetzt, und dies vernichtete es bis auf den letzten Mann. Simi Groß las die Zeitung für sich selbst vor, denn der ganze Saal schief den Schlaf des Gerechten. Manche lädhelten, im Traume erinnerten sie sich der ulkigen Episode der Old Boys.

Draußen, jenseits des Lagers wütete die russische Revolution, hinter der Bretterumzäunung aber beharrte Herr Oberleutnant Körös bei der Anpflanzung seiner Parzelle, die anderthalb Schritte lang und ebenso breit war. Er wollte in diesem Jahre hier

Bohnen anpflanzen, nachdem er im Vorjahr einen Versuch mit Paprikasamen angestellt hatte.

Der Amur trat aus seinen Ufern, und als die Flut abflaute, blieben Tausende von fetten Lachsen im Uferschlamm stecken. In den Fischerhütten am Ufer dienten zerlumppte Kriegsgefangene des Mannschaftsstandes bei den bettelarmen Chinesen und reinigten, dörreten, räucherten den Chinesen die Fische für den Winter. Onkel Hégyi prolongierte für geringes Entgelt seine Wette — es gab sogar Leute, die einen fünf Jahre langen Aufenthalt in der Gefangenschaft nicht für unmöglich hielten.

Die Fürsorgemagazine des Lagers waren geleert. Almoslino, der Postoffizier, erschien zwar regelmäßig im Lager, brachte aber keine Post. Die russischen Mannschaften sprachen von oben herab mit ihrem Kommandanten, und der Oberst ließ sich nicht sehen.

Kerenski bereitete eine große Sommeroffensive vor. Aber der kleine Kerenskirubel, eine neu ausgegebene Banknote in der Größe einer Stempelmarke, begann an Wert einzubüßen. Manche meinten, das käme davon, daß die Note so winzig sei und daß das russische Volk zu so kleinen Noten kein Vertrauen habe, die Fachleute aber erklärten, das Sinken des Kaufwertes habe mit der Größe des Geldes nichts zu tun.

Es gab keine Stoffe, keine Marmelade, kein Eierpulver mehr zu verteilen. Die Konsuln, die diese Dinge bis jetzt verwaltet hatten, sagten, man hätte vielleicht mehr haushalten sollen. Gingen die Dinge so weiter, würden auch sie selbst in die Heimat zurückkehren. Für die Kriegsgefangenen sei es hier hinter den Pfählen nicht so schlecht zu leben. Besser zwischen den vier Wänden als draußen in diesen verworrenen Zeiten. Die Tennismatche wurden ungemütlich. Eines Tages kratzte sich ein Spieler —

darauf fiel die boshafte Bemerkung, wer verlaust sei, solle nicht Tennis spielen.

Die Russen gaben jetzt ausschließlich Lachs aus. Jeden ekelte, ja grauste es davor. Kleine Küchen wurden hergerichtet, und mittags brodelte die Privatkost auf kleinen Herden am Rande des Lagers bei dem Bretterzaun. Dieses Essen war immer noch etwas besser. Bohnen, Linsen, Konserven — mitunter sogar Schweinefleisch — konnte besorgt werden, und wenn man dem Schweinefleisch genügend Zwiebeln beimgabte, konnte der Lachsgeschmack verdrängt werden.

Ein Offizier kochte ein größeres Quantum, als er für sich brauchte, und hielt den Rest feil. Er wurde deshalb vor die Kommandantur geladen und mußte nachweisen, daß er aus der Kocherei keinen Gewinn zog, denn es war verboten, ein Gewerbe zu betreiben. Der Offizier schien sich nicht völlig eingewaschen zu haben, denn die Kommandantur verbot die Kocherei. Nun kam die Reihe an die verschiedenen Fonds, sonst hätte man die gewohnte Form des Lebens nicht aufrechterhalten können. Nur ein Fonds wurde nicht angegriffen — der Heimreisefonds —, dieser wurde heiliggehalten, jeder wies den Gedanken von sich, ihn anzugreifen.

Die „Damen“ kehrten mit leeren Händen von der ärztlichen Ordination zurück, es wurde ihnen nichts angewiesen, weder Datteln noch Feigen, gedörrtes Obst ebensowenig wie Eierpulver.

Eines Tages führte der russische Wächter ein paar Offiziere ins Bad, und sie begegneten wieder der verbannten Mannschaft. Neben dem Lager befand sich eine Grube, dorthin warf man den Abfall der Offiziersküche. Nun wandten sich vom Rande der Grube zwei Jammergestalten, die dort gekrümmt herumgegraben hatten, ihnen zu. Jeder streckte bettelnd eine Hand aus, in der anderen Hand hielt er ein undefi-

nierbares Etwas umklammert, preßte es an die nackte Brust — verfaultes Grünzeug, dürre Kartoffelschalen. Auch andere Schätze hielten sie fest, abgeknabberte Brotrinden, diese Armen, die in den Spitälern keinen Unterschlupf gefunden hatten und die zu schwach waren, um sich bei den chinesischen Fischern zu verdingen. Einige Geldstücke fielen ihnen jetzt zu. Den Offizieren dämmerte es auf, welch ein Glück das Lager für sie sei, eine Zufluchtsstätte, wo sie ihre Existenz wenigstens erträglich gestaltet hatten.

Aber jetzt trat die wirtschaftliche Krise schnell ein. Die unsichtbare Hand, die ihnen die Güter bis jetzt zugeteilt hatte, bemaß diese nun sehr knapp. Die Geldsumme zwar blieb gleich, das schlimme war nur, daß alles viel teurer geworden war. Einer ging so weit, sich dahin zu äußern, Kerenski solle siegen.

„Schämst du dich nicht“, antwortete ein anderer, „vor deinem Vaterland...?“

„Ach was, Vaterland“, sagte der erste. „Einmal muß dem Krieg doch ein Ende gemacht werden. Ich möchte bloß wissen, was uns die Ukraine soll. Wozu haben wir Warschau erobert? Will man ganz Rußland okkupieren? Wollen die Truppen der Mittelmächte in Irkutsk einmarschieren?“

„Was soll aber die Sieg eines Kerenski?“

„Vielleicht wird dann das schäbige Kerenskigeld besser.“

„Pfui!“

„Warum pfui? Der Major trinkt jeden Morgen Schokolade mit Milch...“

Diese Nachricht verbreitete sich im Lager und kam bei der nächsten Offiziersversammlung zur Sprache. Der Major selbst begann.

„Manche, die kränker sind als ich und vielleicht eine kräftigere Ernährung nötiger hätten, haben etwas dagegen, daß der Arzt mir Schokolade und eine

Milchkonserve verordnet hat. Ich sage euch, meine lieben Kinder, ich habe protestiert, aber vergebens. Ich bin ein Soldat auch ohne Schokolade. Aber der Arzt hat auf mein vorgerücktes Alter hingewiesen und mir diese Dinge aufgenötigt. Ich will aber das nicht einfach hinnehmen, sondern wissen, wie sich die Offiziersversammlung dazu stellt. Ist mein Leben für die Gemeinschaft so wichtig, daß ich jemand diese Dinge entziehen darf? Solch ein alter Klapperkasten wie ich..." Seine Augen füllten sich mit Tränen. Man ließ den Major nicht ausreden, votierte ihm einstimmig Schokolade und Konserven...

In dieser Zeit hatte ein Leutnant eine prachtvolle Holzschnitzerei fertiggearbeitet; es war Intarsia, ein alter Russe war auf dem Deckel eines Kästchens aus zahlreichen farbigen Holzstückchen zusammengestellt. Der Leutnant erbat die Erlaubnis, in die Stadt zu gehen; als er zurückkam, war er zwar nicht mehr im Besitz der Schnitzerei, hatte aber eine Menge Würste, mehrere Liter Bohnen und sibirische Linsen. Die Kommandantur führte eine strenge Untersuchung durch. Der Leutnant sollte die Schnitzerei gegen Lebensmittel veräußert haben. Die Kommandantur stellte diesmal mit aller Entschiedenheit fest: Ein Offizier darf nicht die Arbeit seiner Hände feilbieten, darf nicht Tagelöhner sein, darf keinerlei Arbeit mit der Endabsicht verrichten, sie zu verkaufen. Es stellte sich heraus, daß der Leutnant seine Arbeit gegen Mundvorrat nur „eingetauscht“ hatte. Das war zwar im Grunde dasselbe, aber — man wollte diesmal Gnade für Recht ergehen lassen und den Leutnant nur zu einem Verweis verurteilen, ihn aber dazu verpflichten, eine der erhaltenen Summe entsprechende Geldleistung zu der allgemeinen Menage beizusteuern. — Aber, ein für allemal: Die Offiziere können sich auf diese Weise nicht vorwärts helfen. Die Dinge können nicht einfach gelöst werden. Wo-

hin käme man, wenn jetzt jeder anfangen wollte, für die Russen zu arbeiten, wenn zum Beispiel die Ingenieure sich in den Munitionsfabriken nützlich machen wollten? Wohin sollte es führen, wenn wir mit unserer Arbeit zum Ersatz der im Felde stehenden Russen beitragen? Das müsse geradezu als Vaterlandsverrat gelten.

Von einer Hungersnot konnte bei dem Segen an Lachs nicht die Rede sein — aber alles andere ging zur Neige. Auch mit den russischen Bezügen war es nicht ganz in Ordnung, denn das Geld kam mit Verspätung an, einmal blieb die Verteilung ganz aus. Übrigens besaßen die Fünfzigrubelscheine nicht einmal den dritten Teil ihres Wertes vom vorigen Jahr. — Alle brachten ihre kleinen Habseligkeiten in Ordnung, ordneten zum letztenmal ihre Aufzeichnungen. Alle trafen Vorbereitungen zur Rückkehr, erwarteten sehnsüchtig wie noch nie die ersten Heimkehrerzüge, mit denen sie frohgemut der Heimat zuzueilen gedachten. Manche hatten sich in dieser Zeit mit ihren Gegnern versöhnt, hatten ihre ritterlichen Händel liquidiert, auf daß sie in der Heimat Ruhe hätten. — So verging der Sommer, und es wurde, wie oft in Sibirien, ohne jeglichen Übergang Herbst. Am 20. September machte noch ein Hauptmann frühmorgens im Lagerhofe nackt Freiübungen, nach drei Tagen schneite es bereits, am ersten Oktober war alles weit und breit mit Schnee bedeckt. Der sollte bis zum Frühjahr nicht von der Stelle weichen, sich auf eine sechstausend Quadratkilometer weite Ebene erstrecken. Bis zum Frühjahr mußte jede Hoffnung zurückgedrängt werden, jede Sehnsucht.

Das Komitee der XII. Armee erläßt in Anbetracht der schwierigen Lage einen letzten Aufruf an das

Russische Reich: „An das Volk! An die Regierung! Alle Errungenschaften der Revolution stehen auf dem Spiel. In der inneren Politik Unklarheit. In der äußeren Unsicherheit. Die egoistische Bereicherungssucht der besitzenden Klassen ist ein rotes Tuch für die arbeitenden Massen. Der Zerfall greift um sich. Die Gegenrevolution faßt neuen Boden. Die Flotte und das Heer des kaiserlich deutschen Imperialismus holen zu einem neuen Schlage aus, und das Russische Reich ist in größter Gefahr. Indem wir unsere Soldaten zum Kampf bis auf den letzten Blutstropfen auffordern, ist uns bewußt, daß wir diesen Aufruf an unbekleidete, schlecht genährte Menschen richten...“

Der russische Lagerkommandant erschien fast nur insgeheim im Lager, oft in Zivilkleidung. Es hieß, er hätte sich an Lagergeldern fett bereichert und würde eines Tages nach Amerika verduften.

Die Gerüchte verstärkten sich von Tag zu Tag, die Russen würden nicht mehr lange durchhalten... Jetzt war es ein leichtes, im Lager die Disziplin aufrechtzuerhalten. Man führte bloß endlose Gespräche. Niemand hegte mehr Wünsche, alle hatten sich in ihr Los ergeben. Es gab keinen Streitgegenstand mehr, da den Dingen ohnehin nicht mehr abzuhelpen war. Die Tore waren zwar nicht geöffnet, aber die Wachen ließen jeden für ein paar Pfennige heraus. Jeder hätte gehen können, wohin er wollte, doch keiner hatte Lust, sich fortzurühren. Es fiel auch nicht weiter auf, als ein Kadett, ein Edler von Paszkandy, einige Tage vom Lager abwesend war. Dieser Kadett war ein schlaue blickender, kluger junger Mann von gutem Schlag. Er sprach nicht viel und hatte sich niemals besonders um die Lagerangelegenheiten gekümmert. Man hätte ihn, wenn man ihn ohne Uniform gesehen hätte, einfach für einen Großknecht oder Erben eines Bauernhofes halten können.

Jetzt war er zurückgekommen und hatte sich müde und abgehetzt auf sein Bett gesetzt.

„Wo warst du? Was hast du getan?“ Seiner Gewohnheit entsprechend lächelte er vorerst nur schlaue, dann sagte er mit seinem Bauerndialekt, daß er ein wenig nach China hinübergeguckt habe... Dort sei guter Boden, er habe ihn sich angesehen. Er hätte sich bei einer russischen Familie einquartiert, und von dort wolle er sich auch sein Weib holen. Auch daheim hätte er sich ja verheiratet. Der Bauer hätte ein reizendes Töchterchen, und er vertrage sich gut mit den Chinesen. Der Boden sei überall gleich. Daheim habe er niemanden auf der Welt, hier käme er zu Grund und Boden, zu einer eigenen Wirtschaft und sei sein eigener Herr. Er werde von den Chinesen manches lernen, ihnen aber auch manches zeigen können. Ob die Kameraden schon gehört hätten, daß die Chinesen den Weizen nicht schneiden, sondern hauen? Er soll besonders dicke Ähren und schwere Körner haben, der chinesische Weizen. Er sei schon neugierig darauf. Er werde seine Kameraden also verlassen — „Gott helf euch heim!“

„Du bist toll, Paszkandy! Auch daheim kannst du ein Bauernmädchen mit Grundbesitz zur Frau bekommen! Mußt du deshalb nach China gehen? Wenn es wenigstens Rußland wäre!“

„Zu Hause ein Bauernmädchen heiraten? Wie könnte ich daheim eine Bauerndirn nehmen? Edler von Paszkandy?! Ja, eine Postbeamtin, — dann aber muß ich Komitatsbeamter werden —, das ist standesgemäß... Und hier will ich noch im Winter das Vieh aufbessern... Wir haben 3 000 Stück Schafe, vierzig Ochsen... Wer hat daheim so viel Vieh? Und wer's hat, wird der auf mich warten? Wer's hat, der wird selbst die Kühe melken... Ihr seid ja saublöd!“

Der Kommandantur wurden Paszkandys Pläne hinterbracht, und es wurde sofort der Kadett zum

Rapport vorgeführt. Der Major sagte ihm, es sei eine Schande, daß er auf derartige Pläne käme. Es sei Pflicht der Kommandantur, über jeden Gefangenen Rechenschaft abzulegen und solche Tollheiten zu verhindern. Vorläufig erhalte er drei Tage Zellenarrest, hoffentlich werde er während dieser Zeit seinen abenteuerlichen Plänen entsagen.

Der Wache wurde besondere Aufmerksamkeit aufgetragen. Doch Paszkandy lächelte, und am nächsten Tage war das Eisengitter des Fensters ausgehoben, der Gefangene aber aus dem Lager verschwunden.

In dieser Zeit fiel die Nachricht, Venedig sei gefallen. Auf der anderen Seite hörte man, der gänzliche Verfall der russischen Front stehe bevor. Diese beiden Tatsachen stärkten das Ansehen der Kommandantur von neuem. Es bedurfte keiner neuerlichen Verordnungen, keiner neuen Warnung. Hier der Sieg der Mittelmächte und der militärischen Tugenden — dort das abschreckende Beispiel der unbeschränkten Willkür und Zuchtlosigkeit. Das Russenland wird Freibeute. Rußland wird Frieden schließen, aber einen demütigenden, einen beschämenden Frieden. Der Sieger wird die Bedingungen diktieren.

Es war unerhört, was jetzt die Russen trieben. Der Hauptmann Waleski taumelte mit verzerrten Zügen, wenn auch immer noch lächelnd, umher. Man konnte sagen, daß er im Lager herumlungerte. Er trug keine Rangbezeichnung mehr. Er erteilte keine Befehle mehr, und seine Fragen, was eigentlich geschehen sollte, klangen von Tag zu Tag verzweifelter. Er vermochte seinen Willen bei seinen Leuten nicht mehr durchzusetzen. Sie hörten nicht auf ihn. Eines Tages waren am Tor keine Wächter mehr zu sehen. Als die Kommandantur um Waleski schickte, wollte er einfach nicht mehr kommen, sagte, man solle ihn in Ruhe lassen.

Das konnte natürlich nicht so bleiben, die Kommandanten der drei Lager versammelten sich und berieten die Lage. Sie setzten sich mit einem russischen Staatskapitän ins Einvernehmen, der sich gern bereit erklärte, russischerseits das Kommando zu übernehmen, jedoch nur dann, wenn für seine Besoldung und für die Löhnung seiner Soldaten gesorgt würde. Nach langen, schweren Debatten einigte man sich in diesem Sinne — jetzt erst erkannte man, wozu die Fonds gut waren. Aus den Fonds wurden die militärischen Kreise von Chabarowsk bestochen. Diese wiesen nun auch ferner die Bezüge der Kriegsgefangenen an und wollten schlimmstenfalls auch die Besoldung des Staatskapitäns riskieren, leider wollten sie aber die Löhnung der russischen Truppen nicht auf sich nehmen. Waffen und Monturen wollten sie auch zur Verfügung steilen — aber nicht mit den russischen Mannschaften verhandeln.

Aber es gelang, auch diese Frage zu lösen. Der Stabskapitän warb russische Deserteure an, die wegen des Winters nicht die Reise nach dem europäischen Rußland anzutreten wagten. Diese Leute waren bereit, gegen Verpflegung, etwas Wäsche und Geld die Bewachung des Lagers zu übernehmen.

Die Offiziersversammlung billigte dieses Verfahren, und so erhielt endlich das Lager wieder Wachen.

„Es ist doch schrecklich, daß wir selbst Kerkermeister gedungen haben und uns für unser Geld bewachenlassen.“

„Glaub mir, es ist so viel besser. Sonst würde sich das ganze Lager zerstreuen, die Leute wüßten mit ihrer Freiheit nichts anzufangen. Aber hier, hier können wir noch gesammelt auftreten...“

Dies wurde bloß im Flüsterton verhandelt, öffentlich wagte niemand zu mucksen. Schließlich war der Kommandantur Engherzigkeit am wenigsten vorzuwerfen. Es war ohne weiteres erlaubt, in das Städt-

chen zu gehen, nur zu größeren Reisen bedurfte es der Erlaubnis der Kommandantur. Diese Erlaubnis bekam aber jeder, der darum ansuchte.

Es war ja keine Kriegsgefangenschaft mehr; lediglich eine strengere Kasernenhausordnung, und die Gesetzteren begriffen dies auch recht gut. Diese scheinbare Kriegsgefangenschaft war ja nötig, denn wie sonst hätten sie von den Russen ihre Bezüge erhalten können?

Bei der abendlichen Zeitungsvorlesung wurde bekannt, daß sich der russische Bürgerkrieg auf 135 Schauplätzen abspiele. Bekannt wurden die Kämpfe in Moskau, in der Provinz, das siegreiche Vordringen der Mittelmächte ins Innere Rußlands und die ständig sich wiederholenden Friedensvorschläge der Bolschewisten.

Die Kriegsgefangenen hätten im allgemeinen diese Friedensvorschläge gern angenommen, das Kommando aber erwog ernsthaft alle Chancen und bestand auf einer Kriegsentschädigung. Jetzt haben wir den Sieg bereits in der Hand, es wäre schade, die Vorteile wieder preiszugeben. Eine solche Gelegenheit kehrt nicht so bald wieder, der Feind muß uns den Verlust an Menschenmaterial, die Kriegsschäden, die Kriegsausgaben, die Pensionen und Versorgungen bezahlen. Sei es Geld, sei es Vieh, sei es Gold, sei es Land, — wir müssen eine Entschädigung haben.

Die Nachricht von dem Brest-Litowsker Frieden wurde nicht der Zeitung entnommen, sondern stand im Tagesbefehl, der zu ungewöhnlich früher Stunde verlesen wurde. Er war militärisch knapp gehalten, dieser schicksalsschwere Bericht. Das Kommando teilte mit, daß die Mittelmächte mit Rußland einen Sonderfrieden geschlossen hätten: demzufolge richtete das Kommando an die Gefangenen die Aufforderung, sich zur baldigen Heimreise vorzubereiten. Die russischen Blätter berichteten selbstverständlich nur

sehr lakonisch über diesen traurigen Kriegsende — deshalb war die Kommandantur nicht in der Lage, Einzelheiten mitzuteilen. Sollten die Nachrichten stimmen, so würden die Mittelmächte als Kriegsentschädigung vor allem Polen erhalten. Onkel Hégyi sagte, er werde dies alles erst glauben, wenn der Heimkehrzug ihn nicht nur abgeholt, sondern auch daheim in Kaschau abgesetzt hätte.

Aber die meisten nahmen es anders auf, in den Boxen regte sich fieberhaftes Leben, alles begann einzupacken, aufzuräumen, der Kaufpreis für Wörterbücher, für Farben und Pinsel und Balalaikas war stark gesunken. Und doch verursachte diese Nachricht von Brest-Litowsk keine ungetrübte Freude. Im ersten Augenblick hatte man nicht daran gedacht, aber die Bemerkung eines österreichischen Kadetten rief unliebsames Aufsehen hervor — und hatte doch Sinn und Verstand: „Weiterdienen, Kameraden!“

Das war richtig. Bei einem Sonderfrieden muß man weiterdienen. Man muß an die französische, an die italienische, an die Balkanfront hinaus. Besser ist es dann, hierzubleiben. Einer sagte, es falle ihm nicht ein, heimzureisen; er bleibe, bis der ganze Rummel zu Ende sei. Ein Sonderfriede habe gar keinen Sinn. Wenn es schon Frieden gibt, so soll er an allen Fronten zugleich geschlossen werden. Alle gerieten in Aufregung, alle murrten: auch gegen die Kommandantur fielen einzelne häßliche, bittere Bemerkungen — man hatte Angst, sie werde ihre Macht mißbrauchen, von ihr hänge es ab, wie die Meldung über jeden einzelnen in der Heimat ausfalle. Wenn ihr ein Gesicht nicht paßt, wird man dann von neuem an die Front hinausgeworfen.

Niedergeschlagen ging alles zu Bett. In der bangen Stille erdröhnte plötzlich die Stimme eines Oberleutnants: „Jetzt sollen nur die Revolutionäre reden! Das haben wir von ihrer Revolution!“

Nach zwei Tagen war Waleski nach Amerika entflohen. Als Pole wäre er jetzt Untertan der Mittelmächte geworden, da Warschau den Mittelmächten gehörte. Er war also im Grunde Kriegsgefangener und sollte ebenfalls im Lager interniert werden — hatte auch sein Wort gegeben, zu kommen, aber er hatte es vorgezogen, zu verschwinden, so ersparte er es sich, über seine Handlungen seinerzeit in Warschau Rechenschaft ablegen zu müssen.

Trotzdem blieb im ganzen das Gefüge des Lagers erhalten. Was blieb denn anderes übrig? Das war eine Position, eine Stellung. Man hatte Pflichten, gewiß, aber auch Rechte. Friedensstörer fanden kein Gehör. Freilich gab es kleine Unbotmäßigkeiten, wenn auch nur persönlicher Natur.

Als der Winter vorbei war, erschienen Chinesen am Ufer des Ussuri und zimmerten hier primitive Holzhäuschen. Sie hatten erfahren, daß die Kriegsgefangenen etwas Freiheit genossen, und richteten in diesen Holzbuden kleine Freudenhäuser ein. Die Kommandantur hatte zwar insbesondere die Jugend auf die Gefahren aufmerksam gemacht, aber die Wallfahrten zu den Buden wollten nicht aufhören, wenn sich auch meist die älteren Herren noch mehr daran beteiligten als die Jungen. So hatte ein Oberleutnant seine sämtlichen Habseligkeiten in eine solche Bude gebracht und sie für einen ganzen Tag von den Chinesen gemietet. Seinen Mantel, seine chinesische Decke, sämtliche Baikaler Postkarten, den Tand, den er seit Jahren gesammelt hatte — und der Chinese forderte nicht nur dies, sondern auch seine Notizblocks und etwa vierzig Bogen reines Schreibpapier ab. Nach Ablauf seiner Zeit kehrte der Offizier krank, müde und fröstelnd in seine geplünderte Box zurück und sagte, jetzt sei es ihm auch gleichgültig, wenn er stürbe. Die Kommandantur stellte

den Fall als warnendes Beispiel hin, war aber machtlos gegen diese Ausartungen.

Die Leute machten auch ganz unbegreifliche Einkäufe. Ein Offizier hatte zwei Paar warme Unterbeinkleider (hier schlechthin unersetzlich) gegen eine Buddhastatue eingetauscht, die ihm ein schlauer Chinese angedreht hatte. Und das war noch nicht der schlimmste Fall. Die Leute gaben für eine Schäferstunde selbst ihre Winterstiefel hin... Manche tranken sich Räusche an, fraßen sich voll befleckten ihre Kleider mit Eierspeise und rühmten sich dieser Flecken, denn Eierspeise wurde mit Gold aufgewogen und war eine ganz seltene, kostbare Speise...

Dabei trafen aus dem Inneren Rußlands immer mehr alarmierende Nachrichten ein. Hier und da merkten auch die Zivilpersonen auf. Die besitzende Klasse Sibiriens bangte um ihr Eigentum. Die Kapitalisten verhandelten mit der Kommandantur der Gefangenen, wie man noch etwas retten könne. Der Eigentümer der Chabarowsker Galenus-Apotheke kam auf den Gedanken, den Gefangenen größere Darlehen zu geben. Da der Wert des Rubels von Tag zu Tag sank, schloß er die Verträge auf feststehender Valuta, er forderte für einen Rubel drei Kronen österreichisch oder drei Mark deutsch. Es hieß, er verleihe keine kleineren Beträge als viertausend Rubel. Im übrigen gewährte er die Anleihen ohne weitere Formalitäten. Die Mark war damals viel mehr wert als ein Drittel — es war Betrug. Aber man konnte mit ihm nicht feilschen.

Einen besonders schnellen Aufschwung nahm das Darlehensgeschäft, als ein Schiffskapitän aus Wladivostok im Hafen eintraf, der es für viertausend Kronen übernehmen wollte; jedermann auf seinem Schiff heimzubefördern. Angeblich war der Kapitän amerikanischer Abstammung, so daß man seinen Versprechungen einigermaßen Glauben schenken durfte.

Das Schiff sollte in einer Woche abgehen. Es gab annähernd dreißig Personen, die sich zur Abreise meldeten. Es schien sich zwar nicht allzusehr zu lohnen, sein Leben für einen so hohen Betrag dem Kapitän anzuvertrauen, denn man könnte, so schien es, für diesen Betrag auch auf dem Festlande entkommen, auch sollte es sich nur noch um Tage handeln — dann würde die Frage der Heimreise allgemein geklärt sein.

Mit dem Eintritt des Frühlings sollte das ganze Lager gemeinsam die Heimreise antreten — man nimmt keine Schulden auf sich, reist auch mit größerer Sicherheit. Läuft nicht Gefahr, in Borneo oder Sumatra als Sklave verkauft zu werden, was phantastische Gemüter nicht für ausgeschlossen hielten.

Einer der Offiziere, Kaufmann, Brüderchen Joska genannt, im Rang bloß Fähnrich, wollte sein Glück in Chabarowsk versuchen. Abends kehrte er mit Geld beladen heim, man wollte es ihm zuerst nicht glauben, aber er zeigte die knisternden Fünfhundertrubelscheine vor. Dieser Offizier war der Partner des „Onkel Szabó“, mit dem er bis jetzt eine ewige Millionenpartie gespielt hatte. Auch jetzt wurde er von Onkel Szabó zum Kartenspielen aufgefordert, aber er sagte: „Es fällt mir gar nicht ein, jetzt, da ich Bargeld habe, die alte Partie fortzusetzen.“ Es stellte sich heraus, daß er die Millionenpartie nie ernst genommen hatte. Schließlich sagte er: „Wenn aber jemand die Partie mit mir auf bar spielen will — ich bin dabei.“ Für die viertausend Rubel bar fand sich nicht leicht ein Partner, schließlich ging ein gewisser Dux doch auf den Leim. Es gab zwei Duxe im Lager. Sie waren Brüder und hatten einander ungemein lieb. Sie studierten gemeinsam, man sah sie stets beisammen, und sie küßten einander jeden Abend vor dem Schlafengehen. Eine derartige Anhänglichkeit war noch nie dagewesen. Dux der Jüngere sah daher

mit größter Besorgnis, wie sich sein älterer Bruder mit Kaufmann zum Spiele setzte.

Es war der Kampf des großen Goliath Joska mit dem kleinen David Dux. Die Stimmung wurde recht gespannt. Die beiden Spieler lizitierten hoch und höher, und als der Einsatz viertausend Rubel bar betrug, ging Dux nicht weiter mit.

„Vor allem hast du nur soviel Geld vom Apotheker bekommen, und für mich wird diese Summe gerade für die Heimreise reichen“, sagte er.

„Heraus mit dem Einsatz!“ sagte Kaufmann.

„Das zu fordern hast du kein Recht mehr, wenn du es bis jetzt nicht verlangt hast“, sagte Dux.

Darin stimmten ihm sämtliche anwesenden Kartenfachleute zu. Die Karten mußten von beiden aufgedeckt werden. Kaufmann hatte eine „Bande“ beisammen, aber Dux hatte vier Asse. Kaufmann hatte verloren und mußte das Apothekergeld auszahlen. „Gut“, sagte er, „nun die Revanche!“

„Erstens spiele ich deshalb mit dir nicht weiter, weil du kein Geld mehr hast, zweitens fällt es mir nicht ein, mein Reisegeld zu riskieren. Zu Hause in Oedenburg will ich dir gerne Revanche geben.“ Damit stand er vom Spieltisch auf. Beim Gehen wandte er sich noch einmal nach dem unglücklichen Verlierer um und sagte: „Was soll ich deinen Leuten daheim bestellen?“

Der Verlierer wischte seinen Kneifer ab, blickte in der erstaunten Menge umher und wandte sich dann an seinen alten Spielpartner, den Chefarzt Szabó: „Herr Chefarzt, wir können jetzt die Kasinopartie fortsetzen.“

Dux packte in fieberhafter Eile seine Sachen zusammen und verabschiedete sich von seinem jüngeren Bruder, den er jetzt, wie die Verhältnisse lagen, doch in Sibirien zurücklassen mußte. Das Geld reichte nur für eine Person. Abends noch reiste er nach Wla-

diwostok ab und schrieb von dort einen Brief, in dem er mitteilte, daß die Sache mit dem Schiffskapitän ernst zu nehmen sei. Das Schiff sehe vertrauenerweckend aus, und er werde mit ihm zweifelsohne die Heimat erreichen. Dem Spieler, Joska Kaufmann gelang es später, den Apotheker nochmals anzupfen, denn in Bälde war auch er abgereist.

Meist kam es so, daß die Abreisenden dies nicht vorher ankündigten — eines Tages waren sie eben nicht mehr da, und ihre besten Freunde mußten Stichelreden über sich ergehen lassen, weil man sie wortlos verlassen hatte. Übrigens hatte Kaufmann in geziemender Form Mitteilung gemacht, er hatte einen chinesischen Fuhrmann zum Lager bestellt und in unerschütterlicher Ruhe Abschied genommen von seinen Kameraden. Er sagte, er gehe zur Bahn und wolle den Zug nicht verpassen. Natürlich lachten alle, hielten es für Spaß. Was wäre denn auch daran gelegen, wenn er sich für einen Tag oder eine Woche länger aufhielte? Aber dieser Geschäftsmann besorgte sich Zeitungen und Zigarren, setzte sich in ein Abteil zweiter Klasse, zündete die Zigarre an, breitete die Zeitung aus, guckte auf die Uhr und sagte: „Was ist das? Mir scheint, wir haben Verspätung“, ganz als führe er zum Wochenmarkt in die Nachbarstadt. Es war gar so einfach — man konnte es kaum fassen. Die Lagerkommandantur hatte bis jetzt kein Verbot der Heimreise erlassen. Wer nachwies, daß er genügend Geld besaß, dem legte man kein Hindernis in den Weg. Übrigens hatten manche so große Geldmittel daß auch ein Verbot nicht genützt hätte. Noch ein zweiter Grund gegen ein solches Abreiseverbot bestand: die Roten hatten in der Umgegend überall die Herrschaft, und wie es hieß, wünschten sie nichts sehnlicher, als sich in die Lagerangelegenheiten zu

mischen. Mann sollte bei ihnen gegen jede Beschränkung Klage erheben können.

Das war wohl nicht bloßes Gerede, sondern eines Tages erschien „Genosse“ Nassok im Lager. Er trug eine große rote Kokarde an der Brust, eine rote Armbinde und die früher silberne Rosette an der Mütze, „Auge des Zaren“ genannt, war mit rotem Tuch überzogen. Es war ein mächtiger, gemütlicher, mäßig intelligenter russischer Arbeiter, nicht dumm, auch nicht böseartig. Er traf gemächlich die Anordnung, die Kriegsgefangenen mögen sich im großen Saale versammeln, und dort wollte er seine Ansprache an sie richten. Der Lagerkommandant berief sich auf den Brest-Litowsker-Friedensschluß, den die Mittelmächte als Sieger abgeschlossen hatten, und mit dem Recht des Stärkeren verwahrte er sich dagegen, daß die seelische Verfassung seiner Offiziere durch bolschewistische Propaganda infiziert werde.

Der Genosse geriet nicht in Zorn. Er sagte, er wisse nicht, ob dies im Brest-Litowsker Frieden vorgesehen sei, aber als Kommissar der Amurprovinz habe er die Versammlung angeordnet. Der Lagerkommandant könne sich gegebenenfalls daheim darauf berufen, daß er nur der Gewalt gewichen sei. Er sähe ja ein, der Major müsse sich verwahren, und er nähme ihm das auch nicht weiter übel. Er wolle die Verantwortung für die Verletzung des Brest-Litowsker Friedens auf sich nehmen.

Das Lager versammelte sich in erregter Stimmung, um Nassok anzuhören, der auf einen Tisch gestiegen war und den zerlumpten, faulen Kriegsgefangenen mit zündender Rhetorik zudonnerte: „Genossen! In Rußland lodert die Flamme der Revolution, und ihr, die ihr noch unter dem Zarenjoch in Gefangenschaft geraten seid, ihr sollt mit offenen Armen von der Revolution empfangen werden. Sie kündet euch die Freiheit an, gibt den Schlüssel eures Kerkers euch in

die Hände. Überall von der westlichen Grenze Rußlands bis nach Wladiwostok kann dieser in Knechtschaft schmachtende Vogel die Gitterstäbe seines Kerkers durchbrechen und in die Freiheit fliegen. Ihr, die ihr in Omsk, Tomsk, Irkutsk, Chabarowsk, Stretensk, Krasnojarsk, Beresowka oder an einem anderen Orte die lähmende Gefangenschaft erduldet, ihr seid jetzt unter der befreienden Fahne zu unsern Brüdern geworden. So strömt denn jetzt hinaus in die freie russische Ebene!“

Nach diesen Worten hörte man etwa drei schüchterne Hochrufe. Der Redner blickte sich verlegen um. Er hatte einen Strom von Freudentränen aus den Augen der Gefangenen erwartet. Von diesem schwachen Echo war er sonderbar betroffen. Aber bald schien er es begriffen zu haben. Er blickte verständnisinnig um sich. Von den Kriegsgefangenen mochten die wenigstens genug Russisch gekonnt haben, um seinem rhetorischen Schwung zu folgen. Er bat also den Lagerkommandanten, er möge seine Worte verdolmetschen lassen.

Der Major winkte einem Generalstabshauptmann, und dieser begann wie folgt zu dolmetschen: „Der Herr Kommissar Nassok versichert die Gefangenen seines vollsten Wohlwollens. Er ist mit Ihrer Auf-
führung zufrieden, besonders zollt er Ihnen Anerkennung für die Zurückhaltung, durch die Sie sich davon bewahrt haben, sich in Dinge zu mengen, die Sie gar nichts angehen. Die Stunde der Befreiung naht, und wenn Sie sich auch weiterhin so diszipliniert verhalten, wenn Sie fernerhin die Worte Ihrer Vorgesetzten beherzigen, werden nach soviel Leiden die Kriegsgefangenen, die in Omsk, Tomsk, Irkutsk, Chabarowsk, Stretensk, Krasnojarsk, Beresowka und anderen Orten schmachten, glücklich in den trauten Familienkreis zurückkehren.“

Jetzt ließ das Lager begeisterte Hochrufe ertönen. Genosse Nassok fuhr fort: „Pocht euer Herz nicht vor Begeisterung, wenn ihr die opfermutige Masse der russischen Freiheitskämpfer erblickt?“ Genosse Nassok hielt inne, damit der Stabsoffizier seine Worte verdolmetschte: „Pocht Ihnen das Herz nicht dankerfüllt bei dem Gedanken, daß Sie wieder zu den Waffen greifen können, die man Ihren Händen entwunden hat, daß Schwerter hell blinken werden...?“

Aber jetzt wurde es schlimm. Simi Groß, der Zeitungsvorleser, verzog den Mund zu einem Grinsen. Genosse Nassok merkte das sofort. Er winkte Groß zu sich heran und zog seinen Revolver: „Ich befehle Ihnen, meine Worte genau wörtlich zu übersetzen. Vor allem: Man hat meine Worte völlig entstellt wiedergegeben!“

Groß sagte: „Herr Nassok zwingt nicht mit Waffengewalt, zu verdolmetschen, daß man seine Worte entstellt wiedergegeben habe.“

Genosse Nassok beobachtete die Gesichter und erkannte, daß diesmal die Übersetzung richtig war. Er fuhr fort: „Sagen Sie den Gefangenen, daß sie viel zu versklavt sind, als daß ich hoffen dürfte, daß sie meine Worte fassen könnten. Sagen Sie es!“ Groß tat es.

Nassok: „Sagen Sie, daß ich mit Sklavenseelen nicht verhandle, sie mögen ihre Fesseln bewahren. Weder liebe ich sie, noch hasse ich sie. Ich kümmere mich weiter nicht um sie.“

Groß sagte auch dies.

Nassok: „Sagen Sie ihnen, Gott möge ihnen auf dem Weg zur Schlachtbank beistehen, wohin sie vermutlich in Bälde wieder einrücken werden.“ Es mußte verdolmetscht werden, denn Nassok hielt den Revolver in der Hand und beobachtete die Gesichter. Dann verbeugte er sich kurz und verließ sie.

Als der Revolutionär fort war, ergriff der Lagerkommandant das Wort. Er dankte Gott, daß das böse Vorhaben nicht geglückt war, belobte die Vernünftigen, weil sie sich beherrscht, den Aufwiegler nicht insultiert hätten. „Es ist“, sagte er, „ein großes Glück, daß alles so gut ausgefallen ist. Besonders die jüngeren Herren hätte der Abenteurer in ein gefährliches Wagnis hineintreiben können. Richtig ist an seiner Ausführung freilich, daß in der Heimat der Kampf noch weitergeht, wollte Gott, daß auch in unseren befreiten Händen der Stahl, der edle, noch einmal frei und rein erglänze, daß wir ihn in Ehren schwingen, daß wir auf dem Felde der Ehre und des Ruhms unser Leben und unser junges Herzblut hinopfern können.“ Diese Worte des wackeren Majors erweckten stürmische „Éljen“-Rufe. Der Major fuhr fort: „Die Kommandantur untersagt den Gefangenen vorläufig die sogenannte Heimreise. Es ist unwahrscheinlich, daß diese Versuche gelingen, aber es hat auch nichts zu sagen, wenn einige dieser Versuche bereits gelungen sein sollten. Man muß das Interesse der Gesamtheit im Auge behalten, nicht die Einzelwünsche. Zwei Wochen lang kann auch der übliche ‚Ausgang‘ nur in beschränktem Maße beansprucht werden, denn — dies wird den Gefangenen unter dem Siegel des strengsten Geheimnisses mitgeteilt — in dieser Zeit sollen die Vorbereitungen zur Flucht des Lagerkommandanten, des Herrn Obersten, erfolgen. Dieser wird dann für die Flucht in die Heimat mit allen Notwendigkeiten ausgerüstet werden, wird also zuverlässig daheim ankommen und von dort aus den Hierbleibenden leicht behilflich sein können. Das ist der einzige Zweck dieser Flucht. Dieses Ziel darf durch die Versuche einzelner nicht gefährdet werden. Entweder sollen alle heimkommen — oder niemand! Ich danke den Herren.“

Es schien, als ob die Lokalzeitung ihre Nachrichten aus trüber Quelle bekäme. Sie widersprach sich, Und was auf der einen Seite behauptet war, wurde auf der nächsten Seite schon dementiert. Jetzt hieß es sogar, daß ein General Hoffmann mit der Weißen Garde gegen Moskau vorrücke. Er respektiere den Brest-Litowsker Frieden nicht und werde von der Bevölkerung freudig empfangen. Die Gefangenen im Lager konnten nicht begreifen, warum die Deutschen die Demarkationslinie überschritten hatten und den Brest-Litowsker Frieden brächen. Wer ist dieser General Hoffmann? Dem Namen nach ein Deutscher — aber was hat er in der Richtung Pskow zu schaffen? Die ganze Zeitung war ein wirres Durcheinander. Die Kommandantur machte die Gefangenen ausdrücklich darauf aufmerksam, daß diese Nachrichten und Telegramme nur mit Vorbehalt aufzunehmen seien, denn eine Nachricht, die früher mit dem stärksten Enthusiasmus aufgenommen war, hatte sich auch als falsch erwiesen, die Nachricht vom Falle Venedigs... Das Kommando kannte nur einen festen Punkt: den Friedensschluß von Brest-Litowsk.

Im übrigen war die Kommandantur im Interesse der Allgemeinheit nicht untätig geblieben. Mittels der geheimen Fonds war es gelungen, das Chabarovsker Militärkommando zur Annahme der Brest-Litowsker Bedingungen zu bringen. Bevor noch Hilfe aus der Heimat eintreffen konnte, zwei Wochen nach der Abreise des Obersten, wurde auf Grund gemeinsamer schriftlich festgelegter Bestimmungen tausend Gefangenen die Heimreise gewährt. Das Lagerkommando ließ wieder die Tore öffnen und bewilligte den Gefangenen volle Freiheit, vorausgesetzt, daß sie sich nicht eigenmächtig entfernten. Wer aber bis zum nächsten Abtransport in der Stadt Unterkunft finden wollte, konnte das Lager verlassen.

Mitte April trafen endlich an einem unvergeßbaren Tage Meldungen von der Eisenbahnstation am Ussuri ein, es sei ein Zug mit Viehwaggonen angekommen, welcher der Aufnahme von Kriegsgefangenen dienen solle. Ergriffen teilte der Major den Offizieren mit, daß voraussichtlich in zwei Tagen der erste Transport unter Führung eines Oberstleutnants abgehen werde. „Hoch! Hoch!“ So brauste es aus der Menge der Gefangenen, doch der Major schüttelte mißbilligend sein graues Haupt und sagte: „Nicht zu Hochrufen ist jetzt Zeit, sondern wir müssen sagen: Gott sei Dank!“

So ließ die Gesellschaft der Gefangenen ein mächtiges „Gott sei Dank!“ ertönen.

Nach zwei Tagen verließ der Zug den Ort. Es waren erschwindelte, zusammengestohlene Viehwagen, nachts lagen die Reisenden zusammengepfertcht auf dem Bretterboden neben- und übereinander, es waren defekte, ausrangierte Wagen mit verrosteten Achsen, doch sie rollten der Heimat zu. Die Lokomotivführer waren betrunken. Es wurden daher Abstinenzkontrollen beordert, und diese versahen den Dienst bei Tag und Nacht. Die Eisenbahner unter den Gefangenen waren bereits, mit Gültigkeit für die Heimat, um einen Dienstgrad befördert worden, auch erhielten sie das Versprechen, daheim außerdem besonderer Belohnung teilhaftig zu werden... Der Zug sauste vom Stretensker Gebirge hinab, rannte über scharfe Serpentinien der Ebene zu, als ungefähr in der Mitte des Zuges, ein Offizier namens Schnabel das verabredete Notsignal gab, indem er — es war mitten in der Nacht, eine brennende Fackel schwang. Da die Bremsen verdorben waren, konnte man nicht anhalten. Unheilverkündend kreischte die Achse eines Wagens, die ins Glühen gekommen war. Von einem Wagen zum andern rief man einander die Kunde von der Gefahr zu. Aber es ließ sich nichts tun, der

Zug sauste wie rasend auf dem kurvenreichen Geleise die Serpentine hinab und rasselte lärmend und kreischend an den Wärterhäuschen vorüber. Aus den weit aufgerissenen Türen der Viehwaggons sahen tausend Kriegsgefangene sprungbereit der Todesgefahr in die Augen.

Endlich gelangten sie in die Ebene und begannen mit frischem Lebensmut freier aufzuatmen. Noch war die Gefahr nicht zu Ende, es folgte eine kritische Station, wo sie nicht anhalten konnten und nur dem Stationschef verzweifelte Signale gaben — sie durften hier nicht mit einer rangierenden Lokomotive zusammenstoßen, nicht einem Gegentrain begegnen, dann waren sie gerettet. Endlich konnten sie den Zug außerhalb der Station in freiem Felde zum Stehen bringen. Nach kurzer Ruhepause bugsiierten sie den Zug zurück in die Station, das war ihr Glück, denn kurz darauf fuhr der Wladiwostoker Eilzug ein. Es wäre verhängnisvoll gewesen, ihm auf offener Strecke zu begegnen — Lokomotive gegen Lokomotive. Ertls teuflische Denkungsart verhalf ihnen dazu, daß sie bald nachher mit einer guten Maschine ihre Heimreise fortsetzen konnten. Ertl hatte nämlich die Lokomotive des Wladiwostoker Zuges einfach den Eisenbahnern abgekauft, hatte dem betrunkenen Führer aus dem Reservevorrat fünf Pfund amerikanischen Tabak gegeben... Die Lokomotiven hatten sich in der kleinen mandschurischen Station mit Wasser versorgt, bei dieser Gelegenheit hatte man den Tausch vorgenommen.

Durch Opfer an Trikothemden, amerikanischen Schuhen und gelbem Tabak gelang es, den Zug von einer Station zur andern zu schieben. Stets ergingen sie sich in sorgenvollen Mutmaßungen: Werden wir nach Tschita kommen? Und wie von dort weiter? Wird man sich durch Semmenoffs Reich durchstehlen können, wie gelangt man nach dem Westen? Je mehr

sie sich dem Baikal näherten, desto mehr wuchs ihre Angst und Ungewißheit. Von der Mandschurei angefangen, fanden sie an jeder Station Rotgardisten. Bis jetzt waren diese noch wohlwollend gewesen. Die schrecklichen Menschen, über die Groß die schauerlichsten Nachrichten abends in dem Schlafsaale verlesen hatte, benahmen sich hier noch recht sympathisch. Hier und da zeigten sich auch ungarische Soldaten unter den Rotgardisten. Diese sprachen zwar verlegen, aber doch nicht ohne Achtung von ihren früheren Vorgesetzten, den ungarischen Offizieren.

Sie erklärten ihr Vorgehen nicht weiter, sondern sagten: „Wir sind halt eingetreten, Herr Leutnant, und weil wir eingetreten sind, bleiben wir auch weiter da.“

„Was ist euch denn eingefallen, so weit von der Heimat, in einem fremden Land?“

„In den Bergwerken und Gruben haben wir gerobtet, bis an die Knie im Wasser. In den Dörfern geschuftet, verprügelt wie Hunde. Hungrig, zerlumpt. Man hat uns in der Gefangenschaft geknüttet, — jetzt sind wir frei. Es hat nicht ärger werden können...“

Es gab aber auch andere, die mit den kriegsgefangenen Offizieren spöttisch, ironisch sprachen, daheim erwarte jeden Offizier ein Lorbeerkranz und ein Sofa — auch unter den Offizieren gäbe es Proletariat, und sie würden sich von daheim hierher zurücksehnen, wo die Rotgardisten um die Weltfreiheit kämpften.

„Wie wollen Sie hier in fremdem Land kämpfen?“

„Hier geht es um die Befreiung der Arbeiterschaft — um unsere eigene Sache...“

Mit diesen Leuten war nicht zu reden, außerdem hatte es das Kommando ausdrücklich untersagt. Der Fähnrich durfte nur verstohlen einige Worte wechseln. Es gab verschiedene Arten von Rotgardisten.

Solche, welche den Offizieren erregt antworteten und sie aufgeregt fragten: „Er möchte mich wohl wieder anbinden lassen, der Herr Leutnant? Nicht? Oder den Revolver auf mich anlegen? Sehen Sie zu, daß Sie fortkommen, lassen Sie uns ins Ruhe!...“ Andere wieder schlichen zu dem Zuge, bevor dieser abfuhr, und überreichten den früheren Vorgesetzten ein Pfund Zucker oder Tee oder einen Brief, mit Bleistift hingekritzelt, eine Botschaft an die Angehörigen daheim. Sie tippten mit den Fingerspitzen ihrer groben klobigen Hände an die Lippen, als wollten sie andeuten, man möge daheim nichts von ihrem Eintritt in die Rote Armee erzählen.

Man konnte durchaus nicht verstehen, warum die Weltfreiheit gerade in Sibirien erkämpft, warum gerade hier der Kampf zwischen Kapital und Arbeit ausgetragen werden sollte. Aber eigentlich waren dies auf der Hand liegende Fragen, und auf diese Fragen wußten viele eine Antwort: Den Kern der Revolution hielt Rußland. Die Front der Weltrevolution ist einheitlich, ein untrennbares Ganzes. Gleichviel an welcher Front der Rotgardist kämpft, er dient demselben Ziel.

Der Wortschatz der Revolutionäre war zweifellos viel reicher als der der kriegsgefangenen Offiziere. Man gab es also auf, mit ihnen zu debattieren. Die Offiziere sahen es bald ein, daß man die anderen ruhig gewähren lassen müsse. Sie reisten ja nicht zu dem Zwecke der Heimat zu, die Rotgardisten zu bekehren, sondern sie mußten im Gegenteil froh sein, wenn sie selbst heil durchgelassen wurden. Dies war das Ziel.

In einer Station vor dem Baikal war der Kommandant ein Ungar namens Szilágyi. Er trug Zivilkleidung; ohne den Revolver an der Seite hätte man ihn für einen Zivilisten gehalten. Glatt rasiert, groß, knochig, streng, von sehr guten Manieren. Er prüfte

eingehend, mit der größten Aufmerksamkeit die Papiere, ließ den Zug lange halten. Schließlich legte er dem Kommandanten ans Herz, darauf zu achten, daß seine Offiziere nicht in eine gegenrevolutionäre Bewegung gerieten.

Die Weiterreise wurde gestattet. Aber dafür wurde in der nächsten Station die Reise durch einen Russen namens Sussow aufgehalten. Das war schlimm. Der Fähnrich lag gerade in seinem Abteil aus morschen Brettern, als der Adjutant des Oberstleutnants erschien und ihn bat, in den Wagen des Kommandanten hinüberzukommen.

Der Oberleutnant sagte ihm: „Es bietet sich Ihnen Gelegenheit, Ihr Betragen im Lager gutzumachen. Sie erinnern sich der Bewegung, die Sie damals wegen der Kadetten Pillitz, Laufer und Schlacht entfacht haben. Sie sind in unserem Transport der einzige Sozialist und können uns behilflich sein. Wenn Sie die Heimreise fördern, werde ich dafür sorgen, daß Ihnen wegen der Lagerrevolution in der Heimat nichts geschieht. Ja, Sie sollen sogar für Ihre Dienste eine Anerkennung erhalten.“

„Wie soll ich aber dem Transport behilflich sein?“

Der Oberstleutnant sah ihn verwundert an: „Ihre Genossen, die Sozialisten, werden doch so viel für Sie tun? Ist es denn nicht Ihre Losung: ‚Proletarier aller Länder vereinigt euch!‘? Ich hoffe, sie werden alle soviel Solidarität zeigen...“ Er taumelte betroffen aus dem Waggon des Kommandanten. Wie sollte er den Transport protegieren? Er war offiziell zum Revolutionär ernannt worden. Er schlich vorsichtig zu dem Stationszimmer des Genossen Sussow. Dieser war ein russischer Muschik mit schütterem Vollbart, trug geflochtene Bastsandalen, rauchte einen in Zeitungspapier gewickelten „Grobschnitt“ als Zigarette. Der Fähnrich kehrte zum Zuge zurück und verlangte einen Dolmetsch. Er erhielt den Generalstabshaupt-

mann, der seinerzeit die Rede des Genossen Nassok verdolmetscht hatte. „Bitte, Herr Hauptmann, diesmal dolmetschen Sie wortgetreu!“ Der Hauptmann lächelte über den guten Witz und gab natürlich keine Antwort. Der Fähnrich meldete sich bei Sussow. Schüttelte ihm die Hand und ließ ihm sagen, daß er ihm die Grüße der ungarischen Genossen der Bol-schewiken der Amurgegend überbringe. Sussow war sehr erfreut, lud ihn zum Tee und schickte den Hauptmann fort. Es wurde ein anderer Dolmetsch, ein ungarischer Soldat, bestellt. Der Fähnrich beklagte sich über seinen Dienst. Man hätte ihm eine häßliche Aufgabe aufgebürdet, er solle auf die Gegenrevolutionäre aufpassen. Er hoffe, bald abgelöst zu werden. Sussow beruhigte ihn, das würde bald geschehen. Es würde gerade in Irkutsk die Landesversammlung der sibirischen Kriegsgefangenen abgehalten, dort würde der Fähnrich wohl eine andere Diensterteilung erhalten. Der Fähnrich fragte, ob er aber auch rechtzeitig in Irkutsk eintreffen werde? Genosse Sussow versicherte ihm, daß noch Zeit sei, doch dürfe er nicht mehr lange zögern. Er erbot sich, nach Irkutsk zu telegrafieren, damit ein Genosse zum Empfang erscheine und damit sich nicht auch dort Mißverständnisse ergäben.

In diesem Sinne traf Sussow Anstalten zur Abfahrt des Zuges, verabschiedete sich mit einem freundschaftlichen warmen Händedruck vom Fähnrich und wünschte ihm viel Ausdauer zu seiner Arbeit.

Der Zug fuhr weiter. Der Kommandant fand es ganz selbstverständlich, daß der große Revolutionär Sussow dem kleinen Revolutionär Fähnrich den Gefallen getan und den Zug durchgelassen hatte. Er gab zu, daß der Fähnrich bewiesen hätte, daß er zu den einsichtsvollen und patriotischen Sozialisten gehöre und daß er seine Verbindungen in aufrichtiger

Weise zugunsten seiner ins Unglück geratenen Kameraden ausgenutzt habe. Man bot dem Fähnrich an, im Kommando-Abteil zu wohnen, doch erklärte er sich dagegen. Er müsse den Schein wahren.

Als sie in Irkutsk anlangten, bildeten die Rotgardisten einen Kordon um den Zug und ließen niemand heraus. Die Ungewißheit dauerte nur wenige Augenblicke. Jetzt erschien der Kommandant, hielt ein Telegramm in der Hand und las den Namen des Fähnrichs vor. Der Fähnrich kletterte besorgt aus dem Viehwagen und näherte sich dem roten Kommandanten, der ihn freundlich begrüßte und ihm die Hand gab. Es war tatsächlich nach Irkutsk an den Arbeiter- und Soldatenrat telegraphiert worden, daß man den Genossen würdig empfangen solle. Aus dem Telegramm war nicht ganz deutlich zu ersehen gewesen, worum er sich handle, deshalb hatte man den Zug absperren lassen.

Der Fähnrich einigte sich mit dem roten Kommandanten dahin, daß man die Lage im Osten besprechen wolle. Der rote Kommandant war ein Ungar, ein Zimmermaler aus Budapest. Etwas beleibt, schwerfällig. Unordentlich gekleidet, trug er einen Filzhut auf dem Kopf, aber einen Säbel um seine Hüfte; das bekümmerte ihn wenig. Es war nicht sehr heiß, doch wischte er sich den Schweiß von der Stirne. Sie schritten wortlos dahin. Der Fähnrich war müde, aber zu allem entschlossen. Sie gelangten ans Ufer eines Flusses. Da blitzte es in den Augen des Kommissars, und es sagte: Bleiben wir hier, setzen wir uns ein wenig.“ Man sah ihm an, daß er selig war, am Ufer des sibirischen Flusses mit einem Landsmann zu sitzen und Namen von Budapester Straßen aufzuzählen, Erinnerungen aufzufrischen... Dann kehrte er auf den Boden der Wirklichkeit zurück und fragte den Fähnrich, was er eigentlich vorhabe. Wer ihm Order erteilt habe? Welcher Auftrag?

Welche Verantwortung? Den Fähnrich überkam ein sonderbares Gefühl. Sollte er wieder zu schwindeln beginnen? Diesem naiven Menschen, der für seine Ideale sein Leben aufs Spiel setzte, etwas vorlügen? Er gestand. Er erzählte, wie er unschuldigerweise in den Ruf eines Revolutionärs gekommen sei, daß ihm daheim völlige Straflosigkeit gesichert sei, wenn er den Transport heimbringe. Er kenne die Prinzipien gar nicht, um die hier gekämpft werde, wisse nicht, wo die Grenze zwischen Sozialismus und Bolschewismus sei. Dies interessiere ihn im Augenblick auch gar nicht. Er wolle ganz einfach heimkehren. Nicht aber um diesen Preis. Nicht durch Trug. Der Genosse solle nach Gutdünken verfahren. Er bereue es, sagte der Fähnrich, den Genossen Sussow angeschwindelt zu haben. Mit dieser Flunkerei habe er aber genug.

Der Zimmermaler ermahnte ihn, leise zu sprechen. Es könne jemand lauschen. Schade, daß der Fähnrich nicht in Irkutsk bleiben wolle. Er solle doch bleiben, sich an der politischen Leitung beteiligen.

„Ich will heim...“

„Auf die Schlachtbank? Daheim ist Krieg.“

„Einerlei.“

Der Kommissar sann nach. Er wollte dem ganzen Transport helfen, das heißt, allen vom Oberleutnant abwärts, den niederen Chargen unter den Offizieren. Darauf ging der Fähnrich nicht ein. Sie hielten bereits beim Hauptmann. Alle sollen fahren! Wenn der Kommissar helfen will, soll er allen helfen.

„Und sind Sie so sicher, daß man Ihnen verzeihen hat?“

„Ganz sicher. Sie haben mir ihr Ehrenwort gegeben. Und übrigens, was habe ich denn verbrochen? Ich habe wegen der Trikothemden und Sweater demonstriert, die man meinen Kameraden vorenthalten hat — das ist doch kein Kapitalverbrechen. In einem Weltkrieg. Verdun. Gorlice. Doberdoplateau. Da hat

doch ein Disziplinarvergehen am Amur nichts zu sagen.“

„Also gut“, sagte der Kommissar, „meinetwegen sollen alle fahren. Aber ich werde erst das Offizierkorps auffordern, mir die Protokolle über die Mannschaft und über ähnliche Verfehlungen wie die Ihre zu übergeben.“

„Von was für Protokollen faseln Sie denn, Genosse?“

„So, wissen Sie das nicht? Es existieren Protokolle über das Verhalten jedes einzelnen Kriegsgefangenen. Sie wurden auf höheren Befehl in die Blusen und Kragen eingenäht. Auch in den Manschetten sind einige. Diese müssen hierbleiben. Wenn ich bei der Visitation auch nur ein einziges finde, bleiben die Stabsoffiziere hier. Es wird ihnen kein Leid geschehen, aber sie dürfen nicht fort, sondern müssen ins Lager zurück.“

„Sie können ruhig sein, Sie werden kein einziges finden.“

Als er zum Zuge kam, wurde gerade Rapport abgehalten, zuerst der Rapport für die Offiziere, dann für die Mannschaften. Es fanden sich nämlich während der ganzen Reise täglich Mannschaftspersonen ein, die das Kommando anflehten, sie mitzunehmen. Auch Offiziere aus andern Lagern machten Versuche, kamen mit verschiedenen Ausreden, ihr Bruder sei bei diesem Transport dabei usw., doch konnte man auch mit diesen keine Ausnahme machen. Jetzt meldeten sich gerade zwei zerlumppte Leute aus der Mannschaft. Sie wollten gar nicht heimreisen, das heißt, sie wagten nicht, so Großes zu erbitten, es waren bärtige, uralte Landsturmmänner, Menschenwracks. Sie flehten nur um ein paar Schuhe, um ein Hemd. Zeigten ihre nackten Füße. Sie hatten zahnlose Kiefer, waren am sibirischen Skorbut erkrankt. Ertl (man hatte bis jetzt nicht bemerkt, daß er von

neuem im Amte saß und Verfügungen traf) erklärte daß er der Sachen, die er auf Rechnung der Offiziere mit großen Kosten und eifriger Mühe zusammengespart habe, nicht weggeben könne. Man könne nicht wissen, wie man die Sachen noch benötigen werde, man hätte zwar noch etwas Sohlenleder, Schuhe, Mäntel und Hemden, doch müsse er über diese Dinge Rechnung legen, man werde ihn dafür haftbar machen. Und da kommen die Leute aus dem Wald hervor, Mannschaften, und verlangen man solle sie bekleiden. Wer ist das? Wie kann man so etwas verrechnen, wenn der Mann gar nicht zum Transport gehört?

Der Oberstleutnant gab, obgleich er etwas Anteil nahm, den Leuten keine Kleidungsstücke, ließ ihnen aber je zwei Pfund Brot verabrechnen, wofür sich die Ärmsten in Danksagung ergingen. Endlich konnte der Fähnrich dem Oberstleutnant berichten. Der Oberstleutnant hielt die Bedingungen für sehr schwer und sagte, der Fähnrich müsse sich mit dem Kommissar noch einmal ins Einvernehmen setzen. Mit welchem Rechte könne dieser Kommissar es wagen, sich in die internen Angelegenheiten des Transports einzumengen? Der Fähnrich entgegnete dem Oberleutnant, daß eine Milderung der Bedingung unmöglich sei. Diese Bedingung sei vom Standpunkt des andern nicht unberechtigt. Die Leute hier wollten es nicht, daß die Heimkehrer ihre Gesinnungsgenossen denunzieren. Der Oberstleutnant blickte ihn wütend an und sagte, er werde der Sache selbst nachgehen.

„Man muß ehrlich vorgehen, Herr Oberstleutnant, denn es wird eine Visitation stattfinden.“

„Schon gut. Das haben Sie schon einmal gesagt.“

Der Oberstleutnant zog sich zurück und beriet sich lange mit den höheren Offizieren, schließlich ließ er nach zwei Stunden den Fähnrich holen und sagte, es sei alles in Ordnung.

„Bitte, hier haben Sie sämtliche Protokolle.“ Es lagen etwa zwanzig Protokolle da, zumeist über Ehrenhändel. Es habe auch ein Protokoll über einen Mann, der seinem Herrn ein Stück Seife gestohlen hatte, und eines über eine Schlägerei unter der Mannschaft. Mit diesen Protokollen ging der Fähnrich zum Kommissar und meldete, daß die Sache in Ordnung sei. Der Kommissar blätterte die Protokolle durch und schüttelte den Kopf. „Das kann unmöglich alles sein. Wo ist das Protokoll über die Lagerrevolution, von der Sie mir erzählt haben?“

„Darüber ist sicherlich keines aufgenommen worden.“

„Warum denn nicht? Ich werde es gleich finden.“ Er ging mit einigen in Zivil gekleideten Russen ins Kommandantenabteil, und sie begannen systematisch die Untersuchung, betasteten die Blusen, die Kragen, Manschetten und fanden mehrere Protokolle, längere und kürzere. „Das ist alles noch nichts“, sagte der Kommissar, „wir werden noch ganz andere Sachen finden.“

Er gewährte eine halbe Stunde Bedenkzeit. „Irgendwelche Papiere sind vielleicht aus Versehen bei den Herren zurückgeblieben“, sagte er sanft. „Sie haben sie vergessen. Geben Sie das Protokoll über die Lagerrevolution heraus, dann ist die Untersuchung zu Ende.“

„Die Lagerrevolution hat ein friedliches Ende genommen, ein Protokoll darüber besteht nicht.“ Der Zimmermaler ließ durch seine Leute weiteruntersuchen und stöbern. Bei einem Hauptmann war Papier unter der Kleidung zu ertasten. Sie rissen ihm die Bluse auf. Im Futter war ein vierundzwanzig Seiten langes Protokoll über die Lagerrevolution.

Der Kommissar verfügte: „Sämtliche Stabsoffiziere steigen aus.“

Der Hauptmann, bei dem man das Protokoll gefunden hatte, fragte zitternd: „Ich auch?“

„Sie? Nein: Sie haben auf höheren Befehl gehandelt.“

Der Major-Lagerkommandant von Pavillon 7 trat zu dem Zimmermaler: „Von mir weiß jeder, daß ich die Majorssterne unbefugt getragen habe. Ich bin kein Stabsoffizier, sondern nur Hauptmann.“

„Bitte schön. Wenn Sie nur Hauptmann sind, können Sie natürlich Weiterreisen.“

Sämtliche Stabsoffiziere mußten aussteigen. Der Zimmermaler ließ sie durch seine Rotgardisten umzingeln und geleitete die traurige Gesellschaft in die Stadt. Dagegen verfügte er sofort, daß der Transport weitergehen könne.

Neben ihrem Zuge standen die Transporte der Tschechischen Legion, die in ihren russischen Uniformen auf allen Stationen unschlüssig herumlungerten. Man konnte nicht ahnen, was sie vorhatten, vielleicht wußten sie es selbst nicht genau. Sie wagten nicht heimzukehren. Sie hatten die Verbindung mit ihrem rechten und dem linken Flügel aufgegeben, sich den Russen ergeben, gegen die österreichisch-ungarische Monarchie gekämpft. Jetzt ist der Friede geschlossen, sie haben nichts davon. Ihnen hat Brest-Litowsk nichts gebracht. Die Bolschewiken haben erklärt, daß sie ihrer nicht bedürfen, sie können heimkehren, gehen, wohin sie wollen.

Sie haben sich aufs Geratewohl nach Osten auf den Weg gemacht. Vielleicht klärt sich inzwischen die Lage. Man hat ihnen die Uniformen und jeder Kompanie zwanzig Gewehre gelassen, damit sie sich unterwegs verteidigen können.

Man hat ihnen auch Waggonn beigestellt, und jetzt fahren sie ohne Ziel nach Osten. In den Stationen fixieren die Offiziere, die jetzt stolz und selbstbewußt der Heimat zusteuern, spöttisch und herausfor-

dernd diese Legionäre. Feindselig blicken die Offiziere auf die traurigen Tschechen in ihren russischen Monturen. Sie tragen keine Stiefel, sondern Gamaschen. Auf den Dächern der Waggons hatten sie Aeroplanpropeller und Windmühlen angebracht, und diese drehen sich, sobald sich der sibirische Wind erhebt. Auch ein Hanswurst dreht sich oben auf dem Waggondach und macht allerhand Kunststücke.

Die Tschechen haben große weiße Adler auf die Wände ihrer Waggons gezeichnet, auch Bildnisse von Rittern, doch weiß von den Offizieren keiner, was diese Embleme zu bedeuten haben. Verschiedene Ortsnamen sind aufgezeichnet, Orte, in die sie nicht mehr zurückkehren dürfen: Jungbunzlau, Humpolec.

Aufschriften: „Grüßt in unserem Namen Praha und alles, was wir in Liebe beweinen...“ Sie, die Gefangenen, hatten aber nicht die Aufgabe, diese Grüße zu bestellen.

Der Offizierstransport ging weiter und passierte die kleinen Stationen jetzt meist ohne Hindernis. Das Kommando wurde umorganisiert, es gab einen neuen Zugkommandanten, und statt der Stabsoffiziere mußten Hauptleute die Funktionen übernehmen. Ertl blieb leider in seiner beherrschenden Stellung.

Bald wurde wieder die Intervention des Fähnrichs nötig. In Nowo-Nikoljewsk gingen einige Offiziere in die Stadt, um Einkäufe zu machen. Rotgardisten (ehemalige ungarische Soldaten) forderten die Offiziere auf, die Rangabzeichen abzulegen. Dies verbot sie sich und beriefen sich darauf, daß sie auf der Heimreise begriffen seien. Es sei eine Schande, daß die Soldaten der eigenen Armee einen derartigen Befehl äußern konnten, statt sich subordinationsmäßig ihren Vorgesetzten gegenüber zu benehmen. Daheim würde man es den Revolutionären schon heimzahlen... Darauf verhafteten die Roten kurzerhand die drei widerspenstigen Offiziere. Atemlos kam

der vierte bei dem Zuge an und erzählte alles. Er selbst hatte, ohne ein Wort zu reden, die Rangabzeichen abgerissen — und man hatte ihn unbehellig gelassen. Der Fähnrich eilte sofort in die Stadt.

Auf der Anklagebank saßen die drei Deliquenten, finster, entschlossen, tief beleidigt durch die unwürdige Behandlung. Der Fähnrich stellte sich den Genossen vor, er berief sich auf seine Verbindungen, legitimierte sich durch einen kleinen Zettel, den er von einem Irkutsker Kommissar erhalten hatte und der den Dienststempel der „Revolutionären Armee“ trug. Die Genossen wurden daraufhin milder gestimmt und ließen ihn zu Worte kommen.

Er sagte, das Vergehen erscheine ihm nicht so schwer, daß man die Offiziere sofort hätte verhaften und vor das Standgericht stellen müssen. Und Gegenrevolutionäre seien sie nicht. Denn dann wären sie hier, im Brennpunkt der revolutionären Bewegung, vorsichtiger vorgegangen. Auch die Genossen müßten ernster und umsichtiger sein. Narren wie diese müßten sie ruhig laufen lassen. Derlei Mißgriffe gefährdeten den Ernst der Revolution.

Die Genossen stimmten bei und ließen die Gefangenen hereinrufen. Sie verkündeten ihnen das Urteil: Sie seien der Dummheit schuldig befunden worden, und das sei an sich schon Strafe genug. Sie könnten gehen. Aber die Offiziere empfanden auch dies als Beleidigung und hörten nicht auf zu murren, bis man sie zur Tür hinausschob.

Bald gab es wieder einen anderen unangenehmen Zwischenfall. In der nächsten Station gingen rote Patrouillen durch die Waggonen und suchten jemand. Schließlich zerrten sie aus einem Wagen einen Oberleutnant hervor, der leichenblaß wurde, als er in dem Kommandanten der Patrouille seinen früheren Bur-schen erkannte. Er hatte ihm im Lager einmal eine Ohrfeige versetzt. Jetzt taumelte der Herr zwischen

aufgepflanzten Bajonetten seinem blutdürstigen Bur-schen nach. Man brachte ihn in die Stadt.

Der Fähnrich wartete die Verfügung des Trans-portkommandos nicht erst ab, sondern ging sofort dem Verhafteten nach. Unterwegs kam ihm ein hoch-gewachsener russischer Kommandant entgegen, der die Mütze keck auf dem Kopf, munter vor sich hin pfiff. Ihre Blicke begegneten einander, und der Russe rief in bestem Ungarisch: „Servus! Was führt dich her?“ Der Russe stellte sich vor: „Oberleutnant Lé-tay.“

Hier war er nicht Oberleutnant, sondern Regi-mentskommandant. Der Fähnrich erzählte den Fall. Lé-tay winkte ab und sagte, der Gefangene sei nicht mehr zu retten. Die Soldaten würden den Offizier vor ein Standgericht stellen und zum Tode verurtei-len. Es war ein Gericht ausschließlich von Ungarn gebildet worden. Auf die Vermittlung von Lé-tay er-klärten sich die Richter bereit, mit dem Fähnrich zu verhandeln. Der Fähnrich stellte von seiner Seite auch eine Bedingung: Nicht nur die Richter, auch der Ankläger müßte dabei sein. Dann hielt er eine Rede, als verteidige er einen Angeklagten vor einem Auditorium von höchstem Niveau. Er gebrauchte viele Kunstausdrücke, sprach auch von der Opfer-freudigkeit von der Ethik, von dem hohen Geist der Revolution. Im vorliegenden Fall sei Blutvergießen unnütz, ja schädlich. Daheim wüte noch der Kampf. Es müßte vom Revolutionstribunal gerade das be-wiesen werden, daß die Kriegsgefangenen in den sicheren Tod rennen. Das müsse im Urteil zum Aus-druck gelangen: „Sieh doch! Wir haben dich lebend fortlaufen lassen daheim aber wirst du von den Dei-nigen neuerdings an die mörderische Front gejagt.“ Die Revolutionäre lauschten und ließen sich über-zeugen. Er begann von neuem: Bei der Todesstrafe liege das Strafmoment nicht in der Hinrichtung, son-

dern in der Todesangst. Man solle den Oberstleutnant zu Todesangst verurteilen.

Der Präsident des Standgerichts ergriff das Wort und stimmte dem Fähnrich bei. Der Angeklagte solle zum Tode verurteilt, jedoch vor der Hinrichtung begnadigt werden. Dann solle er dem Transport wieder eingereiht werden und heimkehren. Alle stimmten zu, selbst der Ankläger...

Der Oberleutnant empfing das Verdikt mit aschfahlem Gesicht. Er starrte vor sich hin und merkte nicht, wie ihm einer der Richter heimlich zuwinkte, es sei noch nicht alles verloren. Gebrochen ging er in seine Zelle zurück, stumpf saß er auf der Pritsche der Armesünderzelle. Er hatte für die Ohrfeige hart gebüßt. Sein Gesicht hatte nichts Menschenähnliches mehr, als man ihn zwang, sein eigenes Grab zu graben, eine furchtbare Verschärfung, die übrigens auch die österreichisch-ungarischen Feldgerichte den Spionen, auch den nicht überführten, aufzuerlegen pflegten...

Nachmittags wurde er nochmals dem Standgericht vorgeführt. Der Präsident fragte, ob er nächstens wieder einen seiner Soldaten ohrfeigen werde? Oder einen fremden? Das Standgericht sei der Meinung, daß er durch die Todesangst genügend bestraft sei, und setzte ihn auf freien Fuß. Er könne gehen. Der Oberleutnant lief, ohne Kappe, keuchend spornstreichs davon.

Wieder sauste der Zug mit den Gefangenen durchs Uralgebiet. Mit neubelebter Hoffnung hielten sie Ausschau nach der berühmten Säule, die Europa von Asien scheidet. Es war nicht dieselbe, die sie auf der Hinreise gesehen hatten, denn diesmal nahmen sie eine Route weiter südlich. Und doch begrüßten sie

die Säule wie etwas Bekanntes — als wäre schon dies hier Heimatsboden.

Im Orte Ufa, einem Städtchen im Ural, kümmerten sich die Roten unglaublich wenig um sie. Sie starrten die Kriegsgefangenen bei ihrer Meldung verständnislos an, als könnten sie nicht begreifen, was das mit ihnen zu schaffen haben sollte. Der Kommissar am Bahnhof wollte überhaupt nicht Rede stehen, er schien durch wichtigere Angelegenheiten in Anspruch genommen.

Sie erfuhren bald, daß die Roten stark bedrängt würden. Eine mächtige weißgardistische Front stehe an der Wolga, an der Wolgabücke seien heftigste Kämpfe im Gange...

Wie furchtbar der Gedanke, daß dieses Kampfgebiet auf ihrem Wege liegt. Wie soll es möglich sein, ungefährdet durch die Kampfzone zu kommen? Schon auf dem Bahnhof zu Ufa hingen sie in der Luft, wie man sagt. Bis jetzt waren sie gewöhnt, stets auf Schwierigkeiten zu stoßen, mit Ach und Krach durchzuschlüpfen, zu bestechen; was Widerstand leistete. Überall sich mit List oder Gewalt durchzusetzen. Hier wußten sie mit ihrer großen Freiheit nichts zu beginnen. Niemand hielt sie auf. Niemand hieß sie Weiterreisen.

Das Kommando raffte sich zu dem Befehl auf, der Zug solle angesichts der ungeklärten Lage zwei Tage hier bleiben. Übrigens blieben sie nicht ganz unbeachtet. Eine rote Patrouille ging von Wagen zu Wagen, plauderte in aller Gemütlichkeit, kaufte den Kriegsgefangenen einige Postkarten gegen Würfelzucker ab. Auch diese Patrouille bestand aus Ungarn. Bei den letzten drei Wagen, den Magazinen Ertls, machten sie halt. Ertl erklärte mit süßlichem Lächeln, in diesen Waggons seien geringfügige Reservegegenstände aufbewahrt, die Siebensachen der Genossen Offiziere. „Aufmachen. Öffnen! Der Ober-

leutnant öffnete bereitwillig die Waggonen. Nach kurzer Untersuchung erklärte der rote Patrouillenführer, er könne die Weiterbeförderung von Kriegsgut nicht zulassen — dieses müsse beschlagnahmt werden...

Aber Kleidungsstücke seien doch kein Kriegsgut...

Man erklärte dem Oberleutnant, daß Kleidungsstücke sogar zu dem allerwichtigsten Kriegsgut gehörten. Und dann: steht dieses Magazin nicht den ungarischen Kriegsgefangenen zu? —

Freilich! Natürlich gehört es den österreichisch-ungarischen Kriegsgefangenen...

Nun, und uns gehört es nicht? Uns, die wir seit vier Jahren aus der Heimat nicht das geringste erhalten haben? Die wir vier Jahre auf Liebesgaben gewartet haben? Haben wir es nicht verdient? Antworten Sie doch!“

Ertl senkte den Kopf und sagte leise, auch der Mannschaft gebührten zweifellos Liebesgaben.

„Nun denn“, sagte der rote Kommandant, „dann übernimmt die Mannschaft mit Dank die aus der Heimat gesandten Liebesgaben.“

Sogleich wurden die drei Waggonen abgekuppelt und auf ein anderes Geleise geschoben. Auch die Roten wohnten in Waggonen, und friedlich standen beieinander die tschechischen, rotgardistischen und österreichisch-ungarischen Züge.

Dem Kommando waren hierdurch alle Reserven entzogen. Die Roten hatten sie fortgeschafft, und es fehlte nunmehr an allen Bestechungsmitteln. Dabei sagten ein paar Optimisten, es sei noch ein Glück im Unglück, das wenigstens ihre Landsleute in den Besitz der guten Dinge gekommen seien; besser, als wenn Russen alles geschnappt hätten.

Bisher hatte das Kommando auf den einzelnen Etappen der Reise je ein paar Rubel verteilt. Jetzt hörte das auf. Es hieß, das Kommando bewache mit Argusaugen die Reichtümer, die es noch habe, denn

es wären sicherlich noch einige Rubel zurückgeblieben. Dagegen machte die Kommandantur bekannt, jeder könne in die Stadt gehen und versuchen, sich privat Gelddarlehen zu verschaffen. Das Kommando wollte seinerzeit mit dem dänischen Konsulat in Verbindung treten. Vielleicht könne auch auf diesem Wege geholfen werden. Die Offiziere zerstreuten sich nach allen Richtungen. Die meisten gingen nach Ufa, einem kleinen tatarischen Marktflecken, der auf einer Anhöhe lag. Andere nahmen ihre Rucksäcke und gingen in nahe gelegene Dörfer. Dort wollten sie es bei den Tataren versuchen. Es sollten gute, hilfsbereite Menschen sein.

Der Fähnrich begab sich in die Stadt. In der Hauptgasse suchte er einen Milchladen auf und setzte sich. Er wartete. Vielleicht kam jemand und fragte ihn: „Nun, sehr geehrter Herr Kriegsgefangener, ich sehe, Sie sind arg in der Klemme, darf ich etwas Geld für Sie springen lassen?“ Er blickte zum Fenster hinaus. Es wurde Abend, und aus einem gegenüberliegenden Fenster schimmerte das Kerzenlicht des Freitagabends. Die Kerzen, paarweise entzündet, schimmerten nicht anders als im Judenviertel Budapests. Er trat in das Haus, und die Leute waren nicht überrascht, als er guten Abend wünschte. Sie fanden es natürlich, daß er zum Abendbrot als Gast gekommen war, sie nötigten ihn an den Familientisch und schöpften ihm einen Teller Gänsesuppe in seinen Teller.

Nach dem Essen wollte er auf die Darlehensfrage zu sprechen kommen. Aber der Hausherr lächelte und meinte, er könne am Sabbat nicht über Geldangelegenheiten reden. Aber man würde später sich sicherlich einigen können.

Man bot ihm ein weiches Daunenbett an, stellte eine Kerze an sein Bett, für den Fall, daß er vielleicht vor dem Schlafengehen lesen wollte. Auslö-

schen solle er die Kerze nicht, sondern sie des Sabbats wegen zu Ende brennen lassen. Man hatte ihm ein russisches Buch an das Bett gelegt, Turgenjews „Frühlingswogen“. Aber er war trotz zweijährigen Aufenthaltes in Rußland nicht so weit in der Kenntnis des Russischen gekommen, daß er das Buch mühelos hätte lesen können. Trotzdem nahm er es in die Hand und blätterte gedankenvoll darin und philosophierte über sein Leben. Dann schlief er tief.

Am nächsten Tage sprach er mit den zwei Töchtern des Hausherrn, die sich warm nach seiner Familie erkundigten. Sie versprachen, für seine Heimreise zu sorgen. Wenn es nur auf eine Geldsumme ankomme, werde alles glatt gehen. Am Sabbatabend erklärten die Mädchen dem alten Mann etwas sehr eindringlich. Er nickte. Er sagte, er habe die Geldangelegenheit seinen Töchtern überlassen, und sie würden sie ordnen. Am nächsten Morgen führten ihn die Mädchen in ein tatarisches Dorf. Auf dem Wege dahin erzählten sie, daß sie Tatarisch gelernt hätten und daß sie jetzt diese Sprache beherrschten. Die Tataren — so hieß es — wollten gern in europäischen Ländern ihr Geld anlegen, da sie den Bolschewismus fürchteten.

Im Tatarendorf beriefen die Mädchen eine kleine Versammlung ein, das jüngere Mädchen stieg auf einen Stuhl, um eine Ansprache zu halten: „Dieser hervorragende Herr Offizier ist gewillt, euch einige tausend Rubel zu retten. Es ist mir nur durch große Protektion gelungen, bei ihm durchzusetzen, daß er auch dieses Dorf mit seinem Besuch beehrt und mit einigen von euch derartige Geschäfte abschließt.“ Sodann verfaßte sie unter Zustimmung von beiden Seiten eine Urkunde doppelsprachig. Das Darlehen mußte bei der Rückkehr in die Heimat, nach Budapest, zurückgezahlt werden. Es sollte in Budapest selbst zur Rückzahlung kommen, denn ein Tatar

wollte seinen Sohn zwecks Studium nach Budapest schicken, und so sollten seine Studienkosten gedeckt werden. Auch die anderen Tataren wollten Darlehen geben, sie behielten sich gegebenenfalls andere Rückzahlungsbedingungen vor. Nicht jeder ist so reich, daß er seinen Sohn in Ungarn Medizin studieren lassen kann. Der Fähnrich mußte noch lernen, seinen Namen auf tatarisch zu unterschreiben, denn man wollte nur eine tatarische Unterschrift gelten lassen. Übrigens legte er sich noch lügenhafterweise den Vornamen Ibrahim zu, und dies erhöhte wesentlich das Zutrauen der Leute.

Eine große Menge Zarenrubel ließen seine Tasche anschwellen. Am liebsten wäre er sofort zu dem Waggon zurückgeeilt, doch gebot es der Anstand, bei seinen Wohltätern zu Mittag zu essen. Endlich saß er wieder in seinem Waggon und überlegte, wie er es am besten anfangen sollte. War es das klügste, die Geldanleihe zu verschweigen?

Sein Kamerad Body, mit dem er Soziologie studiert hatte, kam in seinen Wagen und fragte ihn: „Was willst du beginnen? Bist du dir über die Lage klar? Die Hälfte des Transports hat sich bereits im Winde zerstreut. Viele sind in die Stadt gezogen und wollen hier in Ufa bleiben.“

„Und was willst du tun?“

„Hier bei Ufa ist ein Fluß, heißt Biela oder Bielka. Dieser Fluß mündet in die Wolga, aber an einer Stelle weit oberhalb Samara. Dort gibt es noch keine Kämpfe. Man kann den Dampfer nehmen. Hätte ich fünfzig Rubel, wollte ich so der Front zwischen Roten und Weißen ausweichen und vielleicht heimkommen. Vielleicht könnte man sich etwas Geld verschaffen und gemeinsam reisen?“

Er gab dem Freund zur Antwort, daß er es nicht wage, sich von der Herde zu trennen. Dann werde auch das Gepäck auf den Dampfern durchsucht. Seine

Habseligkeiten wolle er behalten. Wenn dem Kameraden alber mit fünfzig Rubel gedient sei, so wolle er sie ihm gern geben. Aber auf jeden Fall wolle er das Schicksal der anderen teilen.

Das alles sind, er weiß es am besten, nur schöne Redensarten, im Grunde hat er keinen Mut, sich auf eine Unternehmung einzulassen und etwas auf eigene Faust zu wagen.

Der Kamerad wunderte sich. Gefahren können die Herde ebenso ereilen wie den einzelnen. Und was mögen das für Habseligkeiten sein, von denen er sich nicht trennen wollte?

Der Fähnrich besaß einen Weidenkorb, der mit allerlei Tand gefüllt war. Und zwar: ein in der Gefangenschaft verfertigtes Wettrennspiel, Ansichtskarten vom Baikal und aus der Mandschurei, ein Papiermesser aus Elfenbeinimitation in chinesischer Arbeit und ähnliches. Gemeinsam musterten sie die Sachen — was konnte man davon hierlassen? Vielleicht hier das französische Wörterbuch? Die stenografischen Aufzeichnungen, das kleine Tagebuch, in das er die wichtigsten Tagesneuigkeiten eingeklebt hatte, sowie die Bildchen, die er aus den Zeitschriften der Gefangenenbibliothek entwendet hatte, oder die auf japanisches Fließpapier gedruckten Porträts von japanischen Helden? Das gebundene Exemplar der gebräuchlichsten chinesischen Vokabeln? Unter diesen chinesischen Vokabeln hatte er einst mit träumerischer Sehnsucht den Satz notiert: Wo-hu-nöng-döng: Ich muß gegen Süden. Auch die persischen Münzen mochte er nicht liegenlassen, ebensowenig die gesammelten Speisezettel des Lagers. Am allerwenigsten seinen kleinen japanischen Fächer. Schmerzerfüllt betrachtete er diesen Haufen Gerümpel, der seine zwanzig Kilogramm wog. Es war sein Vermögen, sein ein und alles, und er mochte es nicht mis- sen.

So gab denn der Fähnrich dem Kameraden Body die fünfzig Rubel und nahm herzlichen Abschied von ihm. Body konnte es nicht fassen. Er versuchte immer noch, den Freund zum Mitgehen zu bewegen. Als er sah, daß es vergebens war, kamen dem sonst so kühlen Body die Tränen er umarmte den Fähnrich, schüttelte ihm lange die Hand, versprach, seine Familie zu benachrichtigen; dann sprang er aus dem Abteil und schritt geradewegs den Feldern zu. „Und deine Siebensachen, Body?“

Body fuchtelte mit seinem kleinen Rohrstäbchen — mehr Gepäck hatte er nicht.

Sie fuhren nun von Ufa weiter. Es herrschte viel mehr Freiheit als früher. Jeder konnte einsteigen, wo er wollte, jeder gehen, wohin er wollte. Es gab keinen Tagesbefehl, jeder sorgte für sein Essen selbst. Sie fuhren aufs Geratewohl los. Vielleicht kamen sie durch?

Nach Samara fuhren keine Züge. Dies erschien ihnen sehr verdächtig. Desto mehr Zügen begegneten sie auf den Gleisen, die in entgegengesetzter Richtung, nach Osten führten. Endlich erreichten sie Samara doch. Der Stationsvorstand bekümmerte sich nicht um den Zug. In allen Ecken und Winkeln lagen zerlumppte Soldaten, schlaff hingestreckt wie leere Säcke. Sie atmeten leise. Auf dem Giebel des Stationsgebäudes waren die nackten Sparren sichtbar. Ein Dach hatte das Gebäude nicht. Im Fahrkartenraum, am Büfett starren Kranke und Flüchtlinge verzweifelt vor sich hin. Kinder weinten. Todmüde Frauen stammelten im Halbschlaf unverständliche Worte. Auf das Wimmern ihres Kindes erwachte eine Mutter mit schrecklicher Anstrengung, tappte mechanisch zwischen ihren Habseligkeiten umher, sie

suchte etwas — aber während des Suchens ward sie vom Schlaf neuerdings übermannt. Vor der Station, inmitten der Kranken und Verwundeten, der Bettler und der arbeitslosen Wolgaschiffer rauchte hie und da eine erbärmliche Garküche. In einer Eßschale dampfte ein unbestimmbares Etwas. Der auf der Straße aufgehäufte Mist diente als Brennstoff. Deserteure, zerlumppte Straßendirnen, Bauern in roten Hemden, verkleidete Aristokraten, alles wimmelte auf dem unsauberen Markte durcheinander. Man kochte Tee, man sang und grölte, man schaufelte mitten auf dem Platze einem kleinen Kind ein Grab, man duldete, schnarchte, flüsterte. In der Nähe eines improvisierten Herdes bearbeitete man einen Dieb mit Fäusten. Man hielt unter einer Soldatendecke Hochzeit. Man verband Wunden. Man kratzte sich, und der faulige Geruch menschlichen Elends breitete sich über allem aus.

Schließlich gab ihnen ein Soldat den Rat, sofort kehrtzumachen.

Einige Kilometer von der Station entfernt zieht sich die neue Feuerlinie dahin. Hier ist der Kampf um die Wolgabücke entbrannt. Die Entscheidung mag fallen wie sie will; gleichgültig, wer siegt, ihres Lebens werden sie hier nie sicher sein. Im besten Fall wird man sie zum Ausheben von Schützengräben zwingen. Möglich auch, daß man ihnen allen, der Einfachheit halber, mit einem Maschinengewehr den Garaus macht.

So flüchteten sie Hals über Kopf zurück — jenseits der Schicksalssäule, die Europa von Asien trennt. Sie würdigten sie nicht einmal eines Blickes, als sie diesmal vorbeifuhren. Zurück zu den Burjäten, Baschkiren, Tschungusen, fort aus dem blutigen Europa.

Vielleicht werden sie in Asien ihr bißchen Leben erhalten, es dann zurückretten können in die Kul-

tur, in den Kreis der Familie? Einmal noch zurückkehren?

Fünf Wochen reisten sie nun umher. Sie erhofften im Lande der Sibriaken endlich Ruhe. Mit Furcht und Bangen, Beklemmung im Herzen, schlichen sie zurück. Zurück also nach Sibirien. Der Generalangriff der weltgeschichtlichen Prinzipienkämpfe. Rot gegen Weiß, scheuchte sie zurück, und sie waren selig mit jedem Kilometer, den sie weiter ins Innere Sibiriens kamen.

In einer großen Stadt Sibiriens ließ man sie nicht weiter. Man nahm ihnen die Waggonns weg. Es hieß: „Heraus aus dem Zug.“

Der Fähnrich nahm seinen Weidenkorb und stieg aus. Sie kamen wieder in ein großes Lager. Diese Umzäunung versprach Sicherheit, und sie traten mit großer Erleichterung und Ergriffenheit ein. Ausruhen! Schlafen! Das Zuggeratter nicht mehr hören. Einfach sich hinschmeißen. Die Glieder strecken — und vielleicht endlich einmal wieder in diesem verfluchten Leben sich waschen! Ach, was erschienen ihnen jetzt diese Lattenzäune so anheimelnd und Sicherheit versprechend, wie gut war es, daß wachsame Hüter auf den Posten standen, wie fein, daß da gute solide Holzbaracken standen, mitten hineingebaut und festgegründet auf der unendlichen, unerschütterlichen Erde.

Aber schon am ersten Morgen weckte sie Gewehrgeknatter. Granaten heulten über das Lager hinweg, Maschinengewehre antworteten. Halbwahnsinnige Menschen rasten durch das Lager, die Haare flatterten ihnen um die Köpfe, sie rissen sich die Kleider vom Leibe, flehten um Gnade, sie warfen innerhalb der Barackenstadt ein Gewehr oder ein Stück Montur von sich und rannten weiter oder fielen bewußtlos zusammen.

Verstümmelte Soldaten, blutüberströmte Gesichter. Auch die Verwundeten rannten weiter, so lange sie ihre Beine trugen.

Das war die Sankt-Bartholomäus-Nacht der Revolution. Die Sowjets hatten den tschechischen Legionären die Heimreise erlaubt. Aber sie hatten kein Heim, diese desperaten Legionäre. Sie waren nach Wladiwostok gezogen. Tag für Tag gingen Züge nach dem fernen Osten ab. Aus dem Ural kamen Transporte von Tschechen in ungeheurer Menge. Jedem Bataillon der Tschechen hatte man einige zwanzig Gewehre erlaubt. So waren überall in Sibirien Transporte mit diesen nicht schlecht ausgerüsteten und gut disziplinierten Soldaten auf dem Weg, die zu allem fähig und bereit waren, Haß und Todesmut sprühte aus ihren Augen. Nach Hause zurückkehren, nachdem sie legionenweise übergelaufen waren — unmöglich. Auf Gnade war in Österreich vorläufig nicht zu rechnen.

Da war es der General Gaida, der mit einem Schlage durch seinen Plan alle diese zerstreuten Bataillone zusammenschloß. In ein und derselben Nacht sollten sie, jedes auf der Station, wo ihr Zug gerade hielt, die betreffende Station besetzen. Sie sollten die Leitung ihres Schicksals selbst in die Hand nehmen. Und damit die ganze Linie.

Koltschak, Kontreadmiral der zaristischen Regierung, will die Armee der weißen Gegenrevolution organisieren, und im Einvernehmen mit dieser aus Russen gebildeten Armee werden die tschechischen Legionäre gegen die Sowjets losziehen. Die Tschechen werden für den selbstständigen tschechischen Staat kämpfen. Sie werden sich durch ihre Anstrengungen gegen den roten Terror Verdienste erwerben und diese dann bei der Endabrechnung in die Wagschale legen. Sie haben dann das Verdienst, kalkulieren sie, für die Kultur Europas ihr Blut hingegeben zu haben.

Und so hatten sie sich in dieser Nacht der transsibirischen Eisenbahnlinie bemächtigt. Die Rote Garde konnte nur an wenigen Stellen kurze Zeit standhalten.

Einige von den ungarischen Rotgardisten flüchteten in das Lager zurück. Es hieß, daß manchen von ihnen von ihren früheren Kommandeuren mit einer Revolverkugel ihre Aufführung während der letzten Monate heimgezahlt wurde. Das war die Vergeltung. Die Dezimierung.

Die Stadtgefängnisse füllten sich von Tag zu Tag. Aber in alle diese Dinge mischte man sich unnötig ein. Man sah allem mehr oder minder gleichgültig zu.

Auch in dieser Stadt, in die der Fähnrich gekommen war, hatten sich die Rotgardisten wie aus altem Instinkt hinter die Planken des Lagers geflüchtet und hatten versucht, sich hier zu verteidigen. Daher die Schießerei. Es gab welche, die gerade noch rechtzeitig ihre Monturen und Waffen fortgeworfen hatten und in ausgeliehenen Lumpen in einem elenden Versteck lauerten, bis die Gefahr vorüber war. Es kam vor, daß man den Rotgardisten nicht als solchen erkannte, und daß dieser in einer Schusterwerkstatt dort weiterflickte, wo er seine Arbeit vor einigen Wochen liegengelassen hatte. Andere jagten sich selbst eine Kugel in den Kopf, da sie keinen Ausweg sahen, andere wurden verhaftet, viele waren im Kampf gefallen, andere lagen im Kerker, manche wurden begnadigt, da man sie als Köche verwenden konnte und sie sich nicht weigerten, auch bei den Gegenrevolutionären als Köche zu dienen.

Es folgten strenge Visitationen. Ob keine revolutionären Flugschriften versteckt waren, ob es nicht geheime Waffenlager, verborgene Munition gab, ob sich nicht Rotgardisten eingeschmuggelt hatten? Endlich schien es, als ob die Visitationen abgeschlossen, die Repressalien zu Ende seien. Das Kampfge-

töse flaute wieder ab. Im Ural hatte sich das Koltschak-Gaidasche gegenrevolutionäre Regime gebildet. Das waren die Sieger. Sie erklärten jetzt, daß sie die Rangabzeichen der gefangenen Offiziere und Mannschaften anerkannten. Diese sollten auch weiterhin aller Privilegien teilhaftig bleiben, die ihnen als Kriegsgefangenen gebührten. Sie erhalten Sold. Sie warten also hier auf den Frieden.

Kontreadmiral Koltschak, der Diktator des fernen Ostens, gab neues Geld aus. Die Monatebezüge wurden in dieser Währung ausgezahlt. Und nicht fünfzig Rubel, wie früher, sondern hundert. Doch diese hundert von Koltschak reichten nicht einmal für die Brotration eines Monats aus. Aber auch das Vertrauen zu dem alten Zarenrubel war erschüttert. Die Kriegsgefangenen wurden endlich gewahr, daß die sieben fetten Jahre dahin waren und das Brotsorgen vor der Tür standen. Tausende und aber Tausende hockten in den Lagern zusammen. Gefangen. Machtlos. Hilflos. Man mußte etwas Neues ausfindig machen, mußte die alte Denkungsart durchbrechen, denn der Wert des Rubels sank unaufhaltsam, und es war kein Ende abzusehen. Der Hunger meldete sich. Jetzt ging es nicht mehr um kleine Bequemlichkeiten, jetzt wünschten die Gefangenen anderes als die Erlösung vom ewigen Ananaskompott.

Dieses neue Lager befand sich am Ufer des Jenissei, in der Nähe der Stadt Krasnojarsk, auf einer Anhöhe. Es war viel größer als die alten Lager am Ussuri. Auch hier gab es Kriegsgefangenenläden, Lawkas, und es fehlten ebensowenig Offiziersversammlungen wie Theater und ein philharmonisches Orchester. Auch die anderen Einrichtungen, angefangen vom Waschraum bis zu den Fürsorgekomitees,

waren die gleichen. Die Lebensführung hier war genau dieselbe wie die am Ussuri, viele tausend Kilometer weit weg. Hoffnung, Verzweiflung, kleinliche Zwistigkeiten mit dem Kommando, Nervosität und Streitigkeiten untereinander.

Jetzt war die Sorge eingekehrt. Sie begannen ihre kleinen Wertgegenstände, Andenken, aber auch gehamsterte Vorräte an Schokolade und Konserven nach der Stadt zu schicken. Sie stöberten in ihrer Wäsche und stellten fest, daß man im Notfall auch mit zwei Hemden auskommen könne.

So wanderten kleine Karawanen in die Stadt zum Trödelmarkt, und es gab Leute, die auf Geschäfte lauerten. Sah ein gefangener Offizier auf seine Uhr, kam solch ein Agent sofort hinzu und machte ein Angebot. Der Besitzer sagte: „Ich gebe die Uhr nicht her. Ich will mir dies letzte noch behalten...“

„Schon gut. Ich sage ja nicht, daß Sie Ihre Uhr verschleudern sollen. Sie sollen nur wissen, daß ich Ihnen die Uhr jederzeit, wenn Sie Geld brauchen, abkaufe. Ich nehme sie eventuell auch in Kommission und berechne 15 Prozent des Verkaufspreises. Bitte, Kamerad, Pavillon 5, zweite Box rechts, Fragen Sie nur nach Leutnant Soundso...“

Die Agenten verdienten an den Provisionen, aber es hielten sich noch viele der Agententätigkeit fern. Aber Obersten und sogar Generale gaben den Agenten Aufträge. Sie hatten zur Kenntnis genommen, daß der Oberleutnant X. oder Herr Hauptmann Y. sich gewerbsmäßig mit der Placierung von Waren auf dem Krasnojarsker Altwarenmarkt befassen. Man gewöhnte sich überraschend schnell daran. Es gab Oberleutnants, die in der segensreichen Nähe der Kommandos gelebt und Ersparnisse gemacht hatten. Sie hatten jede Kleinigkeit, die sie entbehren konnten, gesammelt, sie hatten sich bei der Verteilung von Kleidungsstücken stets vorgedrängt.

Dagegen gab es leichtsinnige Generale und sogar einen sanguinischen Feldmarschalleutnant, die sich nie um ihre Zukunft gekümmert und stets nur so viel verlangt hatten, als sie im Augenblick brauchten. Ein vorausblickender Subalternoffizier besaß dann viel mehr Reichtümer als ein leichtsinniger hoher General. Denn Kleidungsstücke, chinesische Decken, amerikanischer Tabak, Konserven, Nagelscheren, Rasierseifen — dieser ganze Kram war angesichts der allgemeinen Not und Verarmung zu einem gewaltigen Schatz angewachsen, und die Kraft eines aus zusammengesparten Seifenstücken erworbenes Kapitals trat jetzt machtvoll in Erscheinung. Genau so war es mit den Schauspielern. Viele hatten bloß der Kunst und des Beifalls wegen gespielt — anderen war es mehr auf die kleinen Geschenke angekommen. Nun diente der aufgehäufte Tand nicht allein dazu, den Lebensunterhalt für Wochen und Monate sicherzustellen, sondern auch dazu, daß man diese Güter als Anfangskapital betrachtete, das nun arbeiten mußte: in der Form von Darlehen gegen sicheres Pfand zu entsprechender Verzinsung. Es konnte vorkommen, daß man einen Siegelring verpfändete, der verloren war, falls man innerhalb des vereinbarten Termines seine Schuld nicht abzahlen konnte.

Da gab es im Lager einen einfachen Offiziersbur-schen, ehemals Trommler bei der Truppe, der seinem Hauptmann seinerzeit alles herausgefoppt hatte. Nun, da der Herr verarmt war, verließ ihn der Trommler und wies die schmachttenden Blicke seines früheren Herrn mit Entrüstung zurück. Er konnte es sich leisten, denn er hatte mit seinem Kapital in der Stadt Mehl eingekauft, buk daraus in Kompanie mit einigen Bäckerge-sellen Semmeln und verdiente ein nettes Sümmchen. Die chinesischen Decken, die feine

Wäsche, die er nach und nach erhalten hatte, machte er jetzt zu Geld und legte dieses in Mehl an.

Die Agenten kamen mächtig hoch. Was im Lager an irgendwie verwertbaren Dingen vorhanden war, ging durch ihre Hände. Sehr trug zu ihrer Bereicherung bei, daß die Kaufkraft des Geldes jetzt rapid zu sinken begann und für Sachwerte immer höhere Preise zu erlangen waren. So erwarb ein Agent eine Schweizer Uhr und vereinbarte mit dem Verkäufer einen Preis von zweihundert Rubel. Er ließ sich dann eine Woche nicht blicken. Endlich erschien er, keuchte, wischte sich den Schweiß von der Stirn:

„Es war keine leichte Arbeit, die Uhr an den Mann zu bringen... Warum haben Sie nicht gesagt, daß die Uhr nicht läutet? Ich war der Ansicht, daß es eine läutende Taschenweckeruhr sei, Kamerad, weil Sie so viel dafür verlangten. Na, egal... Hier haben Sie die zweihundert Rubel, zehn Rubel geben Sie mir als Provision, das ziehe ich ab, es ist ohnedies sehr wenig...“

Inzwischen war der Preis von Uhren gestiegen, im Lager bot man bereits dreihundert Rubel. Aber gegen das Geschäft ließ sich nichts tun.

Die Agenten hatten stets Mengen derartiger Gegenstände zur Hand — dabei beklagten sie sich noch und sagten, man brauche jetzt Brot, nicht aber Andenken und Reliquien. Ja, wenn man neue Schuhe in die Stadt bringen könnte — das wäre ein Geschäft! Oder Spiegel! Aber nicht solche Spiegel, wie sie die Gefangenen jetzt abzugeben hätten. Niemals brauchten die Russen (angeblich) solche Gegenstände, wie sie die Offiziere veräußern wollten.

Die Agenten meinten, die Offiziere seien nicht tüchtig. Warum sollte es unmöglich sein, aus der Stadt Leder und Nägel mitzubringen, Pech und Faden — Leder zu Schäften und solches zu Sohlen —, gar so schwer könne es nicht sein, Schuhe herzustel-

len. Man könnte ja in der Mannschaft einen Mann finden, der das Schusterhandwerk beherrschte und die Offiziere darin unterweisen konnte. Schlimmstenfalls würde man mit der -Fabrikation von Pantoffeln und Sandalen beginnen, das würde einen ausgezeichneten Lebensunterhalt bieten. Tausenderlei Artikel würden gebraucht, angefangen von Blechgeschirr bis zu Kinderspielzeug, alles würde jetzt gesucht, könne aber weder von Osten noch von Westen importiert werden. Auch die Fabrikation von Knöpfen würde sich lohnen, sie sei nicht schwer und würde ihren Mann nähren.

Aber vorläufig stand noch der größte Teil der Offiziere dem Gedanken, körperliche Arbeit zu verrichten, fremd gegenüber. Man sollte sich auf den Schusterschemel setzen und den Spannriemen um das Knie spannen, hämmern, Pechfäden ziehen, Sohlenleder zuschneiden, Absätze nageln? Und das alles nur, um seinen Lebensunterhalt etwas aufzubessern zu können?

Es gab im Lager eine „freie Universität“, eine Art Volkshochschule, die zahlreiche Hörer hatte. Ein Prager Universitätsprofessor trug Weltgeschichte vor. Jude, überzeugter Zionist. Ein Mann von glänzender Darstellungsgabe, trotz seiner Jugend von stupendem Wissen. Sein Saal war stets von Hörern gestopft voll. Selbst aktive Offiziere kamen, der Feldmarschalleutnant eingeschlossen. Es war also noch nicht gar zu dringend, sich Geld zu verschaffen.

Es gab auch Mannschaften, die in der Stadt gute Arbeit gefunden hatten. Sie waren nicht abgeneigt, den Offizieren hier Geld zu leihen, das man in der Heimat abzahlen konnte. Rief man sie, erschienen sie im Lager: struppigen Haares, mit schwieligen Händen, oft sogar in zerrissenen Kleidern. Die Offiziere schüttelten ihnen aber doch die Hand, sprachen solch einen Soldaten wohl auch gemächlich mit Onkel Jo-

hann an, luden ihn zum Tee und besprachen mit dem Landsmann gemütlich Angelegenheiten des Heimatortes. Zitternd vor lauter Hochachtung vor dem „großen Namen“ eines Aristokraten, zahlten sie ein paar hundert Rubel aus und verließen, um ein Offiziersehrenwort reicher, beglückt das Lager. Sie waren der Ansicht, daß sie ihr Geld niemals besser hätten anlegen können. Wenn solch ein „Onkel Johann“ besonders viel Geld sammengespart hatte, konnte es vorkommen, daß der Offizier ihm auch den einen oder anderen seiner Freunde hier im Lager zur Gewährung eines Darlehens empfahl.

Eines Abends hörte der Fähnrich ein leises, schüchternes Pochen an der Tür. Ein junger Mann schlich herein, lächelnd linkisch, in einer viel zu weiten russischen Uniform. Er erzählte, daß er vor dem Krieg Hilfsnotar in seinem, des Fähnrichs, Heimatsort gewesen sei. Ob der Herr Fähnrich etwas benötigte — ob er ihm dienlich sein könne?

Jetzt erst bemerkte der Fähnrich, daß ihm der Mann bekannt vorkam. Wie mag er nur heißen? „Ich heiße Jampel“, sagte der schüchterne Mensch. Er hatte daheim den Holzhandel erlernt, und jetzt hatten die Russen ihm ein Holzlager anvertraut. Darüber möchte er sprechen. Es ist ihm bekannt, daß der Herr Fähnrich daheim eine Waldung besitzt.

„Ich? Eine Waldung?“

„Gewiß. Die Stelle ist mir bekannt. Am Fuße des Pálna. Und wenn ich einmal heimkomme, möchte ich mich in dieser Gegend niederlassen. Wahrscheinlich werde ich hier heiraten. Die Tochter des Kantors von Krasnojarsk ist meine Braut. Ich möchte mir dann in der Heimat ein kleines Häuschen bauen. Das Holz will ich von Ihnen kaufen. Nur so viel, als man eben zu einem solchen Häuschen braucht.“

„Etwas Holz? Warum nicht? Warum kaufen Sie aber nicht den ganzen Wald?“

„Zu teuer für mich armen Menschen. Es gibt dort so prächtige Eichen... Von diesen möchte ich...“

Sie wurden über den Preis des Holzes einig. Jampel bezahlte beglückt den Preis für die Eichen, die am Fuße des Pálma wuchsen.

Die Offiziersversammlungen unterblieben, ebenso die Tagesbefehle. Die Ehrenhändler hatten an Wichtigkeit eingebüßt. Die Leute hatten anderes zu tun, als ihre Ehre zu verteidigen oder Beleidigungen zu rächen. Wer keine Konserven besaß, noch jemand aus der Mannschaft ausnutzen konnte, kein Amt innehatte oder Theater spielte — mit einem Wort jeder, der keinen Broterwerb hatte, mußte sich nach Arbeit umsehen. Die Bedürfnisse konnten nur bis zu einer bestimmten Grenze herabgeschraubt werden — darüber hinaus war es unmöglich, man konnte nicht auf alles verzichten — und die Bezüge reichten nicht einmal für das trockene Brot.

In den Sälen ereignete es sich beinahe täglich, daß ein Offizier sagte: „Weckt mich morgen um sechs Uhr, ich gehe arbeiten.“

In der Bäckerei wurden Gehilfen gesucht. Am Ende des Lagerterritoriums brannte ein Mann Tongeschirre, und er wollte gerne Arbeiter aufnehmen. In einer Baracke hatte man sich tatsächlich an die Herstellung von Sandalen gemacht, und der erste Versuch hatte bald Nachahmer gefunden. Wer früher in den Theaterwerkstätten etwas von der Schneiderei gelernt hatte, übernahm jetzt das Flicken von Weißwasche. Viele erzählten stolz, es sei ihnen gelungen, als Lehrling bei einem Schuster unterzukommen, wo sie das Handwerk in zwei Monaten zu erlernen hofften.

Man entdeckte, daß in der Stadt die Zigaretten zur Neige gingen. Man kaufte Tabak, stopfte ihn in Hülssen. Bald wurde es als praktischer angesehen, den

Tabak in verarbeitetem Zustand bei Türken zu kaufen. Die türkischen Gefangenen in ihrer Baracke sollten sich besonders gut darauf verstehen, aus dem elenden sibirischen Tabakskraut aromatische Mischungen zu verfertigen. Jeedenfalls befand sich die Zentrale dieser Erzeugung bei den Türken.

Es entstanden kleine Kaufläden. In den Baracken waren die beiden Reihen von Zimmern durch je eine Bretterwand abgeteilt, und sowohl im Erdgeschoß als im ersten Stockwerk befand sich also ein Korridor. Diejenigen, deren Betten neben der Korridorwand lagen, hatten sich lange Zeit darüber beklagt, daß sie wegen ewigen Schlurrens morgens nicht schlafen konnten. Jetzt hörten sie auf zu klagen. Sie schnitten neben ihren Nachtkästchen ein kleines Schiebefenster in die Holzwand. Draußen im Korridor brachten sie neben dem Fensterchen Aufschriften an: „Hier sind Zigaretten erhältlich.“ Oder Salz, gedörrter Fisch, Zwirn, Zündhölzchen. Die Handelsgeschäfte wickelten sich folgendermaßen ab: Wollte einer kaufen, pochte er an, das Fenster schob sich zur Seite, und das Geschäft kam zustande.

Es entwickelte sich ein blühender Handel. Auf zehn Mann kam ein Laden. In der 5er Baracke gab es Unschlittkerzen zu kaufen, in der 6er Konserven, bei den Türken gab es eine „Halwa“ genannte Süßigkeit. Ein Gefangener hatte sogar ein Briefmarkengeschäft errichtet. An dem einen Ende des Zimmers brauste der geschäftige Strom des Handels, an dem anderen Ende saß ein Offizier, der in die Berechnung von Gleichungen vierten Grades vertieft war oder die alten Klassiker studierte — einer, der noch nicht nachgegeben hatte.

Die reichsdeutschen Offiziere vor allen waren es, die nicht gewillt waren, die Umwälzung zur Kenntnis zu nehmen. Sie gingen auch weiterhin stolz mit dem Monokel im Auge umher. Ein Soldat trug ihnen

den Liegestuhl, der mit Leipwand bespannt war, nach. Vor ihrem Pavillon ließen sie sich zum gemeinsamen Nachmittagskaffee decken, und sogar die Blumen fehlten auf ihrem Tische nicht. Sie erwiderten den ergebenen Gruß der „Verbündeten“ mit einem eleganten Schwippen ihrer Rohrstöckchen. Bei ihnen herrschte noch strenge Disziplin. Man konnte nicht begreifen, wie es zu alldem noch reichte. Sicher ist, daß die Deutschen auch in jener Zeit nicht verschwenderisch gelebt haben, als es noch alles in Hülle und Fülle gegeben hatte. Sie waren stets besser organisiert gewesen und hatten immer auf genaue Verteilung gesehen. Allerdings nur dort, wo sie mit Reichsdeutschen zu teilen hatten. Wenn sie aber mit andern Verbündeten zusammen waren, hatten sie immer beträchtliche Mengen für sich gefordert. Auch sie nahmen jetzt Geld auf Borg, doch sie legten es in eine gemeinsame Kasse und sagten, sie wollten eine große Fabrik gründen, wo sie die Mannschaft als Arbeiter anstellen, für ihre Person aber standesgemäß leben wollten.

Diese Vornehmheit der Deutschen im Elend war achtunggebietend, denn es war im österreichisch-ungarischen Lager so weit gekommen, daß selbst Oberstleutnants sich mit dem Besohlen von Schuhen abgaben und sogar sehr froh waren, wenn sie recht viel Arbeit hatten. Bei den Deutschen führte in diesen Zeiten noch der Offiziersbursche den Hund seines Herrn spazieren, er folgte dem Herrn Offizier in respektvoller Distanz von drei Schritten, nicht mehr noch minder. Inzwischen trug ein Zwischenfall dazu bei, daß Ansehen der Deutschen zu erhöhen.

Es gab eine unerwartete Lagervisitation, und diesmal suchte man nicht nach geheimen Schriftstücken oder gar Verschwörern. Es wurde verkündet: Wird die Falschgeldmaschine nicht sofort ausgefolgt und werden die Namen der Falschmünzer nicht sofort

angegeben, so wird im ganzen Lager eine Dezimierung stattfinden. Die Insassen einer Baracke oder eines Pavillons aber, in dem die Maschine gefunden wird, werden ausnahmslos bis zum letzten Mann niedergemacht.

Von einem solchen Unternehmen wußte aber hier niemand etwas, und die Untersuchung verlief resultatlos. Nach einigen Tagen erst erfuhr man den Tatbestand. Im Kansker Lager waren bei den reichsdeutschen Offizieren Falschgeldmaschinen gefunden worden. Auch diese Offiziere waren unnahbar wie zu Friedenszeiten einhergegangen, bis die Tschechen und die Russen entdeckten, daß jene Geld fälschten.

Jeder hier bewunderte die deutsche Industrie, die deutsche Technik, und man war allerseits erstaunt, wie vortrefflich sie die Koltschaknoten nachgeahmt hatten. Man hätte die Deutschen im Kansker Lager vielleicht auch nicht ausnahmslos erschossen, wenn sie sich weniger herausfordernd bei der Verhandlung gezeigt hätten. Sie hatten stolz den Präsidenten des Blutgerichtes gefragt: „Mit welchem Recht stellen Sie im Reich des Zaren Rubel her? Oder ist die Macht in den Händen der Roten, und haben Sie dann ein Recht, ohne Wissen und Willen der Moskauer Zentralregierung Rubel zu emittieren?“ Darauf antwortete der Präsident: „Wir emittieren das Geld mit dem Recht der Revolution. Wird aber ein Rebell ergriffen, büßt er mit dem Tode wie Sie.“

Nach der Hinrichtung erschien das Verhalten aller Reichsdeutschen noch geheimnisvoller. Sie lebten bescheiden, aber sie arbeiteten nicht. Sie tranken ihren ungezuckerten Tee an einem weiß gedeckten Tisch aus japanischen Tassen. Hinter dem Rücken des Offiziers stand ein netter, sauberer Bursche, der ruhig wartete, bis sein Herr den bitteren Trank würdig heruntergeschluckt hatte. Durch die Geldfäls-

schungsaffäre wurde das Ansehen der Reichsdeutschen nur erhöht. Man achtete sie wegen ihrer Kühnheit und sagte ihnen nach, ihr Vorgehen sei recht schneidig gewesen.

Es ging jetzt im Lager die Rede, daß in der Heimat die wirklichen großen Kämpfe erst begännen. Auch in Rußland war alles unsicher. Die weißrussische tschechische Front unter Gaida und Koltschak bedrängte stark die Rote Armee. Sollte es den Weißen gelingen, die rote Front am Ural zu durchbrechen, so würde das Lager bald befreit werden, und jeder könne heimkehren. Aber jetzt schon heimzukehren, sei andererseits gewagt, denn daheim wüte der Krieg, und jeder halbwegs Diensttaugliche müsse an die Front. Man wußte auch, daß Amerika in den Krieg eingegriffen habe. Aber es schien, als hätte man dies schon einmal gehört. Oder war es bloß geplant? Man konnte sich nicht recht entsinnen. Weiterhin hieß es, daß in Chabarowsk die Roten den Postoffizier Almoslino sowie die zwei Konsuln Heedbloom und Conger aufgehängt hätten. Die roten Mannschaften (Landsleute) hatten das Mäntel- und Konservenlager der Konsuln entdeckt und sehr erbost wahrgenommen, daß bei den Konsuln noch Unmengen verschiedener Waren aufgestapelt lagen. Wütend hatten sie die Konsuln aneinandergefesselt, und man hatte sie sofort zur Verantwortung gezogen: „Warum haben Sie die Sachen nicht verteilt? Warum haben Sie zugelassen, daß die Mannschaft erbärmlich hungert und friert? Für wen haben Sie gesammelt? Warum das alles aufgehäuft, was aus der Heimat geschickt wurde?“ Die Konsuln konnten diese Fragen nicht beantworten, weder Conger noch Heedbloom, und da der arme Almoslino in dieser Zeit gerade bei den Konsuln zu Besuch war, so hatte man auch ihn neben den andern in einem Eisenbahnwagen aufgehängt. Die Konsuln hatten sich zwar auf das Völker-

recht berufen, aber die Soldaten hatten erwidert, sie selbst hätten diese Bestimmungen nicht eingehalten.

Unzählige derartige Nachrichten kamen im Lager an.

Viele wurden erschossen, niedergemetzelt, gehängt — die ganze Welt mochte sich in entsetzlicher Gärung befinden —, aber hier im Lager interessierten sich die Gefangenen fast nur für die „Litfaßsäule“. Man hatte seinerzeit mitten im Lager eine Säule aufgestellt, an der sich ein Barometer, ein Thermometer und sogar eine Uhr befand. Doch nun gewann diese Säule eine viel höhere Bedeutung. Man hatte damit begonnen, hier Bücher zum Tausch anzubieten, dann waren kleinere Gegenstände angeschrieben, die verkauft werden sollten. Jetzt aber wurden die verschiedenen Arbeitsgelegenheiten angekündigt, und auf der anderen Seite boten die Gefangenen ihre Kraft an.

„Suche zur Verarbeitung von Rohleder kräftige, ausdauernde Arbeiter. Lengyelsches Etablissement, Mannschaftsbaracke XVI.“

„Apotheker S. sucht Kartonagearbeiter mit eigenem Werkzeug.“

„Kadett G. sucht Dienerstelle bei drei, höchstens vier mit Arbeit beschäftigten Kameraden. Übernimmt auch Kleiderblicken, Strümpfestopfen. Ersetzt einen Offiziersburschen in jeder Hinsicht.“

„Deutsche, französische, schwedische Sprache nach bewährter Methode gegen Garantie. Grammatik. U.“

„Kommen Sie nach Tisch zum schwarzen Kaffee zur Familie S. Mohn- und Nußgebäck ständig auf Lager. Auf Wunsch und mit Zustimmung sämtlicher Gäste russische Lieder mit Gitarrebegleitung.“

„Sammelt Brotrinden und Speisereste, Abfall! Die Gorodoker Schweinemastanstalt zahlt höchste Preise.“

„Wer tauscht eine Säge nebst dazugehörender Feile gegen eine chinesische Fibel von 600 Seiten, even-

tuell gegen ein Logarithmenbuch? Anmeldung abends um 9 Uhr Pavillon 5, zweiter Stock, rechts.“

„Vergeuden Sie nicht Ihre Zeit und Arbeitskraft! Verdingen Sie sich nicht als Diener! Unterweise Sie im Nähen billigest in kürzester Zeit. Mäßiges Lehrgeld! Pavillon 6, parterre 4. Werkstatt Molnar.“

Eines Tages blieb ein Oberleutnant namens Reißer vor einer kleinen Maschine eines gewissen Kadetten Zsigmondy stehen. Dieser Zsigmondy war in der Heimat Post- und Telegrafbeamter gewesen. In der Gefangenschaft hatte er mit dem Zauberkünstler Dantcek zusammen gewohnt und diesem manches abgesehen. Jetzt sah er, daß überall im Lager gedreht, gedrechselt, gehobelt, gefräst gehämmert und gefeilt wurde und daß sich dabei die Werkzeuge abstumpfen. Feilen konnte er nicht wieder scharf schlagen, aber wer konnte ihn hindern, sich einen kleinen Schleifstein zu beschaffen, den er in den Werkstätten umherschieben konnte? Bald erkannte er, es sei besser, an einer bestimmten Stelle des Lagerhofes stehenzubleiben und hier auf die Kunden zu warten. Es war ein feines Plätzchen in sehr guter geschützter Lage unter einem Treppenaufgang. Ein kleiner stiller Winkel. Hurtig trieb er da sein Schleifrad. Der Oberleutnant war nicht so sehr neugierig auf die Konstruktion dieser ingenieurmäßigen kleinen Vorrichtung als vielmehr darauf, von dem der Kadett diesen Winkel gemietet hatte — denn gemietet hatte er ihn wohl? Gewiß Auch der Oberleutnant benötigte eine Räumlichkeit zu „Betriebszwecken“, auf längere Zeit. Er ließ sich sein Taschenmesser schleifen und horchte dabei den Kadetten aus. Es stellte sich heraus, daß das k. u. k. Lagerkommando die Räumlichkeit für zehn Rubel monatlich vermietet hatte. Vielen war das etwas Neues. Also lebte das k. u. k. Lagerkommando noch? Oberleutnant Reißer mietete noch am gleichen Tage vom Lagerkommando einen

Dachbodenanteil, und nach zwei Tagen erhielten die verlässlichsten Lagerinsassen die vertrauliche Nachricht: „Tante Jenny wird sich freuen, Sie zum Five o'clock tea begrüßen zu können...“

Viele gingen schon aus bloßer Neugier hin. Als Tante Jenny gab sich der Oberleutnant zu erkennen. Er wisperte den Offizieren zu, daß das Lager durch ihn um eine großartige Einrichtung bereichert worden sei. Hier auf dem Dachboden des Pavillons XVII: zwei Damen und aller Komfort. Eine der Damen ist eine entzückende Burjätin, die nicht einmal Russisch versteht. Ihr Lieblingswort ist „Rennenkampf“, das ist ein berühmter russischer General. Hahaha... Der Oberleutnant beruhigte die mißtrauischen Gemüter. Die Lagerkommandantur habe eingesehen, wie segensreich diese Einrichtung sei. Vorläufig besitze er das ausschließliche Monopol dafür. Er habe regelrechte sanitäre Kontrolle durch einen Arzt eingerichtet. Nichts sei zu befürchten.

Nach kurzer Zeit konnte der Oberleutnant den Betrieb erweitern. Seine Räume waren sehr besucht. Hauptsächlich kamen Unternehmer hin, aber auch solche, die ein Darlehen aufgetrieben oder irgendwelche Wertgegenstände veräußert hatten. Tagelöhner, einfache Arbeiter konnten die Taxe nicht bestreiten. Bald wurden ähnliche Unternehmungen gegründet, die billiger waren und keinen Arzt zugezogen hatten. Möglich auch, daß Reißer seine Angaben über die Einwilligung des Kommandos nur erlogen hatte, denn dieses kümmerte sich nicht um diese diskreten Angelegenheiten.

Bei sämtlichen Arbeiten loderte eine unterdrückte Leidenschaft auf. Der eine vertat sein ganzes Geld in Rum und Likören, der andere legte es in Rosinenwein an. Nur die Unternehmer behielten im allgemeinen ihre Einnahmen streng im Auge und trieben keinen besonderen Aufwand. Aber dafür gab es Arbeiter, die

am Wochenende ihren ganzen Lohn für Fräulein Rennenkampf ausgaben oder das Geld im Kartenspiel verloren.

Die Unternehmer setzten hingegen niemals ihr ganzes Kapital aufs Spiel, sie sagten zwar nicht nein, wenn sie die Freuden des Lagers genießen konnten, aber ihre Geschäftsinteressen verloren sie dabei nicht aus den Augen. Da war ein Fähnrich, der ein Weißnähgeschäft betrieb. Dieser brachte zwei volle Tage und Nächte auf dem Dachboden mit den Damen zu, trank und spielte Karten mit den Weibern. Als er schließlich herunterkam, meinte er, er müsse seinen Betrieb erweitern, da er die Damen als Kundschaft gewonnen habe und von ihnen mit Bestellungen überhäuft worden sei.

Die Geschäfte waren oft eigentümlicher Art. So stand einmal an der Litfaßsäule angeschlagen: „Kräftige Arbeiter können sich in unbeschränkter Anzahl zum Holzfällen melden. Axt oder Säge unbedingt erforderlich.“ Es stellte sich aber heraus, daß es der Unternehmer nicht so streng meinte, denn er stellte Werkzeug zur Verfügung. Es mußte bezahlt werden, aber nicht sofort. Der Kaufpreis konnte von den Löhnen abgezogen werden. Es meldeten sich viele, alle wurden eingestellt, und das Geschäft war so gut ausgebaut, daß der Unternehmen schon am dritten Tagé einige Werkführer anstellen mußte, da er die verschiedenen Zweige des Geschäfts nicht mehr übersehen konnte.

Das europäische Rußland war abgesperrt, die Ostgrenze ebenso. In den Städten waren alle Vorräte erschöpft. Es langten daher von Tag zu Tag neue Bestellungen im Lager an.

Die männliche Bevölkerung hatte infolge der dauernden Kämpfe an vielen Fronten, die nun schon viele Jahre dauerten, so stark abgenommen, daß in den Städten Arbeitskräfte schwer zu erhalten waren.

Manche Gewerbetreibende aus der Stadt kamen daher mit ihrer ganzen Werkstatteinrichtung ins Lager zu den Kriegsgefangenen, damit diese darauf weiterarbeiteten. Es gab im Lager eine Selcherei, eine Schweinemastanstalt, man machte auch das russische Volk mit dem ungarischen Paprikaspeck bekannt. Wasch- und Toilettenseife wurde hergestellt. Es etablierte sich eine Buchbinderwerkstatt, eine Werkstatt für einfache Tischlerarbeiten, aber auch eine für Kunstmöbel. Die Zeichnungen entwarf ein Professor der Kunstgewerbeschule im Lager. Eine Parfümeriefabrik erzeugte Kölnischwasser und ging bald zur Fabrikation von Puder und Zahncreme über. Auch ein Rezept für schwarze und gelbe Schuhpasta wurde ausgenutzt, und der Handel damit gedieh und blühte. Man verarbeitete Leder zu Schuhen und Sätteln, es wurden Aktentaschen, Handtäschchen und sogar Fußbälle fabriziert.

Die bahnbrechenden Industriellen kamen bald zu Reichtum. Jeder, der sich rechtzeitig zur Arbeit entschlossen hatte, war schon seit geraumer Zeit wenigstens Werkführer in einer der Werkstätten, während die trägeren Kameraden kaum als Hilfs- oder Gelegenheitsarbeiter ankommen konnten.

Die Zionisten hatten durch Vermittlung von Glaubensgenossen aus Amerika Geld und Kleider erhalten. Das Geld wurde nicht verteilt, sondern es wurde ein Unternehmen „Nemalah“ gegründet. Dieses Unternehmen beschäftigte nicht nur Juden, es konnte jeder Gefangene Arbeit finden. Der einzige Unterschied von anderen ähnlichen Unternehmungen war, daß am Sonnabend gefeiert wurde und der Lohn schon am Freitagabend ausgezahlt wurde. Der Reingewinn wurde zur Vergrößerung des Fabrikkapitals verwandt, die Arbeiter bekamen einen bestimmten Anteil am Reingewinn. Das Unternehmen führte für alle Arbeiter rituelle Küche. Hier gab es keine gro-

ßen Möglichkeiten, mit einem Schlage reich zu werden, dafür aber hatte man regelmäßige Arbeit und Bezahlung. Ein Chemiker verstand sich auf die Herstellung vortrefflichen Amalgams. Dieses wurde hier in einer sorgfältig abgesperrten Werkstatt ausschließlich für die „Nemalah“ gefertigt und konnte in Sibirien nicht nachgeahmt werden. Die derart fabrizierten Spiegel genossen eine Ausnahmestellung in Sibirien. Das dazu nötige Glas hatte man sich so beschafft, daß man den ahnungslosen Fotografen die alten, gebrauchten Platten abkaufte und diese dann abwusch und belegte.

Die Kaufleute in der Stadt hatten bloß anzugeben, welche Waren sie benötigten, der Agent brachte die Muster in das Lager, und es fand sich für fast jeden Artikel jemand, der ihn fabrizieren konnte. Manchmal erhielten die Kaufleute erbärmliche Ware. Einmal schmolzen in dem Schaufenster eines Krasnojarsker Kaufmanns die ausgestellten Knöpfe. Es hatte aber weiter nichts zu sagen, der Kaufmann bestellte nochmals die Knöpfe, verlangte diesmal ausdrücklich „Dauerknöpfe“.

Die Herrschaft hatten in diesem Territorium die Tschechen. Im Lager gab es eine tschechische Wache und ein tschechisches Kommando. Dieses Kommando verbot die Einfuhr gewisser Waren. Dadurch entwickelte sich ein neuer Erwerbezweig: der Schmuggel kam in Mode. Dem verwegenen Schleichhandel verdankten einige große Vermögen ihr Entstehen. Freilich wurden im ersten Monat zwei Spiritusschmuggler von der Wache erschossen. Wer aber zwei- bis dreimal unbehelligt herüberkommen konnte, war versorgt, so ergiebig war dieser Schleichhandel. In geheimen unterirdischen Werkstätten wurden nachts verschiedene Liköre hergestellt, die man nur heraus schmuggeln mußte: und die wachhaltende Mannschaft war der treueste Abnehmer.

Die erste echte „Heereslieferung“ erhielt die „Nemalah“. Die Heeresleitung der Tschechen hatte eine große Lieferung von Blechschalen ausgeschrieben, und zur größten Überraschung hatte die „Nemalah“ die Lieferung zugewiesen erhalten. Jetzt schöpfte sie neuen Mut. Es wurde eifrig mit Militärkommandanten und Armeekommissaren verhandelt, schließlich gab die „Nemalah“ ein Angebot auf kleine Spiegel ab und hatte den Erfolg, das achttausend Stück für die Soldaten der tschechischen Legion bestellt wurden. Das war ein wirklich großes Geschäft, eine Heereslieferung wie in Friedenszeiten daheim. Diese Lieferung brachte auch einen besonderen Vorteil für die Arbeiter der „Nemalah“ mit sich; die Legionen hoben in allen Lagern diejenigen Gefangenen aus, die nach Mähren oder Böhmen oder der Slowakei zuständig waren. Die Arbeiter der „Nemalah“ stellten aber „Kriegsmaterial“ her und waren daher vom Frontdienst enthoben.

Ebenso rege war der Geschäftsverkehr der „Wadko“. Wadko bedeutete: Warenabteilung der kriegsgefangenen Offiziere. Die Warenabteilung stammte noch aus früherer Zeit, war also eine Einrichtung der Kommandos, bedeutete aber jetzt durchaus keine Macht in ihren Händen. Vielmehr hing die Existenz der Wadko von den Sympathien der Kriegsgefangenen ab. Diese waren Kunden geworden, die man ordentlich bedienen, zufriedenstellen mußte. Die man anlocken mußte, damit sie ihren Bedarf nicht anderswo deckten.

Die Wadko begann also einen loyalen Wettbewerb mit den Kleinhandlungen. Sie hielt nur gute Waren auf Lager und führte den bargeldlosen Clearingverkehr ein, was hier in der Form gehandhabt wurde, daß eine gewisse Summe auf ein Konto eingezahlt und verrechnet wurde. Dadurch war es der Wadko

möglich, mit dem Geld zu wirtschaften und stets vorteilhafter einzukaufen als die anderen, die kein Geld liegen hatten. Die Schecks der Wadko waren so gut wie Bargeld und wurden in der Stadt gern in Zahlung genommen, selbst die Russen respektierten diese Schecks.

Infolge des Geldmangels emittierten einzelne Unternehmungen Zahlungsscheine, mit denen man überall in dem Lager Einkäufe machen konnte. Scherzweise wurde einmal ein solcher Lagerschein sogar einem russischen Krämer in der Stadt in Zahlung gegeben, er nahm ihn an und zahlte sogar den überschießenden Betrag heraus. Auch andere Kreditoperationen entwickelten sich. Ein findiger Mensch gründete eine Pfandleihanstalt. Hier wurden einige Wochen lang bloß Kleidungsstücke und Wertsachen als Pfänder angenommen. Eines Sonnabends aber konnte ein Unternehmer seinen Arbeitern nicht den Lohn zahlen. Er brachte seine Ware in die Pfandleihanstalt, und hier wurde sie lombardiert. Von jetzt an wurden die Warendarlehen die Regel. In Not geratene Gewerbetreibende oder solche, die ihre Ware im Augenblick nicht losschlagen konnten, lieferten ihre Erzeugnisse fuhrenweise in die Pfandleihanstalt ab, die sich große Magazine eingerichtet hatte.

So wurde sie zu einem öffentlichen Lagerhaus und arbeitete nur im großen. Die kleinen Pfänder gelangten zu den Winkelwucherern oder in pilzartig aufschießenden kleinen Versatzämter. Dabei war der Wert des Geldes immer noch im Abnehmen. In der Siebzehner-Baracke wurde eine Geld- und Effektenbank gegründet. Hier konnte man ein größeres oder kleineres Kapital gegen die Schwankungen des Geldwertes sicherstellen, denn es wurden sofort wertbeständige Valuten. Yen, Dollar, Pfund oder Goldgeld angekauft, und die Bank gewährte nur auf der Gold-

basis Darlehen. Die Russen betrachteten die Titres dieser Bank als die sicherste Geldanlage.

Neben den großindustriellen Unternehmungen entstanden auch Kleinbetriebe. Ein Kaufmann verkaufte auf einem Tischchen Nußbonbons, die er nachts zusammengepantscht hatte. Sonntag vormittags wurden während des Spazierganges Zigaretten, Bleistifte, kleine Notizbücher und Limonade feilgeboten. Allabendlich ging ein Verkäufer von Backwerk durch die Säle. Manche Gefangene hatten sich ein Holzkästchen umgehängt, öffneten es unter einschmeichelndem Lächeln und boten Schnürsenkel, Schuhpaste, gestrickte Knöpfe an, flüsterten den Leuten vielleicht auch ins Ohr, daß abends um sechs im Kasino das Spiel am Kartentisch beginnen werde.

Anfangs flüsterte man nur über das Spiel, später wurde es öffentlich, man brauchte die Klubs nicht geheimzuhalten, da sie von keiner Seite verboten wurden. Es wurden zu gleicher Zeit drei Roulettetische im Lager eröffnet. Man hatte bei einer verarmten Gefangenenfamilie ein Zimmer zu Zwecken des Spielklubs gemietet, in die Mitte kam der große Roulettetisch — einen Rouletteapparat gab es nicht, sondern man mußte aus einem Beutel Plättchen mit Zahlen ziehen. Inzwischen hatten die Dauerinsassen des Raumes ihre Sachen an die Wand geräumt und saßen während des Spieles mäuschenstill da, als befänden sie sich nicht in ihrer eigenen Wohnung. Dafür erhielten sie vom Gewinn der Spielbank einen gewissen Teil, meist aber nur eine festgesetzte Summe.

Sonnabends abends aber, wenn die Arbeitslöhne ausgezahlt wurden, füllten sich die Läden mit einem Male, die Arbeiter besetzten die Kasinos, es wimmelte von Agenten und Schleppern, man verteilte Zettel: „Wiederum ist ein kleines, trautes Nest eröffnet worden, wo man sich ganz heimisch fühlen und eventuell sehr preiswert unterhalten kann...“

Auch das Theater wurde eröffnet. Gewaltige Plakate kündigten die Aufführung des „Graf von Luxemburg“ an. Sonnabends und sonntags konnte man nur mit Aufzahlung Karten erhalten. Die Billettagenten warteten die ganze Woche auf diese Gelegenheit und verdienten tüchtig Geld dabei.

In der Achtzehner-Erdbaracke wurden kostspielige bauliche Umgestaltungen vorgenommen, und das „Orpheum“ eröffnete seine Pforten. Man spielte Schnitzler, konnte aber während der Vorstellung auch speisen. Den Gast, der kein Getränk bestellte, betrachtete man mit scheelen Blicken. An den Tisch des Gastes aber, der eine gute Zeche machte, setzte sich nach dem Theater die Naive, die hier durch einen hübschen Jungen vertreten war, da man die Frauen öffentlich nicht zuließ. Und woher hätte man auch ungarische oder deutsche Schauspielerinnen nehmen sollen?

Kaum vermochte man von den Fenstern des „Orpheums“ die ärmeren Kriegsgefangenen fortzuschrecken, die sich da angesammelt hatten und draußen bleiben mußten, weil es bei ihnen nicht einmal zu einem schwarzen Kaffee reichte. Der Offizier-Oberkellner schalt den Kadetten-Kellner aus, weil dieser nicht genug auf den Offizier-Zechpreller aufgepaßt habe — insbesondere machte sich der türkische Offizier, der Bimbaschi, öfter dieser Sünde schuldig. Auch gestern war er davongegangen, ohne zwei Käsekuchen, einen schwarzen Kaffee und drei Gläschen Likör zu bezahlen. Andere torkelten betrunken heim, sie mußten tüchtig gezecht haben, denn der Eigentümer des „Orpheums“ ließ sie durch den Kellner nach Hause begleiten.

Zu gleicher Zeit kam es vor, daß heruntergekommene Gefangene bei dem am Ende des Lagers hausenden Wucherern den letzten Versuch machten. Nach langem Bitten und Flehen bekamen sie für ein

zerrissenes Unterbeinkleid eine aus Pferdefleisch hergestellte Wurst aus der Armenküche, gegebenenfalls einen kleinen Roggenwecken. Man konnte ihnen kaum begreiflich machen, daß solche Wäsche überhaupt nicht mehr verkäuflich sei und bestenfalls als Putzlappen Verwendung finden könne.

Manch anderer vertrank seinen ganzen großen Wochenlohn in einer Garküche, hatte Wiener Schnitzel gegessen und sich an Rosinenwein gelabt. Zufrieden schlenderte ein Bataillonschef heim, denn er hatte seinen ganzen Vorrat an Kartoffelpuffern gut verkauft. Noch ein so gutes Geschäft, und er konnte die neuen Kartoffeln schon bar bezahlen — und vielleicht in einiger Zeit mit einem Gehilfen arbeiten.

Zwei Offiziere schleppten einen großen Kübel Wasser zu einer Backstube. Erst wenn sie ihre Arbeit verrichtet hatten, konnten sie sich zur Ruhe begeben. Das war die letzte Arbeit des Tages. Für die wenigen Kopeken mußten sie sich sehr abrackern. Aber nicht das Geld war so wichtig für sie wie die drei Pfund Brot, die sie als Bäckergehilfen erhalten mußten...

Aus der Richtung des Wachturms hörte man einen Flintenschuß. Wahrscheinlich war einem Schmuggler ein Geschäft übel bekommen. Ein gefährvoller Beruf. Es muß sich ja keiner damit abgeben, dessen Magen eine Flintenkugel nicht verdauen kann. Aus der Erdbaracke der deutschen Mannschaft kam Kuhglockengeläute und Jodeln. Heute übten sie diese Künste gegen Eintrittsgeld, sonst trieben sie Derartiges ohne Geld... Im Sechzehner-Pavillon ist man noch wach. Kein Wunder, die Prozesse haben sich beim Handelsgericht angesammelt. Gut, sie mögen nur die Rechtsklage klären — dafür bezahlt sie das rechtsuchende Publikum.

Diese Einrichtung war erst einige Wochen alt. Ein Agent des Lagers hatte in der Hajnikschen Kartonage-

fabrik Schachteln bestellt, war aber mit den Etiketts nicht zufrieden. Er hatte sich geweigert, die Schachteln abzunehmen. Makray, Oberleutnant und Agent, stellte Hajnik, Kadett und Kartonagefabrikanten am Ufer des Flusses Jenissei, knapp in der Mitte Asiens, im Gorodoker Pavillon, seine Puderschachteln zur Verfügung. Kajnik rauft sich die Haare. Es ist Sonnabendmorgen, abends muß er die Arbeiter auszahlen. Er steht ratlos da, Makray ist nicht abgeneigt, die Schachteln mit einem bedeutenden Preisnachlaß doch zu übernehmen. Sie streiten, brüllen sogar, können aber denn Streitfall nicht austragen. Ein Wunder ist dies nicht. Es gab zu dieser Zeit viele Streitigkeiten in der Welt, die alle nicht ohne Lärm gelöst werden konnten. Makray betonte, er sei nicht übelwollend, er würde auch später die Hajniksche Fabrik nicht übergehen bei seinen Aufträgen, aber diesmal lautete sein Auftrag so, daß er keine Schachteln brauchen könne, auf denen eine Dame mit einem Fächer aufgeklebt sei. Der Fächer verdecke die Hälfte des Gesichts der Dame, und hier in Zentralasien sei ein Fächer ein so wenig bekannter Gebrauchsartikel, daß er befürchten müsse, die sibirischen Damen würden den Puder nicht kaufen. Auch sei zu beanstanden, daß man der Etikett-Dame rote Haare angemalt habe, wo doch gelbe Haare bestellt gewesen seien. Von der Verpackung hänge viel ab, in diesen häßlichen Schachteln müsse doch der feinste Puder an Wert einbüßen.

Sie wurden einig, den Fall dem Kommando vorzulegen. Auf der Kommandantur wischte man sogar die Stühle ab, die man den seltenen Gästen anbot. Als aber der Kommandant den Streitfall auseinandergesetzt bekam, kraute er sich hinter dem Ohr und sagte, dies sei keine rein militärische Angelegenheit. Da erhob sich an einem Schreibtisch ein Hauptmann, rief ehrerbietig den Kommandanten zur Seite, sie

besprachen sich miteinander, und munter kehrte der Kommandant zurück:

„Ich habe mir die Sache überlegt“, sagte er. „Es ist vor auszusehen, daß es weiterhin ähnliche Differenzen geben wird. Man muß unbedingt einen Ausweg finden. Die Parteien werden gebeten, sich ein Stündchen zu gedulden...“

Er beschied sofort einige Juristen zu sich, in einer halben Stunde war das Handelsgericht des Lagers konstituiert, man erließ sofort eine Entscheidung. Neben dem Handelsgericht entstand in Kürze ein Zivilgericht, ein ständiges Schiedsgericht, ein Wechselgericht. Die Rechtspflege gelangte somit in die Hände der unabhängigen Richter des Kommandos.

Alle Anlagen und Unternehmungen unterwarfen sich dieser Justiz des eigenen Lagers. Diese entwickelte hierauf ihre eigenen Berufungsinstanzen für den Fall, daß eine Partei mit der gefällten Entscheidung unzufrieden sein sollte und eine höhere Instanz anzurufen gedachte. So schufen sie eine Justizverwaltung, bei der nur die wichtigeren Rechtsfälle an die Kommandanturjustiz kamen, welche die verwickelteren Rechtsfragen zu klären hatte. Die Erhaltung des Gerichtsapparates kostete nämlich viel Geld, und diese Kosten mußten vom rechtsuchenden Publikum getragen werden. Auch eine Abteilung für Markenschutz mußte gegründet werden, da im Lager jeder einzelne Gewerbetreibende seine eigene Marke zu verwenden begann und es oft vorkam, daß die Schmutzkonkurrenz diesen Markenschutz durchbrechen und minderwertige Ware unter einer guten Marke vertreiben wollte.

An einem der ersten strengen Wintertage wühlte ein erschreckendes Ereignis die Gemüter auf. Ein Schlitten fuhr zum Tore herein und hielt vor der Fünfer-Baracke. Er war mit Stroh beladen und sah unauffällig aus. Aber man führte aus dem Pavillon

eine in Säcke gehüllte Gestalt heraus, einen hochgewachsenen Mann, dessen Gesicht man nicht sehen konnte. Aus den Säcken sickerte Blut. Man nannte flüsternd den Namen eines Oberleutnants und gab ihn mit Grauen weiter. Er hatte schon seit Wochen keine Arbeit gehabt und auch unzählige Male die Unterstützungen des Kommandos in Anspruch genommen. Das letztenmal hatte er nichts erhalten, auch kein Darlehen. Er war zerlumpt im Lager umhergerirrt, seine Habseligkeiten hatte er längst verkauft. Er war gänzlich verlottert. Er hatte sich zu einem andern Arbeitslosen gesellt, einem herabgekommenen türkischen Kadetten, beide hatten beschlossen, ein Ledermagazin auf dem Dachboden des türkischen Pavillons auszurauben. Sie hatten heute morgen die Tat verüben wollen. Sie wußten nicht, daß das Magazin bewacht war. Der Wächter hatte nicht gewagt, die beiden Einbrecher offen anzugreifen, hatte sich aber auf dem finsternen Dachboden hinter sie geschlichen und hatte sein Beil in den Oberarm des Offiziers geschlagen. Deshalb hatte man den Oberleutnant in Säcke gehüllt, damit man ihn nicht erkenne. Man brachte ihn ins Lazarett.

Es war klar, daß man die Dinge so nicht weiter gehen lassen konnte. Am gleichen Tage wurde die Lagerpolizei organisiert. Man hoffte, der Umstand, daß eine Polizei existierte, würde abschreckend auf die Missetäter wirken.

Jetzt, als die Polizei im Lager organisiert war, kamen verschiedene sonderbare Ereignisse an den Tag, die sich in der letzten Zeit abgespielt hatten. Im Sechser-Pavillon hatte man einem Fähnrich im dunklen Korridor seinen ganzen Wochenverdienst geraubt. Ein Hauptmann holte sich nachts Wasser — unbekannte Täter rissen ihm den Mantel von den Schultern. Einen Agenten hatte man seiner goldenen Uhr beraubt und hatte ihm seine Blaufuchsmütze mit den

ellenlangen Ohrenschützern weggenommen. — Bis jetzt hatte niemand gewagt, sich über diese Vorfälle zu beschweren, so unglaublich waren sie jedem erschienen. Alle hatten lieber den Schaden auf sich genommen, sehr mit Unrecht, wie es sich jetzt zeigte, denn die neue Lagerpolizei schaffte sofort Ordnung. Vor den Magazinen standen Posten. Nach einer bestimmten Stunde war der Verkehr draußen untersagt; wenn jemand trotzdem ins Freie ging, hatte er die Folgen zu tragen. Beim Theater und bei den Kaffeehäusern standen Wachen. Jetzt erhielt das Kommando außer der Lagerpolizei noch eine andere neue Abteilung, nämlich die Kontrolle der Vergnügenslokale, die Verfolgung der Falschspieler, die Maßregelung aller, die sich gegen die gute Sitte etwas zuschulden kommen ließen.

Eines Morgens wurde ein kleiner Kadett arrestiert, der hinter einem Pavillon mit einem Leutnant Küsse getauscht hatte. Vor dem Kommando rechtfertigten die beiden sich damit, daß sie die ganze Nacht im „Orpheum“ pokuliert und sich einen Rausch zugelegt hätten. In der Heimat straft man aber zwei Betrunkene nicht, wenn sie sich in der Weinlaune einen Schmatz aufdrücken... Das Kommando ärgerte sich über den Mißgriff der Wache und setzte die Verhafteten auf freien Fuß. Diese hatten nichts Wichtigeres zu tun, als sich überall über die Beschränkung ihrer persönlichen Freiheit zu beklagen.

Immerhin aber machte dieser Gewaltstreich die Sittenpolizei im Lager populär, und von nun an lachte man mehr über diese Organe keuschen Sittlichkeit, als daß man sich über sie ärgerte. Freilich wurde die Polizei auch verleumdet. Es hieß, daß sie für ein par Rubel die Augen zudrücke und die Spielhöllen nicht zur Anzeige bringe. Aber es lag wohl daran, daß viel von der subjektiven Ansicht des Polizisten abhing, denn geschriebene Gesetze existier-

ten nicht. Es wurden im großen ganzen die Heimatsgesetze angewandt, natürlich nur so weit, als man sich ihrer erinnerte. Die Polizisten wurden verleumdete, für ein paar Rubel sämtliche Gesetze zu vergessen. Auch die Lagerdiebstähle nahmen bald wieder zu. Als Abhilfe schufen die größeren Firmen Magazinwachen.

Wo sich im Sommer die Kartoffelpflanzungen ausgebreitet hatten, hart am Bretterzaun des Lagers, sahen einige verspätete Nachtschwärmer eine dünne Rauchwolke über dem Schnee schweben. Eben hatten die Gefangenen das Theater verlassen, ergingen sich noch ein wenig in der frischen Luft.

Die Sache schien verdächtig, man holte Polizisten und ging dem Rauchwölkchen nach. In der Nähe war zu erkennen, daß sich unter der Erde eine Art Unterstand befand. Die Gefangenen wollten umkehren. Es mochte wohl eine kleine Werkstatt hier sein oder eine neue Bodega. Der Polizist erklärte aber, daß ihm von solchen Unternehmungen hier nichts bekannt sei. Es war ein erbärmlicher Unterstand. Den Eingang sperrte ein mit Stroh umwickeltes Brett. Man konnte nicht öffnen, aber auf den Lärm erschien, in eine chinesische Decke gehüllt, ein bärtiger Alter, in dem man, als er zu reden begann, einen Oberleutnant aus dem Vierer-Pavillon erkannte. Er war sehr ärgerlich darüber, daß man ihn gestört habe. Aber dann gestand er, daß er sich selbst die kleine Hütte, oder wie man den Wohnraum nennen wolle gebaut habe, weil er nicht mehr unter Menschen gehen wolle. Wenn der Unterstand an der Front gut sei, warum dann nicht auch hier? In der Höhle lagen Bretter, die er wahrscheinlich nach und nach aus dem Bretterzaun gebrochen und zum Heizen vorbereitet hatte.

Unter Fetzen trieb sich ein alter Blechkübel umher, halb mit Wasser gefüllt. Auf der primitiven Feuerstelle gab es eine Eßschale aus Blech mit Speiseresten, an den Wänden Bretter, auf der Erde Strohmatten. Der Eintritt war nur in gebückter Haltung möglich. Man fragte den Offizier aus, warum er sich von den Menschen zurückgezogen habe.

Endlich sank er auf seinem Strohlager zusammen und sagte: „Ich habe es nicht mehr ausgehalten, bin hierher geflüchtet. Daheim bin ich Oberbuchhalter gewesen, Körperliche Arbeit habe ich nie verrichtet und werde es auch niemals können. Körperlich wäre ich dazu imstande, denn ich bin erst dreiundvierzig Jahre alt und rüstig. Aber ich bin der Arbeit seelisch nicht im mindesten gewachsen. Lieber sterben. Körperliche Arbeit erniedrigt mich. Ich habe es versucht, mußte wieder aufhören. Jetzt muß ich zugrunde gehen. Von den hundert Rubeln kann ich die Brotration nicht bestreiten. Seit zwei Wochen bin ich aus dem Lager fort, lebe nur von trocken Brot. Bei Tage rühre ich mich nur heraus, um mir die Gage zu holen. Bei Nachts verlasse ich die Höhle und hole Wasser.“

Ähnliches hatten beinahe alle durchgemacht. Sie hatten erfahren, wie erniedrigend es in den ersten Tagen einem geistigen Arbeiter erscheint, zu hämmern oder zu sägen. Dies Vorurteil war ihnen anerkennen, man konnte es auch im Elend nicht ganz abstreifen. Auch für schwere Arbeit fanden sich viel leichter Bewerber, wenn man sie an einem Orte verrichten konnte, wo man nicht gesehen wurde. Für das Abladen von schweren Frachtgütern aber, für eine ausgezeichnet bezahlte Arbeit, die aber vor den Augen der anderen verrichtet werden mußte, waren Arbeitskräfte kaum aufzutreiben.

Jetzt erbarmte sich ein Unternehmer des Oberleutnants. Ein Offizier, der eine wertvolle Eisendreh-

bank besaß, zwanzig Arbeiter beschäftigte und bereits, wie es hieß, beträchtliche Summen mittels der tschechischen Legions-Post heimgesandt hatte. Er sagte dem Oberleutnant, er möge sich morgen bei ihm melden, um über die Arbeit und die Angestellten Bücher zu führen und sonst alles zu erledigen, was zur Verwaltung eines so großen Betriebs nötig ist.

Der Oberleutnant war außer sich vor Freude. Er stand sofort auf. Er war bereit, wieder ins Offizierslager zurückzukehren, aber er war so verlaust, daß er diese Nacht in einer Mannschaftsbaracke verbringen wollte. Am nächsten Tage wollte er zuerst das Bad aufsuchen und sich dann in desinfiziertem Zustand dem Unternehmer vorstellen.

Die Schar der Kriegsgefangenen nahm dieses Ereignis dankbar, mit überströmender Freude auf, man ließ den Unternehmer leben, der, mit seiner dicken Zigarre im Munde, in einen schweren Pelz gehüllt, sich lächelnd in der Richtung seiner Wohnung entfernte.

Dieser Unternehmer hatte selbst jetzt noch seinen eigenen Burschen und führte eine Küche für sich. An den Breimahlzeiten der anderen konnte er seines Magenleidens wegen nicht teilnehmen.

Es gab auch andere Asketen im Lager. Aber die meisten waren durch die Besitzlosigkeit umgestimmt worden, sie waren geflüchtet zur Drehbank, zum Schusterdreifuß, in die Spenglerwerkstätte, zur Schmutzgelei, zum Pferdehandel. Nur hier und da ragte aus einem Meer von Körperarbeit und Schweiß wie ein erratischer Block die eine oder andere Natur heraus, die dazu nicht fähig war und sich auf andere Weise abmarterte.

Auch der Prager Universitätsprofessor war nicht durchgedrungen. Zwar hielt er noch Vorträge, doch

waren sie ganz anderer Art und betrafen die Weltgeschichte nicht mehr direkt. Mit Erlaubnis seiner Boxgenossen hatte er jeden Nachmittag von drei bis sechs gegen geringes Entgelt Empfangsstunden. Er empfing zerlumpete Leute, aber auch Neureiche. Er hatte sich aus schwarzem Glanztuch ein Zelt geschnitten. Von der Decke hingen Papierkugeln und Halbmonde herab. Darunter saß der Herr Professor, mit einer spitzen blauen Mütze angetan, auf seinem Bett und weissagte. Und was war sein echter Beruf? Der neue oder der alte?

Die Mannschaft gab jetzt keine Darlehen mehr. Auch vielen, die früher Verdienst gehabt hatten, ging es jetzt schlecht. Die Konkurrenz war groß, in der letzten Zeit verdangen sich sogar Offiziere als Kutscher und gingen auch, wenn es das Tschechenkommando erlaubte, in die Dörfer als Ackerknechte. Das Vertrauen der Mannschaft auf die spätere Rückzahlung in der Heimat war geschwunden, sie wollte die Beträge lieber zurückerhalten, solange sie hier waren. Bei den Unternehmern hier sei das Geld in größerer Sicherheit.

Diese Industriellen hatten sich das ganze Lager unterworfen. Wo etwas verfügbares Geld vorhanden war, rafften sie es an sich. Konnte jemand aber große Summen entbehren, dann konnte er als Gesellschafter eintreten, er nahm am Geschäft teil, und seine Einlage verzinste sich hoch. Der arme kriegsgefangene Arbeiter konnte am Hungertuch nagen, der Geldbesitzer kümmerte sich nicht um ihn. Die Rückzahlung in der Heimat wurde zum Märchen, niemand wagte damit zu kommen. Man hätte ihn ausgelacht.

In den billigen Schenken und kleinen Kaffehäusern besprachen die Gefangenen ihre Lage. Scharfmacher führten das Wort, warfen die Frage auf, ob dem einen Gefangenen das Recht zustehe, den ande-

ren auszubeuten. Auch wer bis dahin konservativ gewesen war und den Sieg des Kapitalismus verteidigt hatte, war hier anderer Meinung geworden. Er war gegen die Lagerkapitalisten. Dieses Kapital hier, sagten die Leute, sei ein anderes als das daheim. Das heimische sei produktiv, sei Nationalbesitz...

„Auch das hiesige Kapital ist produktiv. Auch dieses Geld gehört einer geschlossenen Gesellschaft...“

„Aber es ist auf unmoralische Weise erworben!“

„Warum unmoralisch? Andere Länder, andere Sitten...“

Sie ließen bedenken, daß auch in Lager sich nur diejenigen durchgesetzt hätten, welche aktiven Mut, Initiative, Genie besaßen. Daher ihre Bereicherung.

„Im Gegenteil, Kamerad, wir haben den Kapitalisten hier dankbar zu sein, denn sie geben uns den Broterwerb.“

So waren die früher revolutionären Kameraden konservativ und die früheren Konservativen revolutionär geworden, es kam nur darauf an, auf welcher Seite der Betreffende stand, auf der gewinnenden oder auf der verlierenden. Millionäre, Großunternehmer, Großgrundbesitzer in der Heimat — hier waren sie zu Unterdrückten, zu Lohnsklaven geworden.

Es gab hohe Stabsoffiziere, Staatsbeamte, die nicht imstande gewesen waren, hier emporzukommen.

Die Unterdrückten ließen durch einen von den Ihren eine Tabelle ausarbeiten, in welcher nachgewiesen wurde, daß das Realeinkommen, gemessen an dem wahren Kaufwert des Geldes, in der letzten Zeit trotz starker Lohnerhöhungen gesunken sei. Die Unternehmer erfuhren von dieser Tabelle durch ihre Spione und betrachteten diese Feststellung als offene Herausforderung.

Sie sagten, daß dieser vierte Stand bolschewistisch sei und daß man ihn bekämpfen müsse.

Die Mannschaft lebte aber in noch viel größerem Elend. Mittags schwammen in heißem Wasser drei Gerstenkörner — das war die Suppe. Denn es hatte sich ein Kamerad als Unternehmer für die Verköstigung der Mannschaft aufgetan, und das hatte sich als glänzendes Geschäft erwiesen.

Es gab übrigens die gleichen Schicksalswechselfälle und Rangabstufungen unter der Mannschaft wie unter den Offizieren. Angefangen von den Bettlern der Baracken bis zu dem Salamifabrikanten — wie in den Offiziersunterkünften von dem Kadett-Millionär bis hinab zu dem Oberstleutnant-Flickschuster...

Der Kriegsmillionär, der Salamifabrikant aus dem Mannschaftsstande, hatte seine Baracke längst vergessen. Früher einmal war er im Galopp zur Mannschaftsküche gerannt, um sich eine doppelte Portion Suppe zu erschwindeln, jetzt stolzierte er in einer sibirischen Goldfuchsmütze umher und konnte es sich leisten, in der Silvesternacht die Theatermitglieder zu bewirten und bei dieser Gelegenheit den französischen Sekt in Strömen fließen zu lassen. Abwechselnd spielten ihm das „Philharmonische Orchester“ und die Schrammelkapelle auf. Die gesamte Mannschaft einer Baracke hätte von dem Gelde, das diese eine Nacht kostete, fünf Jahre lang tagtäglich mit frischen Brotwecken versorgt werden können. Aber man war allgemein der Ansicht, daß er eben viel verdiene und das jeder mit seinem Verdienst beginnen könne, was er wolle.

Ein anderer Mann hatte sich einen gar sonderbaren Geschäftszweig ausgesucht. Er war in der Heimat Juwelier gewesen. Jetzt hatten die schwer verdienenden Offiziere endlich ein Verfahren entdeckt, wie sie ihr Vermögen retten konnten. Der Industrielle fertigte Schuhsohlen und besondere Absätze aus pu-

rem Golde an, und diese überzog er kunstgerecht mit Leder... So konnte bei der Heimkehr alles gerettet werden.

Der Fähnrich wollte wieder etwas Arbeit übernehmen. Man riet ihm, es in der Spenglerwerkstatt zu versuchen. Dort ließ man ihn mit der Blechschere große Formen ausschneiden, und es gelang ausgezeichnet. Er wurde auf diese Gesellenarbeit sofort fest angestellt und hatte täglich sechs Stunden lang Blechplatten kreisförmig auszuschneiden. Es war keine leichte Arbeit, wurde aber gut bezahlt. Diese Arbeit war zwar nicht nach seinem Geschmack, aber er schämte sich, Geld zu leihen. Wenn er früher von Offizieren Geld verlangt hatte, hatten sie es ihm zwar gegeben. Man hatte ihm eine regelrechte Quittung abverlangt, dabei aber getan, als schenke man ihm den Betrag. Wenn er versprach, das Geld zurückzuzahlen, lächelten sie geringschätzig: „Schon gut!“

Am Abend vor dem Arbeitsbeginn hatte er sich eben zum letztenmal auf seiner Pritsche ausgestreckt, als ein Kadett, der kleine, bebrillte Gyurka Szász, eintrat, ein artiger kleiner Junge, der viel studierte.

„Was gibt's, mein Junge?“

„Ich habe bemerkt, Herr Doktor, daß Sie Ihr Brot gestern nicht gegessen haben. Sie lassen schon seit Tagen ein Stück liegen. Aber bitte — bitte — nur, wenn Sie es bestimmt nicht brauchen ...“

„Schon gut! Ich brauche es nicht. Nimm es dir vom Brett...“

„Das Ganze? Alles, was da ist?“

„Freilich! Ich esse nur Privatbrot... Ich werde einmal versuchen, dir ein Darlehen zu verschaffen...“

„Wenn das möglich wäre...“

„Sag, was bist du daheim? Ich möchte wissen, womit sich dein Vater zu Hause beschäftigt.“

Die Augen des Jungen füllten sich mit Tränen, als er leise antwortete: „Mein Vater ist Präsident des Abgeordnetenhauses... oder des Magnatenhauses... ich weiß es nicht genau...“

Der Fähnrich sprang auf und sah sich den bebrillten, gebrechlichen Szász an mit seinem fein geschnittenen Gesicht, den Kadetten, der jetzt trocken Brot von ihm erhielt.

Dann wandte sich der Fähnrich ab und blickte hinaus auf die trostlose sibirische Schneewüste... Nun trat er zu dem Jungen, wollte ihn trösten: „Hörst du, es gibt nicht viel Solidarität unter den Menschen...“

„Was haben Sie, bitte, gesagt?“

„Ich habe gesagt, daß ich versuchen will, dir ein Darlehen zu verschaffen...“

„Das wäre zu schön ...“

Der Fähnrich arbeitete nun schon Wochen lang in der Werkstatt, er war schon weiter in dem Spenglerhandwerk vorgerückt. Die Blechplatten mußten auch gebogen und am Rand mit dem Hammer eingekniff werden. Er schuiftete in Winterrock, Pelzmütze und dicken Beinkleidern, die aus einer chinesischen Steppdecke hergestellt waren.

Manchmal schlug er sich mit dem Hammer auf die Finger, manchmal verletzte er sich die Hand, die zu bluten begann. Immer war es die linke Hand, die er dann liebte und tröstete. Schon im Felde hatte er bemerkt, daß immer die linke Seite besonders zu leiden hatte. Auch jetzt war es so, daß er nachts mit der linken Körperseite dem Fenster zugewandt lag, wo schmerzliche Kälte Hereindrang und das linke Bein quälte. Das rechte liegt behaglich in der Wärme

und spürt nichts. Das linke Bein ist auch in der Werkstatt der Zugluft ausgesetzt und wird rheumatisch, das rechte steht beim Lötöfen und hat es gut.

Dann kam ein Schicksalstag. Auch dieser Tag begann wie jeder andere. Dann aber waren Schüsse zu vernehmen, ein Maschinengewehr begann zu knattern, pfeifende und summende Geschosse schlugen in die Wände der Lagergebäude, über dem Lager heulten Granaten, und es erhob sich wieder das Getöse des Krieges.

Vorsichtig vorwärts kriechend und möglichst gedeckt versuchten die Gefangenen, etwas zu erkunden. Sie hatten keine Ahnung, was geschehen sei. Trupps von Kosaken jagten umher. Mit ihren Knuten trieben sie die Gefangenen in die geschlossenen Gebäude hinein. Doch auch unter Lebensgefahr tauchte hier und da ein Gefangener auf. Das Getöse wurde immer wilder. Immer häufiger schlugen die Geschosse ein. Vom Dache der Mannschaftsbaracke, die in die Erde eingegraben war, fiel ein Neugieriger leblos, blutüberstürzt nieder. Einem andern Neugierigen wurde das rechte Bein abgeschossen. Jetzt sahen die Kosaken, daß die Neugier lebensgefährlich war, und ließen die Gefangenen auf eigene Gefahr Umschau halten, trabten auf und davon...

Das Lager hieß Gorodok, auf russisch bedeutet dies „Städtchen“. Es war früher eine Militärstadt gewesen. Russische Soldaten hatten hier ihre Kasernen bewohnt. Nun hatte man die gefangenen Offiziere in den Steinhäusern untergebracht. In einem Teile des gewaltigen Lagers wohnten jetzt weißrussische Soldaten, die Truppen des Konteradmirals Koltschak, sowie tschechische Legionäre.

Nun waren die Gefangenen nicht mehr zu halten. Sie kletterten auf die Dächer aller Baracken, auf die Zäune, sie drängten sich in den oberen Stockwerken zusammen. Auch auf dem Wasserturm befanden sich vier Leute. Einer rief: „Dort liegen zwei weißrussische Offiziere...“

„Die Meuterer haben sie umgebracht.“

„Das dreißigste Schützenregiment hat gemeutert.“

„Sie schwärmen aus.“

„Sie werden von der Salamifabrik aus umzingelt...“

„Die Tschechen kommen mit vier Geschützen vom Sommerlager her...“

Es waren unter den Rekruten des dreißigsten Schützenregiments in der letzten Nacht rote Agitatoren herumgegangen und hatten die jungen Sibirier aufgewiegelt, die dann am Morgen einige Offiziere erschossen hatten und sich darauf in Schwarmlinien zum Angriff stellten... Jenseits des Lagers gruben sie sich ein.

Die regierungstreuen Weißrussen und die Tschechen beschießen sie nun gemeinsam.

Maschinengewehr, Granaten, Schrapneils, ein Hagel von Schüssen gegen das Lager. Die Maschinengewehre knattern in schnellem Tempo, eine Granate gräbt ein tiefes Loch, die Schrapnells platzen über den Meuterern.

Ein Priester in vollem Ornat, mit weißer Fahne, nähert sich ihnen. Die jungen sibirischen Rekruten — ganz deutlich ist es zu sehen — lüften ehrfürchtig die Mützen. Zwei Zivilpersonen hinter dem Priester tragen Kirchenfahnen. Man sieht, wie die Meuterer aus den Deckungen springen, den Priester umringen, ihm die Hand küssen.

Sie ergeben sich ihm, stellen die Gewehre in Pyramiden auf. Offenbar hat man ihnen Amnestie versprochen, sie stellen den Kampf ein. An die zwei-

tausend mögen es sein. Sie näherten sich unter rhythmischen Gesang der Stelle, woher man sie eben noch beschossen hat.

Als sie beim Feind angekommen sind, löst sich der Priester von ihrer Spitze, bewaffnete Soldaten umringen die Aufrührer, Peitschen knallen ihnen auf die Gesichter, Säbel zerfetzen ihnen das bloße Fleisch. Den Meuterern wird der Schädel gespalten. Geheul erfüllt das ganze Feld. Die Jungen verröcheln ihre letzten Schreie.

Die Fahnen waren zwar echte Kirchenfahnen gewesen, der Priester aber ein pfiffiger Stabsfeldwebel mit falschem Bart, die Fahnenträger zwei Hauptleute.

Zweitausend junge Burschen werden in ein Gefängnis mit Peitschenhieben zusammengetrieben. Das Gefängnis war früher ein Kaffeehaus.

Wer sich widersetzt, ist des Todes. Und wer sich nicht widersetzt? Schüsse und das Klirren der Säbel, die ihre Arbeit verrichten, unbeschreibliches Getöse dringt durch die Fenster.

In den Gräben bei der Umzäunung werden Leichen geworfen. Man kann mit der Beerdigung nicht beginnen, da sich die Zahl der Deliquenten noch vermehren wird. Das Standgericht tagt. Die Kriegsgefangenen sehen alles. Mögen sie nur alles sehen. Es soll ihnen eine „Lehre“ sein. Paarweise, zu dreien und zu vierten führt man die Meuterer auf die Wiese hinaus. Wer zum Tode verurteilt ist, trägt weiße Unterkleider. Man kann ihn leicht erkennen. Jeder Meuterer wird nach einigen Schritten von rückwärts erschossen. Man muß aber beim Schießen sehr achtgeben, denn auf der Wiese fahren Karren umher und sammeln die Leichen. Da heißt es aufpassen, damit man nicht „Unschuldige“ trifft. Der Graben füllt sich. Den ganzen Tag hört man das Geheul, das Gewehrgeknatter. Es wird Mittag und Nachmittag, und immer

noch kein Ende. Es ist, als träfe jeder Schuß den, der es hören muß, in die Stirn. Und wenn man sich auch die Ohren zuhält, man muß es hören. Wenn man auch die Augen schließt, sehen muß man es doch. Es ist spät nachmittags, und noch endet es nicht. Wie lange noch? Am Morgen, aber erst am Morgen des dritten Tages, hört das Gewehrgeknatter auf. Der Hügel wird abgetragen, die Wiese gesäubert, man klaubt zusammen, was da und dort im Staube liegt...

Inzwischen hockt bei den Erdbaracken ein meuternder Offizier in einer Grube. Er hat sich dorthin geflüchtet. Zitternd wartet er hier seit zwei Tagen. Eine Patrouille nähert sich. Er sieht sie. Aus! Er schießt sich eine Kugel in den Kopf. Die Patrouille zieht die Leiche aus der Grube. Es ist einer in feldgrauer Uniform — ein österreichisch-ungarischer Offizier, Kommandant einer Baracke. Die Insassen der Baracke werden dezimiert. Offiziere, Mannschaften nebeneinander. Einem Offizier wird die Gnade gewährt, das Bild seiner Frau und seines Söhnchens, vor denen er fünf Jahre hindurch seine Gebete verrichtet hat, sowie seinen Ehering einem Kameraden zu übergeben. Andere sprachen keinen „letzten Wunsch“ aus. Einige Kadetten haben ein kommunistisches Blatt herausgegeben... Strafe: „Tod durch Erschießen, sofort zu vollstrecken.“

Die ersten Schneeflocken begannen über dem Lager zu wirbeln, und das starre Entsetzen löste sich allmählich. Wieder das alte. An den Büfetts borgte man den Arbeitern auch jetzt nur bis zum Wochenende. Jetzt war ein anderer „die populärste Schauspielerin“, nicht mehr der blonde sommersprossige Fähnrich. Am Roulettetisch der Siebener-Baracke galten zwanzig Rubel als kleinster Einsatz. Ein Knopffabrikant hatte sich auf die Erzeugung von

Winterschuhen eingerichtet. Die tschechischen Legionäre bestellten für die Russenmädchen Wäsche und klagten manchmal darüber, daß es lange währe, bis sie heimkämen... Die Standgerichte, die im Sommer gewütet hatten, wurden von ihnen verurteilt. Sie berichteten, daß ein Mitglied des Roten Kreuzes, ein Fräulein Else Brandström, die Fortsetzung der Metzeleien verhindert habe. Sie gaben sich in kluger, besonnener Weise über die furchtbaren Ereignisse Rechenschaft. Es waren unter ihnen zum Teil frühere Lagerinsassen. Man hatte sie gemustert, nun wohnten sie außerhalb des Lagers. Manchmal ließen sie ihre ehemaligen Kameraden heimlich wissen, daß etwas Böses im Anzuge sei. Bei den Koltschakschen Truppen sei die Manneszucht ins Wanken geraten. Die tschechisch-slowakischen Truppen sehnten sich heim. Die Roten drückten mächtig auf die weiße Front, hätten bereits Nowo-Nikolajewsk besetzt. Das sibirische Volk sei nun auch kriegsmüde.

Was ist besser — wenn die Weißen siegen oder die Roten? Wenn die Weißen siegen, wird der Kampf nie ein Ende nehmen. Von Tag zu Tag mehrten sich die Nachrichten von eingenommenen Städten — die Roten kamen näher und näher. In dieser und jener Garnison meuterten Soldaten der weißen Armee.

Sobald die brennende sibirische Kälte eintrat und über die Steppe der Eiswind, die unüberwindliche Burana, dahinsauzte, war aller Widerstand der Tschechen und Weißen gebrochen, und die Räumung begann. Nach Weihnachten sprach man ganz offen davon, daß es sich nur um einige Tage handeln könne, und diese Tage verflossen schnell.

Am Nachmittag eines Tages, der von besonders widersprechenden und wechselvollen Nachrichten erfüllt war, sagte ein Offizier, der bisher akademische Vorträge über die Gottheiten des Ostens gehalten hatte: „Nun hat die Stunde der Tat geschlagen. In

der Nachbarschaft in Atschinsk, ist es zum Aufruhr gekommen. Vorwärts mit frischem Mut!“ Hundert-siebenundzwanzig Mann mit diesem Oberleutnant an der Spitze machten sich auf. In der Stadt herrschte völliger Wirrwarr, und der Oberleutnant konnte mit seinen Leuten und vier Kanonen bei dem Friedhof Stellung nehmen. Der Ort wirkte düster, der Oberleutnant aber lächelte. Was für Nachrichten mochte er wohl erhalten haben. Was für Pläne wollte er durchführen?

Der Abend dämmerte. Am Rande der Hügel erschienen Reiter. Die zurückweichenden Truppen Koltschaks waren auf der Flucht, ungeheure Menschenmassen wogten dahin, zu Pferd, zu Wagen, zu Fuß, so wirbelten sie über die Ebene. Der Oberleutnant begann mit seinen vier Kanonen auf sie zu feuern. Sein Ziel war nicht zu verfehlen. Nach den ersten Schüssen kamen Parlamentäre. Die Koltschakschen Truppen waren zweiunddreißigtausend Mann stark. Über zweitausend Werst flüchteten sie vor ihren Verfolgern. Sie waren nicht mehr imstande, den furchtbaren Rückzug fortzusetzen. Bei ihnen gab es auch Bürger, Kinder und Frauen. Sie wollten die Waffen strecken. Aber man mußte achtgeben. Auch Kranke waren unter ihnen. Flecktyphus.

Die roten Truppen der Stadt vereinigten sich mit den Leuten des Oberleutnants. Gemeinsam entwaffneten sie die Weißen. Erst am nächsten Tag erfuhren die Unterlegenen, daß sie vor hundertsiebenundzwanzig Mann und vier Kanonen die Waffen gestreckt hatten. Aber dies war im Grunde gleichgültig, denn sie konnten nicht weiter.

Im Lager herrschten jetzt weder die Roten noch die Weißen. Weder die Industrie noch die Wissenschaft und die Kunst. Weder das Kapital noch die Arbeit, weder reich noch arm, weder Freundschaft

noch Feindschaft, weder Schönheit noch Häßlichkeit. Im Lager herrschte der Flecktyphus.

Die Öfen erkalteten, die Bäuche der Blasebälge schrumpften zusammen, in der Schuhcremefabrik fiel, der Rührlöffel hin, jedwedes Feuer erlosch.

Die Koltschaktruppen hatten siebzigtausend Pferde mitgeführt. Diese wieherten hungergequält auf den Feldern, suchten Nahrung unter dem hohen Schnee, verreckten. Achttausend Flecktyphusranke lagen fiebernd und sterbend in und unter den Spitalbetten, zu zweien, zu dreien in einem Bett, auch auf dem Fußboden, in den Korridoren, in den Baracken unter den Gesunden, in den zu Lazaretten umgewandelten Bodenräumen.

Man konnte sie nicht heilen, ihnen keine Medizin verabreichen, niemand hatte für sie Vorsorge getroffen.

Beerdigungen im Lager, Begräbnisse in der Stadt.

Ein Teil der Leute war krank, der andere Teil mußte die Toten begraben. Man hatte auch für die toten Pferde Sorge zu tragen. Man mußte tiefe Gruben sprengen.

Man wehrte sich gegen die Pest, gegen die Fäulnis, die im Frühjahr kommen konnte.

Die Leichen der Kranken wurden, zu Haufen zusammengeschaufelt, in Massengräber bestattet — ihre Kleider wurden abseits auf großen Scheiterhaufen verbrannt. Den an Flecktyphus Verstorbenen gehörte keine Kleidung.

Eines Tages erhielt der Fähnrich einen Brief... Sein Kamerad Jampel, der schüchterne Hilfsnotar, hatte ihn geschickt. Jampel bat, er möge schnell zu ihm kommen, wenn er ihn noch sehen wolle. Der Fähnrich rannte in die Stadt und kam auf seinem Wege an dem jüdischen Friedhof vorbei. Am Tore hielt der Leichenwagen. Der Kutscher war zum

Friedhofswächter gegangen, um sich zu warmen. Der Wagen stand unbewacht. Eine schauerliche Neugier trieb den Fähnrich zu den Leichen. Mit seiner Hand, die in einem Lederhandschuh stak, lüftete er das schwarze Tuch. Oben lag Jampel. Er hatte den Mund etwas zu einem Lächeln verzogen, aber seine Brust war schon schwarz.

Der Fähnrich ließ die schwarze Hülle fallen. Ging zum Lager zurück. Plötzlich kam ihm ein Gedanke. Er schämte sich sehr. Dann blickte er sich um. Er befand sich allein am Ufer des Jenissei. Nur der sibirische Wind jagte über das Feld.

Er nahm sich ein Herz, streifte den seucheverdächtigen Handschuh ab und warf ihn fort.

Das war sein Abschied.

Jetzt kamen nach zwei Jahren die ersten Nachrichten aus der Heimat. In den Ländern Europas war inzwischen eine neue Geographie entstanden. Die Nachrichten waren nicht sehr ermutigend. Auch jetzt herrschte noch keine völlige Ruhe. Aber es war schon sehr beruhigend, daß es keinen Krieg mehr gab. Es war Friede. Es war aber kein solcher Friede, daß die Gefangenen einfach hätten heimreisen können. Sie konnten dies schon deshalb nicht, weil bei dem Koltshakschen Rückzug die Eisenbahnen schwer gelitten hatten. Gewisse Zwischenfronten mußten noch gesäubert werden. Auch wegen des immer noch herrschenden Flecktyphus konnte man nicht reisen. Es genügte nicht der Einwand, daß die Gefangenen sich bereit fanden, sich auch der Gefahr des Flecktyphus auszusetzen. Schließlich kennt man die Gefangenen so weit, daß man ihnen jeden Leichtsinns zutrauen kann. Aber man darf die Krankheit nicht nach dem europäischen Rußland einschleppen.

Doch auf den Eisenbahnen gibt es jetzt wieder große Kohlentransporte. Wer bereit ist, an den Transporten teilzunehmen, kann in sechs Wochen nach Moskau gelangen. Es ist ein Kinderspiel von Moskau die Heimat zu erreichen.

Es gab sehr zahlreiche Anmeldungen zu den Transporten.

Genau sechs Wochen lang mußte die Kohle von den sibirischen Ebenen nach dem europäischen Rußland eskortiert werden. Sechs Wochen hieß es bewaffnet im offenen Kohlenwagen stehen und den Schatz in der gräßlichen Kälte bewachen. In der Nähe der größeren Orte mußte besonders das russische Personal bewacht werden, das um jeden Preis Kohle stehlen wollte, um dafür verschiedene Waren einzutauschen. Aber die Gefangenen waren stärker bewaffnet und zahlreicher als das Zugpersonal, sie konnten energisch auftreten. Sie bewachten die Kohlen ehrlich.

Nach sechs Wochen waren sie wirklich in Moskau angelangt. Und wie einfach das ging! Sie wurden ein wenig gewaschen, ein wenig desinfiziert, es wurde eine Liste der Glücklichen angefertigt, und man schickte sie nach der russischen Grenzstation. Wer kümmerte sich darum, wer es war, der frei durch das Netz schlüpfen durfte, und wer zu Zwangsarbeit oder als Geisel zurückgehalten wurde?

Wer blickte wohl auf das Massengrab zurück, das sich als Symbol versunkener Lagerkultur hinter dem Lager am Jenissei erhob? Wer gedachte der Spenglerwerkstatt, wer der versunkenen Staaten, der verschollenen Kommandos, der Fabriken, der Industrien? Der Effektenbank und der nationalen und der Klassenkämpfe? Der Völkerschlachten, für die einst unsere Lagervorfahren den Heldentod erlitten? Wer gedachte der Lagerreichen und der Lagerbettler, wer gedachte der Stelle, wo jetzt nur ein großer weißer

Kalkfleck verriet, daß hier ein Berg von Menschen lag, entseelt, rücklings übereinander? Ein schwarzer Fleck und ein Häufchen Asche bezeichnet fortan den Ort, wo alles, was an jenen Menschen sterblich gewesen, zum letztenmal aufgelodert ist.

Jenseits der Grenze, auf estländischem Boden, mußte sich der Transport nochmals legitimieren. Da wollte etwas bei den Papieren des Fähnrichs nicht stimmen. Es hieß, es hätte weiter nichts zu sagen, man werde sogleich an die russische Grenzstation telefonieren und in den amtlichen Listen den Namen des Fähnrichs suchen.

Er stieg aus, der russische Beamte ging zum Telefon und rief an. Der Gefangene stand in dem kleinen Grenzwächterhäuschen und betrachtete seinen Zug mit Bangen. Der Beamte sprach bereits mit der nächsten Station, da sah der Fähnrich mit Entsetzen, daß sich sein Zug langsam in Bewegung setzte. Er lief zur Tür hinaus, sprang auf dem Damm, schrie, jemand solle ihm die Hand hinabreichen... Sonst konnte er den hohen Bord des Viehwagens nicht erklimmen.

Eine Hand streckte sich heraus. Er packte sie krampfhaft und schwang sich mit äußerster Kraftanstrengung in den Waggon hinauf.

Vom Wächterhäuschen schickte man ihm eine Kugel nach. Aber er war schon oben, und der Zug rollte zwischen den tausend Seen von Estland dahin. Der Mann, der ihm die Hand entgegengestreckt hatte, ein Kamerad aus dem Mannschaftsstande, fluchte nicht wenig. Er sagte, er hätte nicht gewußt, worum es sich handle, hätte die Hand ohne Absicht aus dem Wagen herausgereicht... Er hätte sie dann nicht zurückziehen können, weil der Fähnrich sich angehängt habe. Hätte er ein Messer besessen, hätte er dem Fähnrich die Hand abgeschnitten...

„Tut nichts, Kamerad, bin dir trotzdem sehr dankbar.“

„Warum nicht gar! Sie hätten mich beinahe nach Rußland zurückgezerrt...!“

Endlich befanden sie sich in der Nähe von Swinemünde in Quarantäne. Zwei Wochen lang wurden sie beobachtet, ob sie nicht irgendwelche östliche Krankheiten eingeschleppt hätten.

In Stettin fiel er dann über die ersten Zeitungen heißhungrig her. Er gab sich dem lange entbehrten, süßen Rausch des Zeitungslesens hin. Menschheit! Sieben Jahre war ich getrennt von dir. Mein Gott, was sind die brennendsten Fragen jetzt? Gibt es noch Haß?

... Die Elsässer Frage... Das Problem des Todes... Nachklänge von Deutschlands Größe... Sonderbar.

Dann las er einen Witz in einer illustrierten Zeitschrift. Gibt es denn jetzt solche Witze? Ist dies ein Witz der Nachkriegszeit? Ein Negerhäuptling — mit Zylinder, in Schuhen und Cutaway — was ist da zu lachen? Und lacht man nicht über mich, den Herrn mit seinem Doktordiplom, in dem oft gewendeten, geflickten Artilleristenmantel, unrasiert, seit sieben Jahren verlaust, fleckfieberverdächtig, seit sieben Jahren unterwegs. Schlaf immer nur auf der Pritsche... ist denn nicht auch das zum Lachen, lachhaft und lächerlich?

Im Heimatland entwischte er dem Sammeltransport auf der ersten Station. Er konnte die Formalitäten nicht abwarten.

Er hatte Glück. Er traf an der Station einen Wagen aus seinem Dorf. Nun zurück auf dem Weg, auf dem er vor sieben Jahren aufgebrochen war. Blaß, mager, zerlumpt, so langte er an. An dieser Stelle war vor sieben Jahren Csutors des Hirten Sohn ein-

gestiegen. Hier hatten sie darüber gesprochen, daß er, der Fähnrich, mit dem Leben davonkommen würde. Wieso konnte man das vorher wissen? Mein Gott... meine Mutter... meine Mutter... Wer weiß... wer weiß...

Vor dem Dorfe stieg er aus dem Wagen, ging zu Fuß weiter. Er schickte jemand voraus, der melden sollte, daß er käme... Auf dem Feldweg, den er ging, erkannten ihn die Bauern. Sie schlugen verwundert die Hände zusammen. Ein alter Bauer wollte ihn kaum weitergehen lassen, umarmte, küßte ihn ... Frauen weinten, Kinder sprangen um ihn, alte Bauern begleiteten ihn mit dem Hute in der Hand. Als käme er vom Jenseits zurück. Er schritt die Dorf-gasse entlang, er näherte sich dem Tore, da stürzten plötzlich schluchzend die Seinen ihm entgegen: sein greiser Vater mit entblößtem Haupt, seine Frau — aufgewühlt, sein Söhnchen — erschrocken. Aber seine Mutter, sein jüngerer Bruder waren nirgends zu sehen. Und weder hier und jetzt, noch später und anderswo.

Als er nach langen Monaten im Garten saß und die Quittenäpfel schon gelb vom Herbst in den Zweigen leuchteten und die Fässer zur Weinlese vorbereitet wurden, da überkam ihn eine sonderbare Krankheit. Er hatte bis jetzt sich nur bemüht, die qualvollen sieben Jahre von sich abzustreifen. Jetzt empfand er, daß etwas anderes sein Herz bedrückte. Es kann ja nicht so weitergehen. Er muß sich nach etwas umsehen, muß arbeiten. Er muß mit seinem Doktordiplom etwas zu beginnen suchen in der Welt. Man muß ja leben. Morgen wird er bereits Vorwürfe aus den Blicken lesen.

In diesen Augenblick der Selbstbesinnung sah er die Zukunft vor sich. Werden ihn morgen auch die alten Wassergläser auf dem Bord vorwurfsvoll ansehen, und werden die Quittenäpfel mißbilligend die Köpfe schütteln?

Er nahm Abschied von den leidvollen, aber verantwortungslosen Jahren der Vergangenheit und schritt unsicheren Schrittes heraus — aus dem Garten der Sorglosigkeit.

RODION MARKOVITS

Rodion Markovits wurde am 15. Juli 1888 in Klein Girtza (Gherța Mică) im Oașer Land geboren. In Budapest studierte er Rechtswissenschaft und brachte nebenbei die Wochenschrift *Virradás* (Morgenröte) heraus, die jedoch bald ihr Erscheinen einstellen mußte. Danach war er freier Mitarbeiter der Publikationen *Népszava* (Volkswort), *Független Magyarország* (Unabhängiges Ungarn) und *Fidibus*. Während des Ersten Weltkriegs geriet er in russische Kriegsgefangenschaft und trat nach der Oktoberrevolution in die Rote Armee ein, wo er zum politischen Kommissar der 1. internationalen Brigade, später zum Kommissar des sogenannten „Goldenen Zuges“ ernannt wurde. Dieser Zug beförderte Waffen, die die Rote Armee von den Weißgardisten erbeutet hatte. Ab 1920 war er Mitglied der KPdSU(B). Im Jahre 1922 kehrte Markovits in die Heimat zurück und eröffnete in Sathmar eine Advokatenkanzlei. Später wirkte er als Journalist bei verschiedenen Sathmarer und Klausenburger Zeitungen. Gegen Ende der 30er Jahre nahm er seine Tätigkeit als Redakteur der *Temesvári Hírlap* (Temeswarer Nachrichtenblatt) auf. Zur Zeit des Zweiten Weltkrieges wurden seine Werke verboten. Nach der Befreiung unseres Landes trat er der RKP bei und war Redakteur der Temeswarer Zeitung *Szabad szó* (Freies Wort). Er starb am 27. August 1948.

Einer weltweiten Resonanz erfreute sich eigentlich bloß sein Erlebnisbericht *Szibériai garnizon. Kollektiv riportregény* (Sibirische Garnison. Ein kollektiver Reportagenroman),

der nach seinem Erstlingswerk, dem Erzählungsband *Ismét találkozem Baltazárral* (Erneut treffe ich Balthasar) 1927 als Fortsetzungsroman in der Klausenburger *Keleti Újság* (Ost-Zeitung) erschien und kurz darauf in rumänischer Übertragung in der Zeitung „*Dimineața*“ (der Morgen) abgedruckt wurde. Zwei Jahre später brachte der Berliner Propyläen-Verlag — wenn auch stark gekürzt — die deutsche Fassung heraus, der diese Ausgabe folgt. Danach wurde das Buch ins Englische, Italienische, Finnische, Französische, Holländische, Spanische und sogar ins Chinesische übersetzt. Einer Fortsetzung des Buches, *Aranyvonat* (Goldener Zug) und dem Roman *Sánta farsang* (Lahmer Fasching) war nicht der gleiche Erfolg beschieden. 1940 veröffentlichte der Autor seinen Erzählungsband *Reb Áncsli és más avasi zsidókról szóló széphistóriák* (Rebbe Áncsli und weitere Histörchen über Oașer Juden) und der Roman *Egy öreg partizán naplója* (Tagebuch eines alten Partisanen).

Sibirische Garnison ist die Geschichte von einem zaristischen Kriegsgefangenenlager im fernen Sibirien, irgendwo an der russisch-chinesischen Grenze. Leicht distant, ja manchmal unterkühlt, wird der Alltag der österreichisch-ungarischen Stabsoffiziere im Lager geschildert, von denen sich der Fähnrich — im Zivilleben von Beruf Rechtsanwalt — als Hauptgestalt abzeichnet. Sein Name fällt nie. Er ist eben einer der vielen, die das gleiche Los teilen. Die Nachricht von der Oktoberrevolution erreicht auch die Kriegsgefangenen und läßt sie neue Hoffnung schöpfen. Konkrete Bilder, leichte Ironie und Mitgefühl für das schwere Schicksal der Lagerinsassen sind die Höhen des Buches, das unaufdringlich zur Wahrung und Verteidigung humaner Werte aufruft.

J. S.

Lektor: JÜRGEN F. SALZEK
Technischer Redakteur: WALTER WEIDLE

Imprimatur : 28.V.1979. *Erscheinungsjahr*: 1979. *Format*: 50X80/16.
Verlagsbogen : **13,36.** *Druckbogen*: 18. *Auflage*: 4 **900+90+20**
 Ex., *brosch.*

Satz und Druck unter Bestellnummer 18 im polygraphischen
Betrieb „Banat“, Calea Aradului 1, Temeswar, Sozialistische
Republik Rumänien.

